

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
Diakoniewissenschaftliches Institut  
der Theologischen Fakultät

69117 Heidelberg  
Karlstraße 16  
Tel.: 06221/543336

# Diakoniewissenschaft heute – Zwischenbilanz und Perspektive



DWI-INFO Nr. 31  
Heidelberg

ISSN 0949-1694  
1997/98

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie in den vergangenen Jahren geben wir unser DWI-Info auch in diesem Jahr wieder kostenlos an Interessierte ab. Die Kosten, die uns durch Druck und Versand inkl. Porto des Infos entstehen, sind in den letzten Jahren ständig gestiegen. Das DWI-Info erfüllt jedoch die Aufgabe, über die Arbeit des Instituts zu informieren sowie den Kontakt zwischen Interessierten, Ehemaligen, Studierenden, Landeskirchen sowie Diakonischen Werken und dem Institut zu pflegen und zu intensivieren. Daher erlauben wir uns die Bitte, daß Sie mit einem Betrag von DM 10,- bis 15,- die Deckung der Porto- und Druckkosten sicherstellen helfen.

Für Ihre Gabe danken wir Ihnen im Voraus sehr herzlich!

Überweisungen vollziehen Sie bitte auf das Konto:  
Kontonr. 28 959 bei der  
Sparkasse Heidelberg (BLZ: 672 500 20)  
unter dem Stichwort: Europa-DWI-Info

## Liebe Freunde und Freundinnen des DWI-Info!

„Diakoniewissenschaft heute – Zwischenbilanz und Perspektive“ – das vorliegende Info Nr. 31 kommt gewichtig daher. In der nun bald zwanzigjährigen Geschichte des Infos ist es mit über 130 Beiträgen von mehr als 90 Autorinnen und Autoren das bei weitem umfangreichste. Zugleich steigerte sich im Laufe der Jahre die Auflagenhöhe. Damit hat sich die Hoffnung ein Stück weit erfüllt, die im Vorwort zu Info Nr. 17 (Sommersemester 1986) anlässlich der Übernahme der Institutsleitung durch Prof. Theodor Strohm ausgesprochen wurde: daß durch das Info „ein reger und notwendiger Austausch nicht nur unter den Studentinnen und Studenten des DWI stattfinden kann, sondern daß auch die Empfänger außerhalb der Universität an diesem Gespräch bereichernd teilnehmen möchten.“ In der vorliegenden Ausgabe schreiben neben den Studierenden am Institut auch verstärkt Absolventinnen und Absolventen, die inzwischen in Kirche und Diakonie tätig sind. Dies alles ist Ausdruck dafür, daß der Kreis immer größer wird, der sich für Diakoniewissenschaft interessiert.

Die diakoniewissenschaftliche Perspektive erlebt derzeit insgesamt einen beachtlichen Aufschwung. Über den aktuellen Stand informieren wir im ersten Teil. Nach einem grundlegenden Überblick über „neuere Entwicklungen in der diakoniewissenschaftlichen Ausbildung und Forschung in Europa“ folgen exemplarisch ein Beitrag zur Bedeutung der Diakoniewissenschaft für die koreanische Kirche, ein Diakonieforschungsprogramm aus Schweden sowie Berichte über das internationale Forschungsseminar „Die Perspektive wechseln“, das im April 1997 mit Diakoniewissenschaftlerinnen und Diakoniewissenschaftlern aus Oslo in Heidelberg stattfand, und eine Tagung der „Association Espoir“ zum Thema „Wahre Nächstenliebe ist Gerechtigkeit“.

Der zweite Teil „Diakoniewissenschaftliche Projekte“ bietet zunächst Kurzvorstellungen der neuesten Veröffentlichungen aus dem Institut. Anschließend wird die bereits im letzten Info „Wege der Diakoniewissenschaft“ begonnene Bilanzierung der Ergebnisse aus Studium und Forschung fortgeführt, indem der Zusammenstellung der Abschluß- und Diplomarbeiten nun die der Dissertationen und Habilitationsschriften folgt. Zugleich werden diese Arbeiten – vollständig von 1989 bis heute – erstmals auch durch kurze Inhaltsbeschreibungen angezeigt. Neu im Info ist auch die Vorstellung von in Vorbereitung befindlichen Forschungsprojekten. Dabei handelt es sich nicht um eine lückenlose Darstellung, vielmehr soll diese Rubrik im nächsten Info weitergeführt werden. Im Anschluß werden – wie gewohnt – die neuesten Abschluß- und Diplomarbeiten vorgestellt. Auch hier finden sich neuerdings zusätzlich Anzeigen einiger in Vorbereitung befindlicher Arbeiten.

Am Beginn des dritten Teils mit Berichten aus Studium und Praxis steht die weltweite Perspektive von Diakonie und Diakoniewissenschaft, vertreten durch einen Seminarbericht „Ökumenische Diakonie“, den im Seminar gehaltenen Vortrag des Leiters von „Brot für die Welt“, Direktor Dr. Hans-Otto Hahn, sowie zwei exemplarische Darstellungen kleiner entwicklungspolitischer Initiativen. Dem deutschen Kontext widmen sich die Beiträge zum „Konsultationsprozeß zum gemeinsamen Wort der Kirchen“ und zur neuen Denkschrift der Kammer der EKD für soziale Ordnung „Handwerk als Chance“ sowie zum Themenfeld Diakonisches Lernen/Diakonie in Religionsunterricht und Schule. Neuerungen im Studium am Institut stellen drei weitere Berichte unter den Stichworten „Sozialmanagement“, „Lebensweltorientierte Sozialarbeit/Sozialpädagogik“ und „Praxissemester Diakonie“ vor. Einen Ausblick auf das bevorstehende Jubiläumsjahr der Diakonie gibt Uwe Mletzko, ehemaliger Mitarbeiter am Institut und nun im Diakonischen Werk der EKD mit der Koordination des Jubiläums betraut.

Die Exkursionen führten Studierende des Instituts im Januar 1997 nach Neuendettelsau und im Juni zum 27. Deutschen Evangelischen Kirchentag nach Leipzig. Beide Veranstaltungen werden hier umfangreich dokumentiert. Abgeschlossen wird das vorliegende DWI-Info mit „Informationen zum Studium am DWI“ einschließlich der „Prüfungs- und Studienordnung der Universität Heidelberg für den Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft“ und der Zusammenstellung der am Institut mitwirkenden Gremien und Personen sowie mit den Hinweisen auf die beiden Publikationsreihen des DWI.

Eine anregende Lektüre wünschen

Michaela Frenz

Volker Herrmann

Uwe Joas

Annette Leis

Das DWI-Info/Forum Materialien Informationen ist ein studentisch verantwortetes Informationsblatt, das jährlich über die Arbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut und mit der Arbeit zusammenhängende Schwerpunkte berichtet. Hier schreiben Studierende/Dozierende/Ehemalige/Freunde/Freundinnen des DWI für alle Interessierten aus dem Bereich Diakonie und Kirche. Die Artikel geben jeweils die Meinung derer wieder, die sie verfaßt haben.

ISSN 0949-1694

Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg

Karlstraße 16

69117 Heidelberg

Tel: 06221 / 54 33 36

Fax: 06221 / 54 33 80

#### Sprechstunden

Prof. Dr. Theodor Strohm	Dienstag	11 – 13 Uhr
Dr. Arnd Götzelmann	Dienstag	11 – 13 Uhr
Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann	Montag	14 – 16 Uhr
Dr. Renate Zitt, Dipl.-Diakoniewiss.	Mittwoch	11 – 13 Uhr

# Inhaltsverzeichnis

Seite

<i>Theodor Strohm</i> Zur Einführung .....	6
---	---

## I. Stand der Diakoniewissenschaft

<i>Theodor Strohm/Arnd Götzelmann/Annette Leis</i> Neuere Entwicklungen in der diakoniewissenschaftlichen Ausbildung und Forschung in Europa ...	7
<i>Kim Ok-Soon</i> Diakoniewissenschaft als Zukunftsperspektive für die koreanische Kirche .....	18
<i>Anders Bäckström/Charlotte Engel</i> Diakonie zwischen Kirche und Gesellschaft. Das Diakonieforschungsprogramm des „Samariterhems“ in Uppsala/Schweden .....	24
<i>Renate Zitt/Trygve Wyller/Kjell Nordstokke</i> „Die Perspektive wechseln“. Dokumentation zum internationalen Forschungsseminar mit Diakoniewissenschaftler/innen aus Oslo in Heidelberg (22.-27.4.1997) .....	27
<i>Britta von Schubert</i> „Wahre Nächstenliebe ist Gerechtigkeit“. Tagung in Mittelwahr/Elsaß .....	32

## II. Diakoniewissenschaftliche Projekte

<b>1. Neueste Veröffentlichungen aus dem Diakoniewissenschaftlichen Institut .....</b>	<b>34</b>
<b>2. Dissertationen und Habilitationsschriften .....</b>	<b>38</b>
Dissertationen und Habilitationsschriften am DWI (1963-1997) .....	38
Anzeigen der Dissertationen am DWI (1989-1997) .....	40
Anzeigen der Habilitationsschriften am DWI (1993-1997) .....	54
Vorstellung einiger in Vorbereitung befindlicher Dissertationen .....	57
Vorstellung in Vorbereitung befindlicher Habilitationsschriften .....	63
<b>3. Abschluß- und Diplomarbeiten</b>	
Diakoniewissenschaftliche Diplomarbeiten am DWI (1996/97) .....	69
Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Abschlußarbeiten am DWI (1996/97) .....	70
Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Diplomarbeiten am DWI (1996/97) .....	71
Vorstellung einiger in Vorbereitung befindlicher Abschlußarbeiten .....	81
Vorstellung einiger in Vorbereitung befindlicher Diplomarbeiten .....	83

## III. Berichte aus Studium und Praxis

<i>Lutz Drescher</i> „Nach-gedachtes“ – Notizen nach dem Seminar „Ökumenische Diakonie“ im Sommersemester 1997 .....	90
<i>Hans-Otto Hahn</i> Ökumenische Diakonie und die Aktion „Brot für die Welt – Wandlungen und Erfahrungen“ .....	92

<i>Christoph Dahling-Sander</i>	
Diakonie zwischen Ökumene und Ökonomie. Am Beispiel der Kindertagesstätte „Casa Belén“ in Lima	96
<i>Uwe Joas</i>	
Die Ökumenische Initiative Mittelamerika e.V. Ein Beispiel für Ökumenische Diakonie	97
<i>Theodor Strohm</i>	
Der Weg ist das Ziel – Der Konsultationsprozeß zum gemeinsamen Wort der Kirchen geht weiter	99
<i>Theodor Strohm</i>	
Handwerk als Chance – Zur neuen Denkschrift der Kammer der EKD für soziale Ordnung	105
<i>Britta von Schubert</i>	
Diakonisches Lernen in der Schule	107
<i>Markus Wild</i>	
Diakonie im Religionsunterricht. Bibliographie und Vorlesebuch in Vorbereitung	110
<i>Christian Solle</i>	
Sozialmanagement – ein „neuer Trend“ am DWI?	112
<i>Uwe Joas/Dirk Jonas</i>	
Lebensweltorientierte Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Seminar- und Exkursionsbericht	113
<i>Ulla Vogler</i>	
„Praxissemester Diakonie“ – eine neue Form von Praktikum	115
<i>Uwe Mletzko</i>	
150-Jahr-Jubiläum der Gründung des Central-Ausschusses der Inneren Mission im Jahre 1998	116

#### **IV. Exkursion nach Neuendettelsau**

<i>Arnd Götzelmann/Renate Zitt</i>	
Exkursion nach Neuendettelsau vom 9. bis 11. Januar 1997	118
<i>Cornelia Baumann</i>	
Einführung in die Geschichte und aktuelle Arbeit des Ev.-Luth. Diakoniewerkes Neuendettelsau	119
<i>Rainer Kimmel</i>	
Referat von Rektor Schoenauer (Diakoniewerk Neuendettelsau) zur Frage der Qualifizierung von Leitungspersonen in Diakonie und Kirche	121
<i>Wolfgang Stoll</i>	
Spendenmarketing – Eine Chance für die Zukunft	122
<i>Stephan Glaser</i>	
Schule als „Gesellschaftsdiakonie“	122
<i>Rainer Kimmel</i>	
Besuch der Krankenpflegeschule	124
<i>Catharina Ziehm</i>	
Bericht über die Fachschule für Heilerziehungspflege und Heilerziehungspflegehilfe	124
<i>Tanja Raack</i>	
Fachschule für Diätassistent/innen	125
<i>Dorothee Speck</i>	
Bericht zum Besuch der Laurentius-Realschule Neuendettelsau	126
<i>Tobias Stäbler</i>	
Das Laurentius-Gymnasium	127
<i>Daniela Jäkle</i>	
Berufsfachschule für Kinderpflege/Berufsfachschule für Sozialpflege	127

<i>Hannes Jäkke</i>	
Der neu eingerichtete Studiengang Pflegemanagement als dritter Fachbereich der Ev. Fachhochschule Nürnberg .....	128
<i>Dirk Jonas</i>	
Pflege im Aufbruch – Zusammenfassung des Festvortrags von Frau Prof. Hilde-Dore Abermeth .	129
<i>Isa Christofzik-Trott</i>	
Kamingespräch mit dem früheren DWI-Absolventen Prof. Dr. Richard Riess: Diakoniewissenschaftliche Impulse ziehen sich durch ein Leben .....	131
 <b>V. Zur Diakonie auf dem Kirchentag in Leipzig</b>	
<i>Arnd Götzelmann</i>	
Der Kirchentag als diakonische Großveranstaltung. Exkursion zum 27. Deutschen Evangelischen Kirchentag nach Leipzig vom 18. bis 22. Juni 1997 .....	132
<i>Renate Zitt</i>	
Eindrücke und Diskussionsbeiträge vom „Rasthof Diakonie“ auf dem Kirchentag in Leipzig .....	135
<i>Rudolf Hackner</i>	
Wandlungsprozesse – Beobachtungen vom Kirchentag .....	137
<i>Hans Jürgen Baltés</i>	
Neue Aufbrüche in der diakonischen Altenarbeit? .....	138
<i>Heike Goebel</i>	
„Albert Schweitzer – Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital Lambarene e.V. in Frankfurt/M. und Albert-Schweitzer-Komitee e.V. in Weimar“ auf dem Markt der Möglichkeiten ..	139
<i>Hong Ju-Min/Kim Han-Ho</i>	
Gemeinsames Feierabendmahl nord- und südkoreanischer und deutscher Christen .....	140
<i>Markus Wild</i>	
Die Nikolaikirche – Kirche für die Stadt als Kirche der Zukunft. Bericht über das Politische Nachtgebet „Gerechtigkeit für die Stadt“ .....	141
<i>Silke Funk</i>	
Eine Reise durch den Gottesdienst im Themenbereich „lebendige Liturgie“ .....	143
<i>A. Fleck</i>	
Frauenwerkstatt und feministisch-theologische Basisfakultät .....	144
<i>Katrin Koch</i>	
Die Thomasmesse: diakonisch-soziale Elemente im Gottesdienst .....	146
<i>Esther Immer/Matthias Hoffmann</i>	
Die Theologie des Lebens .....	147
<i>Katja Kersting</i>	
Forum Migration und Rassismus .....	149
<i>Steffi Gluth</i>	
„Heute ist der ganze Tag ‚nach der Arbeit‘“ .....	152
<i>Christine Ott</i>	
„Solidarität und Gerechtigkeit – Grundprinzipien einer zukunftsfähigen Wirtschafts- und Sozialpolitik“ – ein Referat von Rainer Eppelmann .....	153
<i>Volker Herrmann</i>	
Kirchentag in Leipzig – diakonische Kontrastgesellschaft auf Zeit .....	155
 <b>VI. Informationen zum Studium am Diakoniewissenschaftlichen Institut .....</b>	 156

## Zur Einführung

Nach über zehn Jahren intensiver Arbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut ist es sinnvoll, eine Zwischenbilanz zu ziehen und einige Perspektiven zu eröffnen. Im letzten DWI-Info Nr. 30 (1996/97) wurden u.a. die Themen der Abschluß- und Diplomarbeiten, die bis zu diesem Zeitpunkt abgeschlossen waren, dokumentiert. Das Echo auf diese wichtige Information war beachtlich, denn überall im Land entstehen inzwischen Arbeiten mit diakoniewissenschaftlichen Themen. Wie erfreulich die Entwicklungen in den vergangenen zehn Jahren im Blick auf die Entfaltung der Diakoniewissenschaft im Inland, in Europa und sogar in fernen Ländern verlaufen ist, soll in dem vorliegenden DWI-Info Nr. 31 (1997/98) sichtbar gemacht werden. Darüber hinaus werden die Dissertationen und laufenden Arbeiten auf dem Gebiet der Diakoniewissenschaft sowie unsere neuesten Publikationen vorgestellt. Mit einigem Stolz können wir darauf hinweisen, daß aus der Arbeit unseres Instituts mehr und mehr qualifizierte Absolventinnen und Absolventen in wichtige Handlungsfelder der Diakonie einbezogen werden und dort ihre Kompetenz einbringen und erweitern können.

Allerdings soll der Überblick nicht Anlaß zur Selbstzufriedenheit sein, sondern die Anfänge dokumentieren, aus denen sich in Zukunft ein breitgefächertes Netz an diakoniewissenschaftlicher Aus- und Weiterbildung ergeben kann. Wir sind dankbar, wenn uns wichtige Informationen zu diesen Vorhaben, soweit sie uns bisher nicht zugänglich sind, mitgeteilt werden, damit wir ein Informationssystem zur diakoniewissenschaftlichen Ausbildung, Weiterbildung und Forschung aufbauen können.

Unsere Arbeit in Heidelberg wird durch neuere hochschulpolitische Entwicklungen tangiert. Die Einführung von sogenannten Bildungsgutscheinen betrifft auch Aufbaustudiengänge. Das heißt, es können unter ungünstigen Umständen Universitäts-Studiengebühren anfallen und damit neue Belastungen für die Studierenden auftreten. Langfristig wird es dahin kommen, daß Studierende nur dann ein kostengünstiges Studium absolvieren werden – jedenfalls im Blick auf die Studiengebühren –, wenn sie sich streng im Rahmen der Regelstudienzeiten bewegen.

Wenn Studierende ein Aufbaustudium rechtzeitig planen, so empfiehlt es sich, entweder Studienleistungen, die während der ersten Regelstudienzeit erbracht wurden, für das Aufbaustudium einzubringen oder durch vorzeitiges Ablegen des Examens Bildungsgutscheine für zwei Semester einzusparen. Diese Regelungen, die für das Wintersemester 1998/99 in Baden-Württemberg in Kraft gesetzt werden, sollten allerdings nach unserer Auffassung nur für Studierende gelten, die mit dem Studium erst beginnen.

Wir setzen uns dafür ein, daß die neuen Regelungen nicht zu Erschwernissen oder gar zur Blockade für unser Aufbaustudium Diakoniewissenschaft führen. Deshalb empfehlen wir allen Studierenden verstärkt, unser umfangreiches Beratungsangebot in Anspruch zu nehmen, um zu individuellen und für die Studierenden tragbaren Lösungen zu kommen.

Das Jahr 1998 wird im Zeichen des Gedenkens an die Gründung des Central-Ausschusses der Inneren Mission, an den Wittenberger Kirchentag mit der berühmten Stegreifrede Johann Hinrich Wicherns und der daraus folgenden Denkschrift „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation, im Auftrage des Centralausschusses für die innere Mission verfaßt von Johann Hinrich Wichern“ (1849) stehen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unseres Institutes sind in mancherlei Hinsicht in die Vorbereitungen dieses Ereignisses, die in der Verantwortung des Diakonischen Werkes der EKD liegen, involviert. Einige Projekte seien hier erwähnt: Bereits fertiggestellt ist die „Bibliographie zur Geschichte der deutschen evangelischen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert“, herausgegeben von Volker Herrmann, Jochen-Christoph Kaiser und Theodor Strohm. Vorbereitet wird eine Dokumentation zu Unterrichtsmaterialien mit dem Schwerpunkt Diakonie, die von einem Fachgremium betreut wird. Im Institut wird die erstmalige Herausgabe ausgewählter Predigten Johann Hinrich Wicherns vorbereitet. Damit soll eine weitere Grundlage zum Verständnis des theologischen Profils Johann Hinrich Wicherns geschaffen werden. Der Rat der EKD hat eine Kommission mit der Vorbereitung einer „Diakonie-Denkschrift“ beauftragt, die im Laufe des Jahres 1998 fertiggestellt werden soll. Die Planungen für einen großangelegten Diakonie-Kirchentag in Wittenberg unter Einbeziehung europäischer Gäste in der Zeit vom 25. bis zum 27. September 1998 sind in vollem Gange.

Bereits die genannten Projekte zeigen, daß die Diakonie ihr 150jähriges Jubiläum zum Anlaß nimmt, Bilanz zu ziehen und den Blick in die Zukunft zu öffnen. Diese Aspekte stehen auch im Mittelpunkt des Interesses von Forschung und Lehre am Diakoniewissenschaftlichen Institut.

Die vorliegende Informationsschrift DWI-Info Nr. 31 (1997/98) enthält wieder eine Reihe von Berichten über Exkursionen und Lehrveranstaltungen aus dem Kreise unserer Studierenden. Wir sind dankbar, daß mehr und mehr auch Persönlichkeiten aus der praktischen Arbeit zu uns nach Heidelberg kommen und durch ihre Berichte und entsprechende Materialien ein hohes Maß an Aktualität vermitteln. Im Zusammenwirken mit den Studierenden und auswärtigen Experten haben wir im vergangenen Jahr in unserem Studienprogramm den Aufgaben-

feldern Organisationsentwicklung, Qualitätssicherung, Management und Ökonomie erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Wir haben Vereinbarungen mit der Diakonischen Akademie (Berlin/Stuttgart) getroffen, neue Lehrformen entwickelt und entsprechende Lehraufträge vergeben. Damit erhielt die sozialwissenschaftliche Dimension unseres Studiums eine nicht unerhebliche Verstärkung.

Wir trauern um unseren Lehrbeauftragten, Herrn Pfarrer und Diplom-Psychologen Michael Söhngen, der am 20. Oktober 1996 im Alter von 41 Jahren plötzlich verstorben ist. Herr Söhngen hat unsere Arbeit am Institut durch sein hervorragendes Wissen und seine Erfahrung auf dem Gebiet der Zusammenarbeit mit geistig behinderten und psychisch kranken Menschen über Jahre hinweg bereichert. Wir haben seinem Gedenken ein Schwerpunktheft der Zeitschrift „Praktische Theologie“ (4/1997) gewidmet.

Den Dozentinnen und Dozenten sowie den Lehrbeauftragten am Diakoniewissenschaftlichen Institut und nicht zuletzt den Mitgliedern des Beirats, die in den vergangenen Jahren die Arbeit des Instituts freundschaftlich und mit großem sachlichen Engagement begleitet haben, möchte ich an dieser Stelle besonders danken. Wer immer Kontakt mit unserem Institut aufnimmt, wird bemerken, daß die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ohne Rücksicht auf Dienstzeiten ihren Einsatz leisten. Dies gilt namentlich für unsere langjährige Mitarbeiterin Frau Elke Herget, die zum 1. Oktober 1997 aus unserer Arbeit ausscheidet und einen neuen Aufgabenbereich innerhalb der Universität übernimmt. Für das große Engagement, ohne das wir unsere Arbeit nicht annähernd erfüllen könnten, schulde ich allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern meinen besonderen Dank.

## I. Stand der Diakoniewissenschaft

Theodor Strohm/Arnd Götzelmann/Annette Leis

### Neuere Entwicklungen in der diakoniewissenschaftlichen Ausbildung und Forschung in Europa

#### Vorbemerkung

„Die Diakonik ist der jüngste Zweig am Baum der theologischen Wissenschaft. Die ersten Anfänge einer Behandlung, respektive Berücksichtigung der betreffenden Materien im Lehrganzen der Theologie wurden erst vor wenigen Jahrzehnten gemacht, die Forderung einer eigenen Disziplin ‚Diakonik‘ ist erst wenige Jahre alt. So ist es erklärlich, wenn Existenzrecht und Lebensfähigkeit keineswegs allseitig zugestanden werden und vielleicht noch wenig gesichert erscheinen.“ Dennoch kann man „der Zukunft unserer Disziplin trotz einzelner – allerdings nur weniger – dissentierender Stimmen mit Ruhe entgegensehen. Bereits macht sich das Bedürfnis nach einer Vertiefung im Kreis der theologischen Vorlesungen geltend, und eine Fakultät nach der anderen tut diesem Bedürfnis Genüge.“<sup>1</sup> Dieses Zitat könnte unserer Zeit entstammen, ist jedoch – man wundere sich – bereits über einhundert Jahre alt und kommt von Theodor Schäfer. Sowohl die genannte Forderung als auch der optimistische Blick Schäfers in die Zukunft können für heute entsprechend stehen bleiben. Schon in Zeiten der Inneren Mission wurde also angestrebt, der diakonischen Praxis gewichtige Ressourcen der Begleitforschung und theologischen Reflexion komplementär zuzuordnen.

Das Diakoniewissenschaftliche Institut in Heidelberg sieht es seit den 1950er Jahren als seine Aufgabe an, diakoniewissenschaftliche Forschung und Studienarbeit im In- und Ausland anzuregen, zu begleiten und zu einer internationalen und ökumenischen Vernetzung beizutragen.

Erfreulicherweise haben diese Gedanken im vergangenen Jahrzehnt in vielfältiger Weise in Deutschland, Europa und darüber hinaus ihren konkreten Niederschlag gefunden. Im Rahmen des vom Diakoniewissenschaftlichen Institut durchgeführten europäischen und ökumenischen Forschungsaustausches, an dem in den Jahren zwischen 1989 und 1996 zahlreiche Repräsentantinnen und Repräsentanten der europäischen Kirchen bzw. ihrer Diakonie beteiligt waren, wurden nicht nur wichtige Kontakte geknüpft, sondern auch substantielle Überlegungen für ein Netzwerk diakoniewissenschaftlicher Arbeit in Europa angestellt.<sup>2</sup> Das Diakoniewissenschaftliche Institut hatte verschiedentlich Gelegenheit, im Rahmen der Rektorenkonferenz der kirchlichen Fachhochschulen wichtige Fragen zur Zukunft diakoniewissenschaftlicher Studienarbeit zu erörtern. Durch die Zusammenarbeit mit dem Caritaswissenschaftlichen Institut in Freiburg im Breisgau ist es uns ebenfalls möglich,

die Initiativen im katholischen Bereich in Deutschland und Europa kontinuierlich zu verfolgen.

Im folgenden sollen einige Informationen über die aktuellen Entwicklungen dieses wichtigen Arbeitsfeldes zusammengetragen werden.

### **I. Diakoniewissenschaftliche Schwerpunkte in den kirchlichen Fachhochschulen in Deutschland**

In Deutschland gibt es 20 kirchliche Fachhochschulen. Die meisten von ihnen sind aus früheren Höheren Fachschulen hervorgegangen und konnten auf der Arbeit und der Tradition ihrer Vorgängereinrichtungen aufbauen. Innere Mission und Caritas haben teilweise schon im 19. Jahrhundert den größten Wert auf die fachliche Ausbildung ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gelegt und die christlichen Traditionen der Liebes- bzw. Wohlfahrtstätigkeit in ihre Studien- und Ausbildungsgänge integriert. In der Erklärung des Rates der EKD vom 23.4.1970 wird betont, daß „die Kirche ... eigene Ausbildungsstätten auf Fachhochschulebene braucht, um in Forschung und Lehre das eigene Verständnis ihres Dienstes immer neu zu erarbeiten und in die Praxis der Gemeindegemeinschaft und der kirchlichen Werke umzusetzen“. In ähnlicher Weise hat sich auch die Deutsche Bischofskonferenz (Arbeitshilfe Nr. 34) geäußert. Einen Gesamtüberblick über den gegenwärtigen Stand bietet der „Hochschulführer der kirchlichen Fachhochschulen“, der Ende 1996 von der Bundeskonferenz der Rektoren und Präsidenten kirchlicher Fachhochschulen in der Bundesrepublik Deutschland unter den Präsidenschaften der Professoren Manfred Bergs (Hannover) und Karljörg Schäfflein (München) zusammen mit der Hochschulrektorenkonferenz herausgegeben wurde. Daraus werden im folgenden die Adressen und einige kurze Informationen wiedergegeben.

#### *Evangelische Fachhochschule Berlin*

*Reinerzstr. 40/41, 14193 Berlin*

*Tel.: 030/82 99 08-0; Fax: 030/82 99 08-36*

Die Tradition der seit 1972 als Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik zugelassenen ältesten kirchlich getragenen Ausbildungsstätte für Soziale Arbeit in Deutschland geht auf die Gründung der Frauenschule der Inneren Mission der Evangelischen Kirche in Deutschland im Jahr 1904 zurück. Zum Wintersemester 1994/95 wurde mit der Eröffnung des Studiengangs Pflegemanagement die Schwesternhochschule der Diakonie integriert. 1997 richtete die Fachhochschule eine Professur für Sozialethik und Diakonie ein.

#### *Katholische Fachhochschule Berlin*

*Köpeniker Allee 39-57, 10318 Berlin*

*Tel.: 030/50 10 10-0; Fax: 030/509 93 42*

Die Katholische Fachhochschule Berlin führt die Aufgaben der 1917 gegründeten Sozialen Frauen-

schule des Katholischen Deutschen Frauenbundes Berlin (später bis 1971 Helene-Weber-Akademie) sowie anderer kirchlicher Ausbildungsstätten in Magdeburg und Berlin weiter. Neben den Studiengängen Sozialpädagogik/Sozialarbeit werden Fort- und Weiterbildungen für haupt- und nebenamtlich tätige Fachkräfte in den Arbeitsfeldern Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Heilpädagogik und im Pflegedienst angeboten.

#### *Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe*

*Immanuel-Kant-Str. 18-20, 44803 Bochum*

*Tel.: 0234/369 01-0; Fax: 0234/369 01-100*

Die Fachhochschule wurde 1971 von den Evangelischen Landeskirchen im Rheinland und in Westfalen sowie von der Lippischen Landeskirche ins Leben gerufen. Dazu wurden acht Schulen in kirchlicher und diakonischer Trägerschaft in die neue Fachhochschule überführt, darunter die 1927 als Wohlfahrtsschule gegründete Sozialschule in Bochum, das 1960 gegründete Institut für Heilpädagogik der von Bodelschwingschen Anstalten in Bielefeld/Bethel und die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik des Diakoniewerkes Kaiserswerth in Düsseldorf. Augenblicklich unterhält sie die Studiengänge Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Heilpädagogik und seit 1995 berufsbegleitend Pflege sowie den Zusatzstudiengang Religions- und Gemeindepädagogik. Derzeit wird an einer neuen Konzeption für das Zusatzstudium gearbeitet, in der Kirchliche Gemeindepraxis und Diakoniewissenschaft die Schwerpunkte bilden werden. Die neue Studienordnung hat also eine deutliche diakoniewissenschaftliche Akzentuierung erfahren. In diesem Zusammenhang steht auch die Umwidmung der bisherigen Professur für Kirchen- und Dogmengeschichte in die Professur für Gemeindepädagogik und Diakoniewissenschaft (unter besonderer Berücksichtigung historischer Dimensionen), die zum 1. März 1998 neu besetzt wird.

#### *Evangelische Fachhochschule Darmstadt*

*Zweifalltorweg 12, 64293 Darmstadt*

*Tel: 06151/87 98-0; Fax: 06151/87 98-58*

Die 1927 vom Hessischen Diakonieverein gegründete und 1929 staatlich anerkannte Wohlfahrts- und Pfarrgehilfenschule sowie die 1949 vom Elisabethenstift in Darmstadt initiierte Bibelschule – kirchlich anerkannte Frauenschule für den Dienst in der Kirche und der Inneren Mission – mündeten in die 1971 errichtete Fachhochschule Darmstadt. Das derzeitige Lehrangebot umfaßt die Studiengänge Sozialpädagogik/Sozialarbeit, Pflege- und Gesundheitswissenschaft, Kirchliche Gemeindepraxis sowie den berufsbegleitenden Aufbaustudiengang Sozialtherapie und den Weiterbildungsstudiengang Management in sozialen Organisationen. Die Professur für Diakoniewissenschaft hat seit 1988 Herr Dr. phil. habil. Pfarrer und Dipl.-Sozialarbeiter Horst

Seibert inne. Neuerdings befindet sich ein diakoniewissenschaftlicher Zweig der Fachhochschule in Hephata/Treysa. Dort wird eine Spezialisierung für Diakonie im Hauptstudium angeboten. Ein diakonischer Weiterbildungsstudiengang im Kontext der Diakoninnen- bzw. der Diakonen-Ausbildung ist in Planung.

*Evangelische Fachhochschule für Sozialarbeit  
Dresden*

*Voßstr. 2, 01219 Dresden*

*Tel.: 0351/469 02-0; Fax: 0351/471 59 93*

Die Evangelische Fachhochschule für Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Sozialdiakonie wurde 1991 auf Initiative des Rauhen Hauses Hamburg in Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, ihren Diakonischen Werken sowie der EKD gegründet. Sie arbeitet mit den Diakonenausbildungsstätten des ehemaligen Bundes der Kirchen der DDR zusammen. Die Studiengänge können sowohl als Vollzeitstudium als auch berufsbegleitend absolviert werden. Der Rektor der Fachhochschule, Dr. Ulfried Kleinert, hat die Professur für Diakoniewissenschaft inne.

*Katholische Universität Eichstätt, Fakultät für Sozialwesen – Fachhochschulstudiengang  
Ostenstr. 26, 85071 Eichstätt*

*Tel.: 08421/93-12 64; Fax: 08421/21 07*

Die seit 1980 staatlich und kirchlich anerkannte Katholische Universität Eichstätt entwickelte sich aus der dortigen Philosophisch-Theologischen Hochschule, die auf das Jahr 1564 zurückgeht, und der 1958 begründeten Pädagogischen Hochschule, die 1972 mit den neu errichteten Fachhochschulstudiengängen Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit und Sozialwesen vereint wurden. Angeboten wird dort ein Fachhochschulstudiengang Soziale Arbeit. In Planung befindet sich das Weiterbildungsstudium Interkulturelle/Internationale Soziale Arbeit.

*Evangelische Fachhochschule Freiburg  
Bugginger Str. 38, 79114 Freiburg im Breisgau*

*Tel.: 0761/478 12-0; Fax: 0761/478 12-30*

1918 wurde die Evangelische Frauenberufsschule für kirchliche und soziale Arbeit in Freiburg gegründet, die 1955 in Evangelisches Seminar für Wohlfahrtspflege und Gemeindedienst und 1968 in Höhere Fachschule der Evangelischen Landeskirche in Baden umbenannt wurde. 1972 erfolgte schließlich die staatliche Anerkennung als Fachhochschule. Die Studiengänge umfassen die Fachbereiche Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Religionspädagogik/Gemeindediakonie. 1984 entstand an der Fachhochschule die Kontaktstelle für praxis-

orientierte Forschung e.V., 1992 das Institut für Weiterbildung e.V.

*Katholische Fachhochschule Freiburg  
Wölflinstr. 4, 79104 Freiburg im Breisgau  
Tel.: 0761/20 04 86; Fax: 0761/20 04 44*

Die Katholische Fachhochschule wurde 1971 aus verschiedenen Vorgängereinrichtungen gebildet. Rechtsträger ist eine gemeinnützige GmbH, deren Gesellschafter die Erzdiözese Freiburg und die Diözese Rottenburg-Stuttgart mit ihren Caritasverbänden sowie der Deutsche Caritasverband sind. Ausgebildet wird in den Fachbereichen Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Heilpädagogik, Religionspädagogik und Pflege. Das Konzept für die Studiengänge Pflegemanagement/Pflegedienstleitung und Pflegepädagogik ist auf eine gleichzeitige Berufstätigkeit angelegt.

*Evangelische Fachhochschule für Sozialpädagogik  
der Diakonenanstalt des Rauhen Hauses  
Horner Weg 170, 22111 Hamburg*

*Tel.: 040/655 91-180, Fax: 040/655 91-228*

Die Fachhochschule bildet in der auf Johann Hinrich Wichern zurückgehenden Tradition zur Diakonin bzw. zum Diakon aus. In diese Ausbildung ist ein Diplomstudium zur staatlich anerkannten Sozialarbeiterin bzw. zum Sozialarbeiter und zur Diplom-Sozialpädagogin bzw. zum Diplom-Sozialpädagogen integriert. In Neubrandenburg und Rostock wurde ein Kontaktstudiengang Soziale Arbeit aufgebaut, der mit einem Kontaktstudienbrief abschließt.

*Evangelische Fachhochschule Hannover  
Blumhardtstr. 2, 30625 Hannover*

*Tel.: 0511/53 01-0; Fax: 0511/53 01-195*

Vorgängereinrichtungen der 1971 errichteten und staatlich anerkannten Fachhochschule sind die Christlich-soziale Frauenschule des Deutsch-evangelischen Frauenbundes (1905), die Wohlfahrtspflegeschule des Stephansstiftes (1927), die Fachschule für Sozial- und Jugendarbeit (Wichernschule) und die Fachschule der Inneren Mission (beide 1945). Der 1975 eingerichtete Fachbereich Religionspädagogik (Diakonie und Kirchliche Dienste) geht auf vier Ausbildungsstätten für Gemeindehelferinnen und Diakone zurück. Die Diplomstudiengänge Sozialarbeit/Sozialpädagogik sowie Religionspädagogik werden sowohl berufsbegleitend als auch als Vollzeitstudium angeboten. Die Diplomstudiengänge Heilpädagogik und Pflegemanagement sind auf eine gleichzeitige Berufstätigkeit konzipiert. Außerdem ist die Zentrale Einrichtung für Weiterbildung für die Organisation der Studiengänge Beratung und Hilfen für Menschen mit AIDS sowie Supervision zuständig.

*Katholische Fachhochschule Nordrhein-Westfalen  
Wörthstr. 10, 50668 Köln*

*Tel.: 0221/77 57-0; Fax: 0221/72 30 62*

Die Fachhochschule ist mit mehr als 3.000 Studierenden in den Abteilungen Aachen, Köln, Münster und Paderborn die größte nichtstaatliche Fachhochschule in Deutschland. Sie bietet an allen vier Studienorten die Studiengänge Sozialarbeit und Sozialpädagogik an, in Münster und Köln auch Heilpädagogik. Im neuen Fachbereich Gesundheitswesen in Köln wurden die berufs begleitenden Diplomstudiengänge Pflegemanagement und Pflegepädagogik aufgebaut. In Paderborn ist der Fachbereich Theologie mit dem Studiengang Religionspädagogik lokalisiert.

*Evangelische Fachhochschule für Diakonie der Karlshöhe Ludwigsburg*  
Paulusweg 24, 71638 Ludwigsburg  
Tel.: 07141/9 65-0; Fax: 07141/9 65-234

Die Ausbildung von Diakonen auf der Karlshöhe begann 1876, steht in enger Kooperation mit den diakonischen Einrichtungen auf der Karlshöhe und wird von einer diakonischen Bruderschaft (heute: Diakonenverband) begleitet. 1994 führte die Karlshöhe eine neue Ausbildung zur Diakonin bzw. zum Diakon ein, deren Charakteristikum die doppelte Qualifikation ist. Neben den an staatlichen Richtlinien orientierten Diplomstudiengängen Sozialarbeit, Religionspädagogik und Sozialpädagogik gehören die diakonisch-theologischen Fächer zum Kernbestand. Angestrebt und praktiziert wird das interdisziplinäre Gespräch zwischen den Human- und Sozialwissenschaften sowie der Theologie.

*Evangelische Fachhochschule für Sozialwesen Ludwigshafen*  
Maxstr. 29, 67059 Ludwigshafen  
Tel.: 0621/591 13-0/ Fax: 0621/591 13-59

Die 1971 gegründete Fachhochschule ging aus der 1948 vom Landesverein für Innere Mission in Speyer ins Leben gerufenen Evangelischen Schule für kirchlichen und sozialen Dienst, ab 1964 Seminar für Sozialberufe – Höhere Fachschule für Sozialarbeit, hervor. Sie ist eine Einrichtung der Evangelischen Kirche der Pfalz. An der Fachhochschule kann in den Studiengängen Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Pflegeleitung und Pflegepädagogik studiert werden. Die zentrale Einrichtung Institut für Fort- und Weiterbildung ist zuständig für die berufs begleitenden Weiterbildungsgänge Supervision und Soziales Management.

*Katholische Fachhochschule Mainz*  
Saarstr. 3, 55122 Mainz  
Tel.: 06131/289 44-0; Fax: 06131/289 44-50

1972 entschlossen sich die Diözesen Köln, Limburg, Mainz, Speyer und Trier, eine Fachhochschule mit den Fachbereichen Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Praktische Theologie zu gründen. Zu den Vorgängereinrichtungen gehörte die Soziale Frauenschule Koblenz-Metternich. 1992 wurde das Studienangebot um einen weiteren Fachbereich

Pflege mit den Studiengängen Pflegeleitung und Pflegepädagogik erweitert. Seit 1988 offeriert das Referat für Fort- und Weiterbildung qualifizierte Weiterbildung für Fach- und Führungskräfte in sozialen Organisationen und im Bildungs- und Gesundheitswesen.

*Evangelische Fachhochschule für Religionspädagogik und Gemeindediakonie am Evangelisch-lutherischen Diakonenhaus Moritzburg e.V.*  
Bahnhofstr. 9, 01466 Moritzburg  
Tel.: 035207/816-97; Fax: 035207/814-11

Die Entstehung der Fachhochschule ist eng mit der Geschichte der 1872 gegründeten Bruderschaft Moritzburger Diakone verbunden. Am Anfang stand die christlich-soziale Arbeit mit milieugeschädigten Kindern und Jugendlichen nach dem Vorbild von Johann Hinrich Wichern. Damit war eine Ausbildung von Diakonen verknüpft, die 1925 um einen religionspädagogischen Ausbildungsgang erweitert werden konnte. Auf dem Gebiet der ehemaligen DDR waren weder kirchlich geprägte soziale Arbeit mit Kindern und Jugendlichen oder schulischer Religionsunterricht noch die Ausbildung dafür möglich. Deshalb konzentrierte sich das Moritzburger Lehrangebot v.a. auf die religionspädagogische Arbeit im Raum der Kirche. 1992 wurde Moritzburg als Fachhochschule für den Diplomstudiengang Religionspädagogik und Gemeindediakonie, als Vollzeitstudium oder berufs begleitend, anerkannt.

*Katholische Stiftungsfachhochschule München*  
Preysingstr. 2, 81667 München  
Tel.: 089/480 92-271; Fax: 089/480 19 07

Die Stiftungsfachhochschule ging 1971 aus vier höheren Fachschulen für Sozialarbeit und Sozialpädagogik hervor. Die älteste darunter war die 1909 von Elly Ammann in München gegründete Soziale und Caritative Frauenschule. 1982 wurde das Institut für Fort- und Weiterbildung von Fachkräften in der Sozialen Arbeit ins Leben gerufen, das z.B. Lehrgänge für Sozialtherapie, Supervision oder Sozialmanagement anbietet. 1993/94 begann das Modellprojekt „Berufsbegleitendes Studium Soziale Arbeit für Erzieherinnen und Erzieher“. Seit dem Wintersemester führt die Fachhochschule den Studiengang Pflegemanagement durch. Außerdem kann studienbegleitend eine theologische Zusatzausbildung erworben und in Zusammenarbeit mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos ein Doppelstudium Soziale Arbeit und Katholische Theologie (mit dem Abschluß Diplom-Theologin/Diplom-Theologe) absolviert werden.

*Evangelische Fachhochschule Nürnberg*  
Burgschmietstr. 10, 90419 Nürnberg  
Tel.: 0911/372 79-0; Fax: 0911/372 79-11

Die Fachhochschule entwickelte sich aus der 1927 gegründeten und 1939 durch die NS-Gesetz-

gebung geschlossenen Evangelisch-sozialen Frauenschule in Nürnberg, die 1947 von der Bayerischen Landeskirche als Katechetisches und Soziales Seminar mit Sitz in Neuendettelsau wieder aufgebaut wurde. Diese Institution wurde 1967 vom Evangelischen Sozialinstitut in Bayern abgelöst, das in Nürnberg lokalisiert war und als deren Rechtsträger die Evangelische Erziehungsstiftung Nürnberg fungierte. 1971 wurde das Institut in eine Fachhochschule umgewandelt, die heute die Studiengänge Soziale Arbeit, berufsbegleitend und als Vollzeitstudium, sowie Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit anbietet. Das Diplomstudium Pflegemanagement wird in naher Zukunft von Neuendettelsau nach Nürnberg verlegt werden.

*Katholische Fachhochschule Norddeutschland  
Detmarstr. 2-8, 49074 Osnabrück  
Tel.: 0541/358 85-0; Fax: 0541/273 79  
Driverstr. 23  
49377 Vechta  
Tel.: 04441/92 26-0; Fax: 04441/51 40*

1972 wurde eine Vorgängereinrichtung in Vechta in die Fachhochschule überführt und gleichzeitig eine zweite Abteilung in Osnabrück eingerichtet. Sie bietet das Diplomstudium Sozialarbeit/Sozialpädagogik als Vollzeitstudium und berufsbegleitend an. Die Fachrichtung Gesundheitspflege nahm 1984 mit den berufsbegleitenden Studiengängen Pflegepädagogik und Pflegemanagement ihre Arbeit auf. In Vechta wurde 1989 ein Institut zur Fort- und Weiterbildung von Fachkräften in Caritas und sozialem Dienst gegründet, in Osnabrück 1991 die Katholische Akademie für Pflegeberufe in Norddeutschland.

*Evangelische Fachhochschule für Sozialwesen  
Reutlingen  
Ringelbachstr. 221, 72762 Reutlingen  
Tel.: 07121/24 14-0; Fax: 07121/24 14-29*

Zu den Vorgängereinrichtungen der Fachhochschule gehören verschiedene Wohlfahrtspflegeschulen, soziale Frauenschulen, Evangelische Schulen für Heimerziehung und Höhere Fachschulen für Sozialarbeit bzw. Sozialpädagogik, die alle von der Evangelischen Landeskirche in Württemberg getragen wurden. Die Gründung der ersten unter ihnen geht auf das Jahr 1911 zurück. Der heutige Träger der Fachhochschule, die die Diplomstudiengänge Sozialarbeit/Sozialpädagogik anbietet, ist ein Verein, dem diakonische Einrichtungen, kirchliche Werke sowie Kirchenbezirke in Baden und Württemberg angehören.

*Katholische Hochschule für Soziale Arbeit Saarbrücken  
Rastpfuhl 12a, 66113 Saarbrücken  
Tel.: 0681/971 32-0; Fax: 0681/971 32-40*

Die Hochschule ging 1971 aus der Höheren Fachschule für Sozialarbeit (1964) hervor und bietet

den Diplomstudiengang Sozialarbeit/Sozialpädagogik an. Außerdem ist für Fachkräfte ein Kontaktstudium möglich, das aktuelle sozialarbeiterische und sozialpolitische Themen und Probleme aufgreift.

Insgesamt zeichnet sich ganz deutlich die Tendenz ab, das Fachgebiet Diakoniewissenschaft in Lehre und Forschung verstärkt zu einem eigenständigen Schwerpunkt innerhalb der Studienarbeit in den Fachhochschulen auszubauen. So wurde beispielsweise in der Karlshöhe in Ludwigsburg im Zuge der Umwandlung der Diakonenausbildung von der Fachschul- auf die Fachhochschulebene die Diakoniewissenschaft als Basis für die fachliche Weiterbildung herausgestellt. Um ein anderes Beispiel zu nennen, sei auf den Fachhochschulstandort Hephata in Hessen hingewiesen. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau sowie die Evangelische Kirche von Kurhessen und Waldeck schlossen mit der Evangelischen Fachhochschule in Darmstadt und dem Hessischen Diakoniezentrum Hephata in Treysa Verträge ab, um den Studierenden in Hephata als Diakonin oder Diakon eine Doppelqualifikation im diakoniewissenschaftlichen und sozialpädagogischen bzw. pflegerischen Fachgebiet zu vermitteln. Zunehmend werden spezielle Lehrstühle für Diakoniewissenschaft (z.B. in den Evangelischen Fachhochschulen Berlin, Dresden und Bochum) eingerichtet.

## **II. Diakoniewissenschaftliche Tendenzen an den Universitäten in Deutschland**

Die älteste Universitätsgründung in Deutschland stellt das Caritaswissenschaftliche Institut an der Universität Freiburg im Breisgau im Jahre 1925 dar. Im Jahre 1938 wurde das Institut von den Nationalsozialisten aufgelöst. Nach dem Krieg erfolgte eine langsame Wiederaufnahme der Institutsarbeit seit 1947. Das Studium „Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit“ konnte ab 1964 in vollem Umfang absolviert werden. Neben dem traditionellen Schwerpunktstudium Caritaswissenschaft im Rahmen des Studiums der Katholischen Theologie bietet der Lehrstuhl für Caritaswissenschaft von Prof. Dr. Heinrich Pompey in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Christliche Gesellschaftslehre von Prof. Dr. Norbert Glatzel seit 1993 einen Diplomaufbaustudiengang an.

*Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau  
Institut für Praktische Theologie – Arbeitsbereich  
Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit –  
Arbeitsbereich Christliche Gesellschaftslehre  
Werthmannplatz, 79085 Freiburg im Breisgau  
Tel.: 0761/203-2110; Fax: 0761/203-2119*

Im Jahre 1927 wurde durch die Initiative des Centralausschusses für die Innere Mission und der Berliner Universität das „Institut für Sozialethik und

Wissenschaft der Inneren Mission“ unter der Leitung von Prof. Dr. Reinhold Seeberg, dem Präsidenten des Central-Ausschusses der Inneren Mission, gegründet. Ebenfalls 1938 löste die nationalsozialistische Regierung das Institut auf. 1954 wurde es in Heidelberg an der Theologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität neu errichtet. Die Verantwortung für die Neugründung trug Prof. Dr. Herbert Krimm, der erste Institutsdirektor nach dem Zweiten Weltkrieg. 1970 trat Prof. Dr. Paul Philippi seine Nachfolge an. Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm übernahm 1986 die Leitung des Instituts. Im Sommersemester 1992 begann der Diplomaufbaustudiengang Diakoniewissenschaft, der neben das weiterhin bestehende Schwerpunktstudium gestellt wurde. Weitere Informationen zum Diakoniewissenschaftlichen Institut finden sich im Schlußteil dieses Infos.

*Diakoniewissenschaftliches Institut der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg*  
Karlstr. 16

69117 Heidelberg

Tel.: 06221/54-33 36/ Fax: 06221/54-33 80

Über lange Zeit waren die Institute in Heidelberg und Freiburg die einzigen Einrichtungen ihrer Art. Inzwischen hat sich nicht zuletzt durch die Mitwirkung und Beratung der beiden Institute ein neues Feld diakonie- bzw. caritaswissenschaftlicher Studien- und Forschungsarbeit in Europa entwickelt, auf das im folgenden kurz eingegangen werden soll.

Ein außeruniversitäres „Wissenschaftliches Institut der Hauptgeschäftsstelle von Innerer Mission und Hilfswerk der EKD“ arbeitete bereits Anfang der 1960er Jahre als eingetragener Verein in Bonn unter der Leitung von Dr. Joachim Matthes. Erfreulicherweise befindet sich mittlerweile wieder in der Stuttgarter Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD ein diakoniewissenschaftliches Forschungsinstitut mit der Bezeichnung „Diakonisches Institut für Qualitätsmanagement und Forschung“ im Aufbau. Bisherige Schwerpunkte bildeten Lebenslagenforschung, Gewaltprävention und Projektevaluation. Damit signalisiert die deutsche Verbandsdiakonie den Willen zur Übernahme einer lange entbehrten diakoniewissenschaftlichen Verantwortung außerhalb des Systems der Fachhochschulen und Universitäten.

*Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland*

Staffenbergstr. 76, 70 184 Stuttgart

Tel.: 0711/2159-0; Fax: 0711/21 59-288

Diakoniewissenschaftlich ausgerichtete Lehrstühle für Praktische Theologie gab es an der Karl-Marx-Universität Leipzig und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. In Leipzig verlieh Prof. Dr. Heinz Wagner in der Tradition der Franckeschen Stiftungen der Diakoniewissenschaft weit über die

Grenzen der DDR hinaus Bedeutung. In der Konzeption des Studiums der Diakonik wurde ihre Nähe zur Poimenik betont. Gleichzeitig kam Exkursionen und Praktika in diakonischen Einrichtungen große Bedeutung zu. Der Landespfarrer für Diakonie in Sachsen-Anhalt, Prof. Dr. Reinhard Turre, der sich mit einem Lehrbuch über „Diakonik“ in Halle habilitierte, führt diese Tradition an der Universität Halle-Wittenberg gegenwärtig weiter.

*Theologische Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg – Institut für Praktische Theologie und Religionspädagogik*

Franckeplatz 1, Haus 47, 06110 Halle/Saale

Tel: 0345/55-2 30 40; Fax: 0345/55-2 71 71

Ein diakoniewissenschaftliches Curriculum unter der Leitung von Prof. Dr. Yorick Spiegel und Prof. Dr. Horst Seibert können Theologiestudierende am Fachbereich Theologie der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main seit mehreren Jahren durchlaufen. Ein spezielles Kooperationsabkommen mit dem Heidelberger Institut wurde getroffen.

*Fachbereich Evangelische Theologie an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/Main*  
Hausener Weg 120, 60489 Frankfurt/Main

Tel.: 069/ 7 98-22011 oder 2 25 85; Fax: 069/7 98-28 518

An der Kirchlichen Hochschule Bethel wurde die Diakoniewissenschaft zu einem wichtigen Forschungs- und Studienschwerpunkt. Der Systematiker Prof. Dr. Alfred Jäger widmet seit Jahren dem Themenbereich „Diakonie und Ökonomie“ seine besondere Aufmerksamkeit. Unter Prof. Dr. Matthias Benad entstand die Forschungsstelle für Diakonie- und Sozialgeschichte.

*Kirchliche Hochschule Bethel*

Remterweg 45, 33617 Bielefeld

Tel.: 0521/1 44-39 48; Fax: 0521/1 44-47 00

Einen Schwerpunkt im Bereich der Diakonie- und Sozialgeschichte in Forschung und Lehre vollzieht Prof. Dr. Jochen-Christoph Kaiser an der Philipps-Universität in Marburg.

*Fachbereich Evangelische Theologie an der Philipps-Universität Marburg*

Lahntor 3, 35037 Marburg

Tel.: 06421/28 24 41; Fax: 064 21/28 89 68

Seit Sommersemester 1996 hat Prof. Dr. Michael Schibilsky den Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit der neuen Zusatzausrichtung Diakoniewissenschaft übernommen. Nun werden in München verstärkt diakoniewissenschaftliche Lehrveranstaltungen durchgeführt.

*Evangelisch-Theologische Fakultät der Ludwigs-Maximilians-Universität München – Institut für Praktische Theologie*

*Schellingstr. 3/VG, 80799 München  
Tel.: 089/2180-3627; Fax: 089/2180-3823*

Am 9. Mai 1995 veröffentlichte der Rektor des Evangelisch-Lutherischen Diakoniewerks Neuendettelsau, Hermann Schoenauer, zusammen mit dem Rektor der Augustana-Hochschule Neuendettelsau, Prof. Dr. Helmut Utzschneider, einen „Aufruf zur Gründung eines Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau“. Auf Initiative des Diakonischen Werks der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern e.V. wurde vor kurzem eine Arbeitsgruppe „Diakoniewissenschaftliches Institut in Bayern“ ins Leben gerufen. In absehbarer Zeit soll über die Standortfrage und die innere Struktur dieses zu gründenden Instituts entschieden werden. Der Leiter des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg arbeitet in der Arbeitsgruppe mit. Damit bahnt sich eine neue Entwicklung im Bereich diakoniewissenschaftlicher Forschung und Ausbildung an.

*Augustana-Hochschule  
Waldstr. 11, 91561 Neuendettelsau  
Tel.: 09874/50 90; Fax: 09874/5 09 95*

Der Leitende Direktor der Stiftung „Theodor-Fliedner-Werk“ Mülheim an der Ruhr, Dr. Klaus D. Hildemann, Honorarprofessor an der Theologischen Fakultät der Universität Bonn, plant ein „An-Institut für interdisziplinäre und angewandte Diakoniewissenschaft“ an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Die Theologische Fakultät Bonn hat sich diesen Überlegungen und Planungen gegenüber aufgeschlossen gezeigt und damit diesem bisher in der Theologie vernachlässigten Aufgabenfeld Raum gegeben.

*Theodor-Fliedner-Werk  
Fliednerstr. 2, 45481 Mülhausen an der Ruhr  
Tel.: 0208/48 43-100; Fax: 0208/48 43-105*

Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) hat das Fach Diakonie in die theologische Ausbildung von Pastorinnen und Pastoren sowie von Gemeindediakoninnen und -diakonen aufgenommen. Daneben werden vermehrt diakonische Fortbildungen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den diakonischen Werken unter der Obhut der BEFG angeboten. Gegebenenfalls sind auch diakonische Gemeindeberatungen geplant. Ab Oktober 1998 wird Astrid Giebel, Promovendin am Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg, als Dozentin für Diakonie am neuengerichteten Bildungszentrum der BEFG in Elstal bei Berlin – das sich augenblicklich noch im Aufbau befindet – forschen und unterrichten.

*Bildungszentrum des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden Elstal  
14627 Elstal*

Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch für den katholischen Bereich feststellen. So wird ab dem Wintersemester 1997/98 neben Freiburg als zweite Hochschuleinrichtung in Deutschland die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Passau ein eigenes Diplom-Zusatzstudium „Caritaswissenschaft und angewandte Theologie“ anbieten. Die Fakultät sieht in dieser Verknüpfung einen Schwerpunkt ihres zukünftigen Lehrens und Forschens. Das Studium schließt ab mit dem staatlich und kirchlich anerkannten akademischen Grad „Diplom-Caritas-theologin bzw. Diplom-Caritas-theologe (Dipl. rer. car. fak. theol.)“. Prof. Dr. Isidor Baumgartner hat diesen neuen Studiengang initiiert und wird ihn verantworten.

*Dekanat der Katholisch-Theologischen Fakultät  
der Universität Passau  
94030 Passau  
Tel.: 0851/509-2001; Fax: 0851/509-2003*

Die Theologische Fakultät in Paderborn hat schon seit langem einen Lehrauftrag für Caritaswissenschaften vergeben. Er wird von dem Paderborner Prälat Joseph Becker wahrgenommen. In naher Zukunft beabsichtigt die Fakultät ebenfalls, einen caritaswissenschaftlichen Studiengang einzurichten.

*Theologische Fakultät Paderborn – Lehrstuhl für  
Pastoraltheologie und Homiletik  
Kamp 6, 33098 Paderborn  
Tel.: 05251/121-738; Fax: 05251/121-700*

Ab dem Wintersemester 1999/2000 plant die Hochschule Vechta mit ihrem Institut für Katholische Theologie, einen „Diplom-Aufbau- und Ergänzungsstudiengang Caritaswissenschaft“ anzubieten. Der vorläufige Studienplan, der unter Leitung des Institutsdirektors Prof. Dr. Franz G. Untergaßmair ausgearbeitet wurde, liegt bereits vor.

*Institut für Katholische Theologie  
der Hochschule Vechta  
Driverstr. 26  
49364 Vechta  
Tel.: 044 41/15-1; Fax: 044 41/15-444*

### **III. Diakoniewissenschaft bzw. Caritaswissenschaft in Europa**

Im Oktober 1995 wurde an der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz im Rahmen des Instituts für Pastoraltheologie und Gesellschaftslehre eine „Abteilung Caritaswissenschaft“ eingerichtet. Schon seit etwa 20 Jahren hat sich an dem Institut unter der Leitung von Prof. Dr. Wilhelm Zauner ein caritaswissenschaftlicher Arbeitsschwerpunkt herausgebildet, der nun mit dem Aufbau einer eigenen Abteilung verankert werden soll. Verantwortlich für die Abteilung ist Hochschulassistent Dr. Markus Lehner. Im Zuge dieser Entwicklung wurde im Sommersemester 1997 in Zusammenarbeit mit der

Caritas der Diözese Linz und dem Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen ein Hochschullehrgang Caritas/Diakonie durchgeführt. Die Arbeit der Abteilung, in deren Regie auch ein Informations- und Dokumentationszentrum der Caritas Österreich entstehen soll, ist stark auf die ökumenische Zusammenarbeit, insbesondere auch mit dem Diakonischen Werk Österreich, sowie auf internationale Kooperation ausgerichtet. In diesem Zusammenhang legt die Linzer Caritaswissenschaft großen Wert auf Programme mit den osteuropäischen Nachbarn.

*Katholisch-Theologische Hochschule Linz –  
Abteilung Caritaswissenschaften  
Bethlehemstr. 20, A-4020 Linz, Österreich  
Tel.: 0043/732/78 42 93-177; Fax: 0043/732/78 42 93-55*

An der Katholisch-Theologischen Akademie in Warschau wurde 1995 der Studiengang „Caritas“ ins Leben gerufen. Er ist eine gemeinsame Initiative der polnischen Caritas und der Fakultät für Geschichts- und Sozialwissenschaften an der Katholisch-Theologischen Akademie in Warschau und wird von Dr. Jaroslaw Koral, SDB, geleitet. Das Institut arbeitet eng mit dem Caritaswissenschaftlichen Institut in Freiburg im Breisgau zusammen. Die beiden Institute bereiten gemeinsam sowohl Seminare und Studienangebote als auch internationale Kongresse vor. Für 1998 ist das erste „Jahrbuch für Caritaswissenschaft in Polen“ geplant, dessen Schwerpunkt das Thema „Obdachlose Menschen“ bildet.

*Akademia Teologii Katolickiej, Wydział Kościelnych  
Nauk Historycznych i Społecznych, Studium Caritas,  
ul. Dewajtis 5, 01815 Warszawa, Polen  
Tel.: 0048/22/39 92 81; Fax: 0048/22/39 52 45*

Im Sommer 1997 wurde eine Übereinkunft zwischen dem Generale Diakonale Raad (GDR) van de Nederlandse Hervormde Kerk und dem Hervormd Wettenschappelijk Theologisch Instituut (HTWI) getroffen, um an der Theologischen Fakultät in Utrecht eine Stelle für den Unterricht bzw. für das wissenschaftliche Studium und die Forschung auf dem Gebiet von „Kirche, Diakonat und Gesellschaft“ einzurichten. Damit ist der Nukleus für ein Diakoniewissenschaftliches Institut in den Niederlanden geschaffen worden. Im Rahmen des Vereinigungsprozesses zwischen der Niederländischen Reformierten Kirche (Nederlandse Hervormde Kerk), den Reformierten Kirchen (Gereformeerde Kerken in Nederland) und den Lutheranern in Holland hat dieses Institut die besondere Funktion des Austausches und der Zusammenarbeit in allen diakoniewissenschaftlichen Fragen. Zusätzlich wird ein diakoniewissenschaftlicher Schwerpunkt an der Theologischen Universität der Gereformeerde Kerken in Nederland in Kampen entstehen. Die Kam-

per Initiative zielt vor allem auf missionarisch-diakonale Fragen im Zusammenhang mit Gemeindeaufbau. Die beiden Institute in Utrecht und Kampen werden, so ist es beabsichtigt, in den kommenden Jahren die diakoniewissenschaftliche Thematik komplementär bearbeiten. Nähere Informationen bei:

*Dr. Albert Noordegraaf  
Goudenstein 10, NL-6714 DB Ede, Niederlande  
Tel.: 0031/318/63 71 06 oder:  
Generale Diakonale Raad van de Nederlandse Hervormde Kerk  
Postbus 72, NL-3970 AB Driebergen  
Tel.: 0031/343/52 36 11.*

In den skandinavischen Ländern Finnland, Norwegen und Schweden haben sich in den letzten Jahren jeweils Zentren diakoniewissenschaftlicher Ausbildung und Forschung herausgebildet, mit denen das Diakoniewissenschaftliche Institut in Heidelberg in einem kontinuierlichen und engen Austausch steht.<sup>3</sup> Das heute nicht mehr existente Diakoniewissenschaftliche Institut an der Theologischen Fakultät der Universität Helsinki kann als Vorläuferinitiative der 1970er Jahre für vergleichbare Institute gelten, die im folgenden beschrieben werden.

In Kooperation mit der Theologischen Fakultät in Helsinki und den Fakultäten für Pflegewissenschaft und Theologie an der schwedischsprachigen Universität in Finnland, Åbo Akademi, entwickelte das Diakonische Institut der Fachhochschule Lahti in Finnland verschiedene diakoniewissenschaftliche Lehrangebote und Forschungsprojekte. Unter der Leitung von Rektorin Maija Vehviläinen ist das Institut aus den Ausbildungsgängen der Fachschule der Diakoniestiftung Lahti hervorgegangen. Inzwischen kann ein Fachhochschulexamen in diakonisch-sozialer Arbeit mit dem Hauptfach Diakoniewissenschaft abgelegt werden. Um der wachsenden Bedeutung diakoniewissenschaftlicher Forschung für die angebotenen Studiengänge Rechnung zu tragen, strebt das Institut die Einrichtung einer Professur für Diakoniewissenschaft an. Die neue finnische Diakoniewissenschaft ist von einer starken internationalen Ausrichtung geprägt. Davon zeugen u.a. das im Frühjahr 1996 in Lahti veranstaltete Symposium „Weisheit, Kraft und Inspiration der Diakonie“ sowie der für September 1998 geplante Internationale Diakonie-Kongress „Spiritus, Lux, Caritas“.

*Lahden diakoniaopisto  
Vuorikatu 4, SF-15110 Lahti, Finnland  
Tel.: 00358/3/813 211; Fax: 00358/3/781 8034*

Die Universität Oslo richtete 1995 in Zusammenarbeit mit dem Diakonhjem in Oslo ein Postgraduierten-Studium für Diakoniewissenschaft ein. Das Diakonhjem gehört zu den wichtigsten diakonischen Einrichtungen in Norwegen, ist traditionell in der

Ausbildung tätig und bietet verschiedenste soziale Dienste an. Träger des interdisziplinären Studiengangs sowohl auf fachlicher als auch auf administrativer Ebene ist die Theologische Fakultät der Universität Oslo. Mit der Medizinischen Fakultät besteht eine enge Kooperation. Das Studium schließt mit dem akademischen Grad „candidatus sanitatis (cand. san.)“ ab. Verantwortet wird der Studiengang seitens der Theologischen Fakultät von Dr. Trygve Wyller und seitens des Diakonhjems von Prof. Dr. Kjell Nordstokke. Weitere Informationen zu den neuesten diakoniewissenschaftlichen Entwicklungen in Oslo enthält der von Renate Zitt verfaßte Bericht über das norwegisch-deutsche Studienseminar, das im April 1997 anlässlich des Besuchs einer Gruppe Studierender und Dozenten aus Oslo am Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg stattfand (vgl. S. 29 ff. in diesem Info).  
*Universitet i Oslo, Teologisk Fakultet, studieretning diakoni*

*Boks 1023 Blindern, N-0315 Oslo, Norwegen  
Tel.: 0047/22 85 03 59; Fax: 0047/22 85 03 01*

In den diakonischen Ausbildungsstätten und Institutionen in Schweden ist seit Beginn der 1990er Jahre eine Intensivierung und Ausweitung der diakoniewissenschaftlichen Forschung zu verzeichnen. 1996 beschloß die Schwedische Kirche, die diakonische Ausbildung auf drei Einrichtungen zu konzentrieren. Das bedeutet für zwei der fünf großen schwedischen Diakoniestitutionen, daß sie nicht länger in der Ausbildung der Diakoninnen und Diakone tätig sein können. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Profilierung der Einrichtungen in ausgewählten Handlungsfeldern der Diakonie und die Mitarbeit an interdisziplinären und internationalen Forschungsprojekten an Bedeutung. So ist beispielsweise das Samariterhem in Uppsala derzeit an den Planungen eines diakoniewissenschaftlichen Studienprogramms an der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala beteiligt. Gleichzeitig arbeitet die von der ehemaligen Direktorin Vivi-Ann Grönqvist initiierte und vom derzeitigen Direktor Rolf Nordblom weiter ausgebauten Forschungsabteilung zusammen mit der Universität Uppsala und der Hochschule in Karlstad an einem von der schwedischen Regierung finanzierten Forschungsprojekt zu dem Thema „Von der Staatskirche zur freien Volkskirche“. Die Forschungsabteilung untersucht im Rahmen dieses Projekts die Funktion der Diakonie als Brücke zwischen der Gesellschaft und der neuen schwedischen Volkskirche. Zudem entsteht in ihrer Verantwortung eine Bibliographie zur Diakonie in Schweden ab dem Jahr 1974.

*Diakonistiftelsen Samariterhemmet  
Samaritergränd 2, S-753 19 Uppsala, Schweden  
Tel.: 0046/18/56 40 44; Fax: 0046/18/10 83 75*

Die beiden in Stockholm und Umgebung lokalisierten diakonischen Institutionen, Ersta und Stora

Sköndal, gehen sowohl in der Ausbildung als auch im Hinblick auf die Forschung zunehmend eine Kooperation ein. Eine Diakoniehochschule Ersta – Stora Sköndal befindet sich im Aufbau. Bei der Erstellung eines Forschungsprogramms werden folgende Themenfelder berücksichtigt: Theologie, Theorie und Rhetorik der Diakonie, diakonische Praxis und diakonische Angebote, die Kultur des Arbeitens in der Diakonie. Ein wichtiger Ansprechpartner für alle Fragen zu den zu erwartenden Neuerungen ist der Studienleiter der Hochschule Ersta, Dr. Mats J. Hansson.

*Stiftelsen Stora Sköndal  
Sköndalsvägen 113-115, S-128 85 Sköndal  
Tel.: 0046/8/605 06 00; Fax: 0046/8/605 09 16 und:  
Ersta Högskola  
Box 46 19, Stigbergsgatan 30, S-116 91 Stockholm, Schweden  
Tel.: 0046/8/714 63 33; Fax: 0046/8/743 04 07*

Die Hochschule der Ersta Diakoniskällskap verantwortet zusammen mit der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala ein Kursangebot zur Pflegeethik.

Insgesamt werden an der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala vermehrt diakoniewissenschaftliche Fragen aufgegriffen. Diese Entwicklung wird insbesondere in den Fachbereichen Ekklesiologie und Religionssoziologie von Prof. Dr. Sven-Erik Brodd und Dr. Anders Bäckström gefördert, die beide regelmäßig zu diakoniewissenschaftlichen Themen veröffentlichen und in engem Kontakt zu schwedischen sowie internationalen diakonischen Netzwerken stehen. So ist beispielsweise Prof. Sven-Erik Brodd an dem großangelegten „Anglo-Nordic Diaconate Research Project“ beteiligt.  
*Uppsala Universitet, Teologiska fakulteten  
Box 1604, S-751 46 Uppsala, Schweden  
Tel.: 0046/18/18 25 00; Fax: 0046/18/12 68 75*

Im Rahmen einer nordeuropäischen Referenzgruppe zur Diakonieforschung wird darüber hinaus diakoniewissenschaftlich relevantes Material gesammelt, das als Datenbank allgemein zugänglich gemacht werden soll. Auch eine Datenbank „Europäische Dokumentation Sozialethik“ (EDSE) befindet sich im Aufbau.

Die breitgefächerte praktische Arbeit der Caritas Italiana auf nationaler und internationaler Ebene findet in caritaswissenschaftlichen Untersuchungen eine wichtige theoretische Verankerung. Davon zeugen zahlreiche Veröffentlichungen zu sozialkaritativen Themen wie z.B. in der Schriftenreihe „Caritas Italiana“. Große Beachtung wird den transnationalen Ursachen von Armut und den Chancen internationaler Solidarität geschenkt. Vorbildlich ist in diesem Zusammenhang die Armutsstudie der Caritas Italiana „Osservatoria delle Povertà“ (Observatorium der Armut). Der führende italienische Cari-

taswissenschaftler Prof. Dr. Luciano Baronio bringt als Mitglied der Kirchlichen Kommission für Gerechtigkeit und Frieden der Italienischen Bischofskonferenz die Perspektive der Caritas immer wieder in den Diskussionen der kirchlichen Öffentlichkeit zur Sprache.

*Caritas Italiana*

*Viale Fratelli Badelli 41, I-00146 Rom, Italien*

*Tel.: 0039/6/541921; Fax: 0039/6/54 10 300*

#### **IV. Neue Initiativen in Ost- und Südosteuropa**

Auch in der Orthodoxen Kirche sowie in den Kirchen der ehemaligen Ostblockstaaten gibt es starke Tendenzen, die diakonische Tätigkeit nicht nur auszubauen, sondern ihr auch in Lehre und Forschung eine Basis zu verschaffen.

Mit viel Einsatz und persönlichem Engagement wurde in Lettland ein Institut für die diakonische Aus- und Weiterbildung der kirchlichen Mitarbeiter und Theologiestudierenden errichtet. Absicht ist es, der diakonischen Perspektive und Arbeit stärkere Bedeutung im kirchlichen Leben Lettlands zu geben. Auf Initiative von Prof. Dr. Janis Vejs baut die Evangelisch-lutherische Kirche derzeit ihre internationalen Kontakte im Bereich der Diakonie aus, insbesondere mit den skandinavischen Nachbarn. So konnte im Frühjahr 1997 ein internationaler Diakonie-Kongreß in Lettland durchgeführt werden.

*Lutheran Diakonial Institut of Latvia*

*Vidus Prospekt 32, LV-2010 Bulduri Jurmala, Lettland*

*Tel.: 00371/27 54 045*

Erste Schritte zur Stärkung der Diakonie und Diakoniewissenschaft werden auch von der Evangelisch-lutherischen Kirche Estlands eingeleitet. In Tallin wurde ein Diakonie-Zentrum für Diakoninnen und Diakone sowie Ehrenamtlichen errichtet, das maßgeblich von Dr. Tiit Sepp verantwortet wird. Inzwischen wird auf Anregung des Bischofs eine Intensivierung der theologischen Ausbildung am Diakonie-Zentrum geplant.

*Diakoniezentrum der Evangelisch-lutherischen Kirche in Estland*

*Tehnika 115, EE-0001 Tallinn, Estland*

*Tel.: 00372/64 61 039; Fax: 00372/64 61 027*

Richtungsweisend nicht nur für Südeuropa ist die Arbeit der Orthodoxen Akademie Kreta, deren Team unter der Leitung von Generaldirektor Dr. Alexandros Papaderos sowohl zahlreiche internationale Fortbildungen und diakoniewissenschaftliche Tagungen anbietet als auch Bildungsprogramme und diakonisch-soziale Projekte für die Bewohnerinnen und Bewohner der Insel konzipiert und begleitet. Im Jahr 1999 wird ein großer ökumenischer Kongreß zum Thema „Philanthropia 2000“ in der Orthodoxen Akademie stattfinden.

*Orthodoxe Akademie Kreta*

*GR-73006 Kolympari/Chania, Griechenland*

*Tel.: 0030/824/2 22 45; Fax: 0030/824/ 2 20 60*

Auf dem Gebiet der Russisch-Orthodoxen Kirche sind inzwischen mehrere Institutionen entstanden, die diakoniewissenschaftliche Fragestellungen verfolgen und die bestehende diakonische Arbeit koordinieren. Das Fach Diakonie wird zunehmend im Rahmen der theologischen Ausbildung angeboten und in den Priesterseminaren unterrichtet.

1991 wurde auf Initiative des Moskauer Patriarchen bei der Heiligen Synode der Russisch-Orthodoxen Kirche eine „Abteilung Wohlfahrt und Soziale Dienste“ gegründet. Zu ihren Aufgaben gehört die Vernetzung der sozialen Aktivitäten der Russisch-Orthodoxen Kirche mit nichtkirchlichen sozialen Einrichtungen in Rußland, mit diakonisch-karitativen Organisationen im Ausland und mit den russischen Priesterseminaren und Bruderschaften. Verschiedene Unterabteilungen befassen sich mit Fragen der sozialen Sicherung und der Medizin. Auf die Verankerung der Diakonie in der Theologie und im kirchlichen Leben wird großer Wert gelegt. Ein führender Wissenschaftler in diesem Bereich ist der Theologe Prof. Dr. Vitaly Antonik, der auch den Kontakt zu zahlreichen karitativen Einrichtungen im Ausland hält.

*Moscow Patriarchate – Russian Orthodox Church Holy Synod – Departement on Church Charity and Social Service*

*M. Kommunisticheskaya, 29, 100 004 Moskau, Rußland*

St. Petersburg gilt als die russische Stadt, in der die Ökumene und die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen am weitesten vorangeschritten ist. Viele diakonische Projekte, z.B. für Obdachlose und Straßenkinder oder in der Gefängnisseelsorge, werden ökumenisch verantwortet. 1995 wurde eine verbindliche Struktur – der Ökumenisch-diakonische Rat – für St. Petersburg ins Leben gerufen. Diakonische und diakoniewissenschaftliche Fragen sind ebenfalls ein substantieller Bestandteil im Studienprogramm und in der Forschungstätigkeit des St. Petersburger Instituts für Missiologie, Ökumenismus und Neue Religiöse Bewegungen, zu dessen wichtigsten Vertretern der Erzpriester Prof. Dr. Vladimir Fedorov zählt.

*Pravoslavnyj Institut – Missiologii, Ekumenisma i Novykh Religioznykh Dvzhenij*

*Voznesenskij Propekt 34 a, 190 068 St. Petersburg, Rußland*

*Tel.: 007/812/314 35 21 oder 007/812/315 38 17; Fax: 007/812/315 39 17*

Die diakoniewissenschaftlichen Initiativen in Rußland stehen erst am Anfang ihrer Wirksamkeit und werden in Zukunft einen weiteren Ausbau erfahren,

zu dem eventuell auch konkrete Hilfestellungen aus dem Westen nötig sind.

Neben der Organisation und Durchführung von konkreten Hilfsprogrammen gewinnt die theoretische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Situation und dem karitativen Beitrag der Kirche in der rumänischen Orthodoxie an Bedeutung. Ein Beispiel dafür ist die Diplomarbeit von Maria-Mari- nela Popescu, die mit Unterstützung der Rumänisch-Orthodoxen Kirche 1996 am Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg abgefaßt wurde. Die Organisation der diakonischen Arbeit und diakoniewissenschaftlichen Reflexion werden vermehrt in offiziellen kirchlichen Gremien, insbesondere in der Diakonieabteilung des Rumänisch-Orthodoxen Patriarchats geleistet. Daneben sind freie Vereine von großer Bedeutung. Wichtige freie Initiativen sind z.B. die „Asociatia Christiana“, ein Verein für medizinische Hilfen, und „Ascor“, der Verein der rumänisch-orthodoxen Studenten. Die Ökumenische Vereinigung der Kirchen Rumäniens, die vom Ökumenischen Rat der Kirchen unterstützt wird, fördert die Zusammenarbeit aller in Rumänien vertretenen Konfessionen für Projekte in den Bereichen christliche Erziehung, Sozialdiakonie und Umweltschutz.

*Patriarhatul Bisericii Ortodoxe Romane  
Diaconia Patriarhiei Bisericii Ortodoxe Romane  
Dealul Patriarhiei 2, RO-70526 Bucurest Sector 4,  
Rumänien  
Tel.: 0040/1/615 67 72  
Tel.: 0040/1/615 81 40 (Pfr. Jeremia Valer) oder:  
Aidrom  
Halmeu 12, Bucurest, Rumänien  
Tel.: 0040/1/211 53 84 und 210 56 77*

In Ungarn sind sowohl Ausbildungsprogramme als auch konkrete Hilfsnetzwerke aus der Zusammenarbeit des Nationalen Instituts für Gesundheitsförderung und der Caritas Hungarica entstanden. Insbesondere im sogenannten mentalhygienischen Bereich wurden viele Initiativen ins Leben gerufen. 1995 richtete die Theologische Hochschule in Veszprém einen staatlich anerkannten Studiengang ein, der Theologie und Sozialarbeit verbindet. Dr. Teodóra Tomcsányi, klinische Fachpsychologin und Psychotherapeutin, die an der Hochschule unterrichtet und an der Entwicklung zahlreicher mentalhygienischer Projekte mitgearbeitet hat, treibt den Aufbau der Caritaswissenschaft in Ungarn und ihre Integration in internationale Netzwerke voran.

*Caritas Hungarica  
IX Bartók Béla u. 30, H-1519 Budapest, Ungarn  
Tel.: 00361/138 41 64 oder 00361/185 15 29; Fax:  
00361/ 137 80 16*

### Schlußbemerkung

Einen besonderen Boom erlebt die Diakoniewissenschaft seit einigen Jahren in den Kirchen Südkoreas. Auf der Suche nach einem sozialen Profil unterstützen diese Denominationen ihre Theologischen Fakultäten bei der Entwicklung diakonie- und caritaswissenschaftlicher Lehre und Forschung. Ein Bericht zur aktuellen Lage in Südkorea von Kim Ok-Soon schließt an diesen Beitrag an.

In den USA entstehen ebenfalls verschiedene diakoniewissenschaftliche Ausbildungsstätten. So hat die Methodistische Kirche vor kurzem in Nashville, Tennessee ein diakoniewissenschaftliches Zentrum eingerichtet und einen entsprechenden Studiengang für ihre Studierenden eröffnet.

Diese kurzen Berichte bedeuten keineswegs, daß damit alle Initiativen in Europa oder gar in der Einen Welt bereits erschöpfend dargestellt wurden. Vielmehr bilden sie eine Auswahl der bestehenden Institutionen und Initiativen, mit denen das Diakoniewissenschaftliche Institut derzeit in intensivem Austausch steht.

Uns ist daran gelegen, durch die Darstellung und die entsprechenden Kontaktadressen die Voraussetzungen für eine bessere Information und die Möglichkeit einer zukünftigen europa- bzw. weltweiten Zusammenarbeit der diakonie- und caritaswissenschaftlichen Institute und Initiativen zu ermöglichen. Wir möchten deshalb dazu ermuntern und dringend darum bitten, dem Diakoniewissenschaftlichen Institut Heidelberg Informationen oder Berichte über Veränderungen und Entwicklungen sowie über weitere Initiativen regelmäßig zukommen zu lassen. Bitte senden Sie die Unterlagen an unsere angegebene Adresse oder Faxnummer bzw. an unsere E-mail-Adresse: *theodor.strohm@urz.uni-heidelberg.de*. Damit unterstützen sie die neue diakonie- und caritaswissenschaftliche Datenbank, die am Diakoniewissenschaftlichen Institut momentan aufgebaut wird.

### Anmerkungen:

- 1 Theodor Schäfer, zit. n. Heinz Wagner, Ein Versuch der Integration der Diakonie in die Praktische Theologie, in: *Pastoraltheologie* 72/1983, 186.
- 2 Vgl. Theodor Strohm (Hg.), *Diakonie in Europa. Ein internationaler und ökumenischer Forschungsaustausch* (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 8), Heidelberg 1997.
- 3 Vgl. Arnd Götzelmann/Annette Leis, *Diakoniewissenschaftliche Aufbrüche in Skandinavien. Neue akademische Ausbildungsmöglichkeiten in Nordeuropa*, in: *Diakonie* 1995, 248-253.

Kim Ok-Soon

## **Diakoniewissenschaft als Zukunftsperspektive für die koreanische Kirche**

Die protestantische Kirche in Korea hat seit dem Beginn der Evangelisierung durch amerikanische Missionare im Jahr 1884 bis zum Anfang der 1990er Jahren insgesamt ein rasches quantitatives Wachstum erlebt. Heute sind 25 % der koreanischen Bevölkerung Christen.<sup>1</sup> Jedoch nimmt ihre Zahl seit den 90er Jahren nicht mehr zu. Vielmehr sinkt der Anteil der evangelischen Christen allmählich.<sup>2</sup>

Zwar beurteilte man den Erfolg des Gemeindegewachstums immer positiv, gleichzeitig wurde jedoch zunehmend die Forderung nach einer Erneuerung der koreanischen Kirche laut. Die Kirche erkannte, daß die Gemeinden die Diakonie als ihre Grundfunktion bisher sehr vernachlässigt haben. Dieses Bewußtsein ist allerdings je nach Denomination unterschiedlich ausgeprägt.<sup>3</sup> Inzwischen beginnt man daher, darüber nachzudenken, daß der Glaube der Gemeinde einer theologischen Reflexion bedarf. In diesem Sinne stellt die Diakonie also eine Herausforderung für die Erneuerung der koreanischen Kirche auf dem Weg zur Verwirklichung der rechten Kirche dar.

Im folgenden werde ich die Entwicklungsgeschichte, die theologischen Grundgedanken und die wichtigsten diakonischen Initiativen der koreanischen Kirche kurz skizzieren. Danach gehe ich auf die Themen ein, die zur Zeit in Korea im Blick auf die Gemeindediakonie diskutiert werden.

### **1. Kurzer Überblick über die Geschichte der koreanischen Kirche aus diakonisch-sozialer Perspektive**

#### *1.1 Soziale Aspekte der Mission in Korea*

Das protestantische Christentum verbreitete sich in Korea erst seit dem Jahr 1884. Aber schon zuvor waren einige Koreanerinnen und Koreaner durch den Besuch von Missionaren aus Europa, die v.a. in den Nachbarländern tätig waren, zum christlichen Glauben gekommen. Korea mußte Ende des 19. Jahrhunderts unvorbereitet – bedingt durch die internationalen Kraftfelder des Kolonialismus – das Tor nach außen weit öffnen, um die Boten der Weltmächte zu empfangen. In diesem Zusammenhang schloß Korea Handels- und Freundschaftsverträge mit verschiedenen westlichen Ländern. Nach Abschluß eines Vertrages zwischen Korea und den USA durfte der erste protestantische Missionar, Dr. Horace N. Allen, nach Korea einreisen.<sup>4</sup> Daraufhin kamen zahlreiche Missionare aus verschiedenen Denominationen und Ländern.

Der Missionsrat der Presbyterianer nahm 1893 in seiner ersten Sitzung die in der Praxis schon umgesetzten Prinzipien der Nevius-Methode offiziell als

Missionspolitik an.<sup>5</sup> Diese Missionspolitik intendierte, das Evangelium eher den unteren sozialen Schichten und weniger der Oberschicht zu verkündigen. 1907 wurde eine presbyterianische koreanische Synode gegründet, um die ersten sieben Pastoren zu ordinieren. Von Anfang an war die koreanische Kirche finanziell selbständig, doch sie mußte einen langen Weg gehen, bis sie eine autonome Kirche wurde.

#### *1.2 Die Bedeutung der koreanischen Kirche während der Besatzungszeit*

Zwischen 1910 und 1945 litt die koreanische Kirche unter der Unterdrückung durch die japanische Regierung, die das Land besetzt hatte. Im Zusammenhang mit der Unabhängigkeitsbewegung (1919) wuchs die Zahl der Protestanten stark an, insbesondere von 1920 bis 1924. Während dieser Zeit verfolgten die japanischen Behörden die protestantische Kirche unbarmherzig, weil sie sowohl in der politischen Unabhängigkeitsbewegung als auch in der sozialen Erweckungsbewegung eine führende Rolle spielte. Durch die aktive Teilnahme vieler Christen an den Volksbewegungen wurde die protestantische Kirche vom Volk in einem neuen, positiveren Licht gesehen.<sup>6</sup> Unter der japanischen Besatzung entfaltete die koreanische Kirche zudem eine weitgespannte Tätigkeit im Rahmen der Entwicklungspolitik und der Erweckungsbewegung für die Bevölkerung auf dem Land. In den 1920er Jahren war der Landwirtschaftsdienst des CVJM hervorragend organisiert. Die Generalsynode gründete 1928 eine Abteilung für Landwirtschaft und die Kirche führte zahlreiche Programme in diesem Bereich durch: Vorlesungen zur Landwirtschaft wurden gehalten, eine Zeitschrift für Landwirtschaft wurde herausgegeben und Unterstützung zur Organisation und Finanzierung von genossenschaftlichen Initiativen gewährt.

Im Jahr 1932 beschloß das „Vereinigte Komitee des koreanischen Christentums“, in dem Presbyterianer und Methodisten vertreten waren, ein Sozialbekenntnis für die Armen. Das Sozialbekenntnis erstellte, aufbauend auf Liebe, Gerechtigkeit und dem Frieden Gottes als die von Christus geoffenbarten Wahrheiten, ein Leitbild und zeigte die zu verwirklichenden Grundsätze im Blick auf die Menschenwürde auf. Daraus ergeben sich u.a. folgende konkrete Forderungen: Verbot von Kinderarbeit, Verbesserung der Stellung der Frauen durch Ausbildung, Qualifizierung von Arbeitern, Arbeitszeitverkürzung, Festlegung eines Existenzminimums, Förderung von Vereinsgenossenschaften zwischen Produzenten und Konsumenten.

### 1.3 Die Zeit der Kirchenspaltung

1945 von der japanischen Besatzung befreit, brach 1950 der Korea-Krieg aus, der bis 1953 währte und zur bis heute bestehenden Teilung des Landes führte. Gleichzeitig kam es nach der Befreiung zu einer Spaltung der größeren Denominationen. Die presbyterianische Kirche in Korea teilte sich Anfang der 50er Jahre in drei Gruppen, nämlich in die Koryo-Pa, die Kichang-Pa und die Chonghoe-Pa. Die größte davon, die Chonghoe-Pa spaltete sich im Jahr 1959 erneut. So entstanden die Tonghap-Pa und die Haptong-Pa. Ursache für die presbyterianischen Kirchenspaltungen war ein unterschiedliches Verständnis der theologischen Methodik. Die Koryo-Pa nahm in dieser Frage eine extrem konservative Position gegenüber der liberalen Kichang-Pa (PROK) ein. Die Chonghoe-Pa hatte den Charakter der theologischen Mittelpartei. Die größte Gruppe bildet heute die Tonghap-Pa (PCK). Infolge der Kirchenspaltungen verstärkte sich die Tendenz der Gläubigen zum individualistischen, mystisch-eschatologischen Glauben. Der Glaube der Gemeinde prägte nicht die Gemeinschaft, sondern den Einzelnen.

Zu Beginn der Industrialisierung wurde 1957 das „Komitee der Industrie-Mission“ gegründet, das für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Menschenrechte von Arbeitern kämpfte. Diese Organisation hat später den Minjung-Gemeinden in der PCK starke Impulse gegeben und sie auf ihre Aufgabe verwiesen, als Ortsgemeinde nach Lösungen für Probleme in ihrem Lebensraum zu suchen.

### 1.4 Industrialisierung und Gemeindegewachstum

Ab den 60er Jahren veränderte sich die koreanische Gesellschaft aufgrund der Industrialisierung schnell und von Grund auf. Der Lebensstandard begann durch die Modernisierung schneller fortzuschreiten als zuvor. Der Wandel bewirkte jedoch, daß die Lasten immer deutlicher von den Arbeitern getragen werden mußten und die Kosten zunehmend ungleich verteilt waren. Es kam zu einer großen Spaltung zwischen Reichen und Armen sowie Starken und Schwachen, die sich in Ober- und Unterschicht gegenüberstanden. In dieser Situation kamen viele Menschen zur Kirche, um in ihr Sicherheit, Segen und Heilung zu suchen. Die kirchlichen Aktivitäten konzentrierten sich auf die charismatische Bewegung und Massenevangelisationsversammlungen. Die Zahl der Gemeindeglieder wuchs sehr schnell an, und die Gemeinden verbesserten insgesamt ihre finanzielle Situation. Die Kirche suchte vor allem nach quantitativem Wachstum und war hauptsächlich mit ihren eigenen Angelegenheiten befaßt. Die Evangelisationsbewegung war apolitisch und am Jenseits orientiert.

Die einzelnen Gemeinden wuchsen zwar sehr rasch an, nahmen aber keine Funktion als diakonische Gemeinden wahr. Die zumeist koreanischen Gemeinden dienten vielmehr nur sich selbst ohne

jeden Bezug zur Gesamtgesellschaft. Die diakonische Verantwortung der Gemeinde für die geringsten Nächsten und die Gesellschaft wurde übersehen. Diese Entwicklung beruhte auf vier Faktoren:

1. Die fundamentalistischen bzw. konservativen Kirchen in Korea forderten die Trennung von Kirche und Politik und konzentrierten sich einseitig auf das Heil des Individuums, die Erlösung der einzelnen Seele und auf materiellen Segen.

2. Die koreanischen Kirche betonten vor allem die vertikale Dimension des Glaubens. Das führte zu einem extrem individualistischen Glauben, der sich allein auf Gott konzentriert, ohne den Dienst am Nächsten einzubeziehen. Der Glaube blieb so ein „fides incurvata in se“, ohne das Praxisfeld der Liebe. Dieser Glaube bewegte die koreanischen Gemeinden nicht dazu, als diakonische Gemeinden eine Beziehung zur Gesellschaft aufzubauen.

3. Die koreanischen Kirchen betrachteten Diakonie weitgehend als ein Mittel zur Mission. Diakonie zielte immer darauf, das Evangelium zu verbreiten. Die Betonung des Heils der einzelnen Seele hatte einen Mangel an Ganzheitlichkeit zur Folge. Diese missionarische Kirche vernachlässigte die Menschenwürde in allen gesellschaftlichen Bereichen.

4. Die kirchliche Struktur der koreanischen Kirche verhindert die diakonische Gemeinde. Denn die Kirche ist weder Volkskirche noch Staatskirche. Sie setzt sich vielmehr aus einzelnen Personalgemeinden zusammen.<sup>7</sup> Die einzelnen Gemeinden investierten all ihre Kräfte und ihre finanziellen Mittel in ihr Wachstum.<sup>8</sup>

### 1.5 Die Minjung-Gemeinden

In den 70er Jahren entstand eine gegenläufige Strömung, die von der Minjung-Theologie ausging und auf das politische Engagement zielte. Die Minjung-Theologie betont den gesellschaftlichen Ort des Evangeliums und sieht ihren Platz zusammen mit Jesus und dem Minjung<sup>9</sup> in den politischen und sozialen Konflikten. Diese Theologie bewirkte, daß die Zahl der Pastoren, die sich ihrer Verantwortung für die Lösung der sozial-strukturellen Probleme bewußt wurden und Minjung-Gemeinden gründeten, von den 70er Jahren bis zum Ende 80er Jahren allmählich zunahm.<sup>10</sup> Gleichzeitig strebten jedoch die meisten Gemeinden weiterhin primär ein quantitatives Kirchenwachstum an. Die Pastoren der Minjung-Gemeinden setzten sich in den vergangenen zehn bis zwanzig Jahren stark für eine Strukturveränderung der Gesellschaft und insbesondere für die (Menschen-)Rechte der Arbeiter ein. Heute spielen die Minjung-Gemeinden für die christlich-soziale Bewegung keine große Rolle mehr, da sich der Lebensstandard der Arbeiter durch den Wirtschaftsaufschwung in den 90er Jahren sehr verbessert hat. Arbeiter, die sich politisch engagieren wollen, wenden sich nicht länger an die Minjung-Gemeinden, weil ihre Ziele nicht mehr mit denen der Gemeinden

übereinstimmen. Zu einer Minjung-Gemeinde gehören inzwischen nur noch ca. 30-40 Mitglieder. Für die Gemeinden wird es so immer schwieriger, die Kosten für den Pfarrer und die sozialen Programme aufzubringen. Denn die koreanischen Gemeinden sind als freie Gemeinden ganz von der Kollekte der Gemeindeglieder abhängig. Um ihre Arbeit weiterführen zu können, müssen die Gemeindepfarrer meist die reichen Gemeinden um Hilfe bitten.<sup>11</sup>

### 1.6 Der diakonische Aufbruch der 90er Jahre

Seit Beginn der 90er Jahre öffnet sich das Bewußtsein der Gemeindepastoren und Gemeindeglieder zunehmend für ein neues Verständnis von Diakonie. Bisher hielten die meisten Pastoren und Gemeindeglieder die Diakonie für individuelle, subsidiäre Hilfe. Nun wird innerhalb und außerhalb der Kirche Kritik daran laut, daß die Gemeinden mit der Diakonie eine wesentliche kirchliche Funktion vernachlässigt haben und in einem von der Gesellschaft abgegrenzten Ghetto leben. Auch aus den Minjung-Gemeinden kommen Impulse für die Kirche, in der Gemeinde und in der Gesellschaft stärker Verantwortung zu übernehmen. Diese Kritik ist eine Herausforderung für die koreanischen Gemeinden, die ihre Erneuerung vorantreiben kann. Immerhin entstehen vermehrt diakonische Initiativen in den Gemeinden. Viele Pfarrer und Gemeindeglieder betrachten die Diakonie als einen substantiellen Auftrag der Kirche, auch wenn sie ihr neues Bewußtsein noch nicht aktiv in den Praxisfeldern umsetzen können.

Um einen Einblick in den diakonischen Aufbruch der koreanischen Kirche zu vermitteln, werde ich im folgenden aktuelle kirchenpolitische Entscheidungen und Verlautbarungen zur Diakonie sowie wichtige neue diakoniewissenschaftliche und diakonische Initiativen darstellen.

## 2. Neue diakonische Entwicklungen in der koreanischen Kirche

### 2.1 Das Leitbild der Generalsynode der PCK<sup>12</sup>

Schon im Jahr 1957 gründete die Generalsynode der PCK in Youngdung-Po in Seoul die „Industrie-Mission“ für ihren sozialen Dienst und wies die Christen auf ihre Verantwortung für die Gesellschaft hin. In dieser Tradition wurde im Jahre 1984 das „Leitbild für die sozial-missionarische Liebestätigkeit in der Presbyterianischen Kirche in Korea (PCK)“ im Rahmen der Vollversammlung der Generalsynode angenommen. Das Leitbild zielt letztendlich auf die Vollendung des Reiches Gottes, in dem Gerechtigkeit, Liebestätigkeit und der „Schalom“ Gottes verwirklicht sind. Das Leitbild, das sich aus vier Schwerpunkten zusammensetzt, wurde in Beziehung zum realen Lebensraum der Menschen gesetzt. Die vier Schwerpunkte sind: (1) das Engagement für die Demokratisierung der Gesellschaft, (2) die Verwirklichung von Gerechtigkeit und die Sorge für die Geringen, (3) das Streben nach Wie-

dervereinigung des Landes und nach Frieden auf der Welt und (4) die Förderung der kreativen und traditionellen Volkskultur. Aus dem 1984 angenommenen Leitbild entstand eine Bewegung der Liebestätigkeit in verschiedenen Praxisfeldern, die 1986 von der Generalsynode akzeptiert wurde. Die Bewegung arbeitet daran, die bisherige Liebestätigkeit in den Gemeinden und unter den einzelnen Gläubigen systematischer und effektiver zu organisieren, um das Ideal der diakonischen Gemeinde zu verwirklichen. Letztes Ziel ist es, daß sich die Gemeinden durch den Dienst an den Leidenden mit der gesamten Not in der Gesellschaft solidarisieren.

Aus einer Umfrage im Jahr 1992, an der sich 2.008 Gemeinden beteiligten<sup>13</sup>, ergaben sich verschiedene Bereiche, in denen die PCK Programme der dienenden Liebestätigkeit durchführt. Es gibt Hilfen für Kinder, Jugendliche, Frauen, alte Menschen, behinderte Menschen und Gefangene. Medizinische, psychologische und Gesprächstherapien werden organisiert. Darüber hinaus arbeiten die Gemeinden an der Wohlfahrtspflege mit und bieten Beratungsstellen und Missionen für gesellschaftliche Randgruppen, insbesondere für Gastarbeiter an. Insgesamt werden zehn diakonische Institutionen von der Generalsynode direkt verwaltet, eine weitere verwaltet die Synode in Seoul und acht diakonische Einrichtungen befinden sich in ökumenischer Verwaltung. In der Umfrage bezeichneten 89,3 % der Befragten die Diakonie als wesentlichen Auftrag der Gemeinde. 55,3 % waren jedoch der Meinung, daß der Anteil der Ausgaben für diakonische Aktivitäten nicht mehr als 10 % des Gesamteinsatzes der Gemeinden ausmachen sollte. 45,6 % der Pastoren predigte einmal im Monat über den christlichen Liebesdienst am Nächsten. Diese Ergebnisse zeigen, daß das Bewußtsein der Gemeindepastoren für die Diakonie noch nicht ausreichend ausgeprägt ist. Außerdem wurde in der Umfrage festgestellt, daß sich 56,3 % der diakonischen Aktivitäten nur an die eigenen Gemeindeglieder richten, etwa 36 % sind Angebote an die Armen innerhalb der Kirche, ca. 12 % sind Gaben an die Gesellschaft und nur etwa 7 % liegen im Bereich offener diakonischer Liebestätigkeit. Hier wird deutlich, daß das Engagement der koreanischen Kirche für die Diakonie noch relativ schwach ist, auch wenn 19,1 % der Mittel für die Diakonie in der Gesellschaft verwandt werden. Die Diakonie wird zwar als wesentlicher Auftrag der Gemeinde gesehen. Dieses Bewußtsein findet jedoch in den Praxisfeldern noch keine Umsetzung.

Da dem Pfarramt in den streng hierarchisch organisierten Gemeinden in Korea eine zentrale Rolle zukommt, kann sich die Diakonie in der koreanischen Kirche nur dann fruchtbar weiterentwickeln, wenn die diakonischen Initiativen von den Pastoren angeregt oder zumindest unterstützt werden. Das Diakonieverständnis der Hauptpfarrer ist also von großer Bedeutung für die Entstehung von diakoni-

schen Gemeinden. Langfristig ist es jedoch erforderlich, daß ein Diakonat in den Gemeinden eingerichtet wird, damit sich die Diakonie effektiv und symmetrisch entfalten kann.

### *2.2 Women Ministers Association in der PCK*

Die Women Ministers Association (WMA), die in der Tradition der Bibel-Frauen<sup>14</sup> wurzelt, wurde während der Industrialisierung 1973 in Seoul gegründet. Die Bibel-Frauen und Christinnen haben die jeweils in den Epochen zu erfüllenden Aufgaben hervorragend gemeistert. Sie kümmerten sich vor allem um Arme, alte Menschen und Waisen. In der Zeit der ökonomischen Ausbeutung durch die japanische Besatzungsmacht organisierte sich ein Frauen-Verein, der Geld sammelte, um damit die Unabhängigkeitsbewegung gegen Japan zu unterstützen. Dies zeigt eindrucksvoll, daß die Frauen sich nicht nur auf die Evangelisation beschränkten, sondern sich auch politischen und gesellschaftlichen Aufgaben erfolgreich stellten.

Die WMA setzt sich in der oben beschriebenen Tradition die Verkündigung des Evangeliums, die Diakonie in Gemeinde und Gesellschaft sowie die Förderung der Kompetenz und die Verbesserung der Position ihrer Mitglieder durch Fortbildung zum Ziel. Sie hat heute 23 Bezirkskreise mit 1.200 Theologinnen<sup>15</sup>, ein Heim für pensionierte Mitarbeiterinnen<sup>16</sup> und eine Weiterbildungsstätte, die eine große Rolle für die inhaltliche Arbeit ihrer Mitglieder spielt.

In Korea gibt es einen sehr häufig zitierten Spruch „Wenn eine Henne kräht, geht das Haus zugrunde“, der deutlich zeigt, welche Rolle den Frauen in einem patriarchalischen Gesellschaftssystem zugewiesen wird. Das Hauptanliegen des patriarchalisch ausgerichteten Konfuzianismus ist die Erhaltung der Ordnung, der Hierarchie in Familie und Staat. Der Konfuzianismus führte zur strengen Klassen- und Geschlechtertrennung. Unter diesem Einfluß durften die Theologinnen in der PCK bis zum August 1995 nicht ordiniert werden und nur als Hilfskräfte für die Hauptpfarrer in den Gemeinden tätig sein. Auch ihre Meinungen durften sie nicht öffentlich äußern, eine Tradition, die natürlich problemlos an Paulus (1.Kor. 14,34) anknüpfen konnte.

Durch Fortbildungen wandte sich das Interesse vieler Theologinnen feministisch-theologischen Fragen zu. Sie sind innerlich nicht länger bereit, lediglich eine untergeordnete Rolle in der Gemeinde zu spielen. Ihr Wahlspruch lautet: „Wenn eine Henne gackert, legt sie ein Ei. Wenn viele Hennen gackern, merkt man, daß etwas sehr Wichtiges geschehen ist“. In diesem Sinne übernehmen die Theologinnen heute in vielen Bereichen wichtige diakonische Aufgaben.

Ca. 160 der oben genannten 1.200 Theologinnen arbeiten selbständig in Gemeinden, die von der Landwirtschaft und der Fischerei geprägt sind. Sie kümmern sich um Kinder und um alte Leute<sup>17</sup> und bieten Ausbildungsprogramme für Frauen an. Dar-

über hinaus regen sie den biologischen Anbau von Agrarprodukten an, um die Erde schonend zu nutzen, und organisieren den Direktverkauf der Produkte – unter Ausschluß des Zwischenhandels – in der Stadt. Diese Bewegung gewinnt ständig an Einfluß. Ungefähr 20 Theologinnen arbeiten in den Armensiedlungen der Städte. Sie kümmern sich um die Kinder, deren Eltern arbeiten müssen, sowie insbesondere um Kinder, die von Verwahrlosung bedroht sind. Für Schülerinnen und Schüler, die zu Hause keinen Platz haben, um die Hausaufgaben zu machen, richten sie Leseräume in den Gemeinden ein. Zudem bemühen sie sich, die Frauen für anspruchsvollere Berufe zu qualifizieren. Ca. 45 Theologinnen arbeiten in den verschiedensten Institutionen, wie z.B. in Altenheimen, Kinderheimen, Gefängnissen und Kasernen, aber auch in Initiativen für alleinerziehende Mütter, Straßenkinder, behinderte Menschen und Prostituierte. Etwa 30 Theologinnen leisten im weitesten Sinne Seelsorge in den Krankenhäusern. Die meisten Theologinnen arbeiten in städtischen Gemeinden, teilweise als Beraterinnen für die verschiedensten Gebiete.

### *2.3 Die Diakoniewissenschaft an koreanischen Universitäten*

Die wichtigste und etablierteste Ausbildungsstätte für Diakoniewissenschaft ist das Hanil Theological Seminary. Diese kirchliche Hochschule wurde im Jahre 1922 von der amerikanischen Southern Presbyterian Church gegründet. Bis 1981 war sie nur in der theologischen Ausbildung von Frauen tätig. Seit 1982 können Frauen und Männer dort gemeinsam studieren. 1984 wurde die zur PCK gehörende Hochschule vom Staatlichen Ministerium für Kultur und Erziehung anerkannt und 1994 erfolgte ihre Eingliederung in die Hanil Universität. Zu der Vielzahl von Fächern, die die Universität anbietet, gehört seit 1995 auch die Diakoniewissenschaft, die über ein eigenes Forschungsinstitut verfügt.

Auch die Theologische Hochschule Youngnam bietet im Rahmen der Praktischen Theologie diakoniewissenschaftliche Vorlesungen an. Weitere Universitäten planen die Einführung dieses Faches, das in Zukunft stärker gefördert und profiliert werden muß, um die sich entwickelnde diakonische Bewegung in den koreanischen Gemeinden durch theologische Reflexion zu untermauern.

### *2.4 Konferenz zur Strategie der Durchführung der Diakonie in der PCK*

Im Rahmen der Konferenz zur Strategie der Durchführung der Diakonie in der PCK, die aus drei Instanzen für die Bearbeitung der Praxisfelder besteht, wurde vom 20. bis 21. März 1997 eine erste Sitzung in Seoul abgehalten. Dort wurden folgende Artikel angenommen: (1) Der Dienst der Gemeinde muß auf die Ganzheit des Menschen zielen. (2) Hierfür ist eine Theologie der Diakonie erforderlich,

weil sie bei den Pfarrern und Gemeindemitgliedern ein neues Bewußtsein für die Diakonie wecken kann. Die Praxis des Gemeindedienstes muß mit Hilfe der Theologie der Diakonie reflektiert werden. (3) Die Ausbildung der Pfarrer und Gemeindemitglieder muß daher erweitert werden. (4) Die staatliche Wohlfahrtspolitik muß berücksichtigt werden, d.h. soweit wie möglich solidarisch behandelt werden.

Aus der Konferenz ergeben sich Konsequenzen für die aktuellen Aufgaben der Diakonie in der Gemeinde und in der Gesellschaft: (1) Die Kirche bedarf einer Organisationsform in Bezirkssynode und Generalsynode, damit eine effektive Durchführung des Programms gewährleistet werden kann. (2) Das Verhältnis von staatlichem Wohlfahrtssystem und Gemeindediakonie muß untersucht werden. (3) Mit bürgerlichen Bewegungen, z.B. der Frauenbewegung und Jugend- oder Umweltschutzbewegungen, wird Solidarität geübt.

### *2.5 Die Tae-Jon-Erklärung der Gemeindepfarrer in der PCK von 1996<sup>18</sup>*

In der Absicht dem Aufbau einer neuen Gemeinde zu dienen, erklärt der Rat der presbyterianischen Gemeinden in Korea zur Frage der Mitbestimmung von christlichen Gemeinden in der Gesellschaft: Die Kirche muß die Situation des heutigen Menschen genau kennen. Vordringlich erscheinen die Fragen: (1) nach der Berufung und der Sendung Christi, (2) nach dem Auftrag und der Aufgabe der Kirche, (3) nach dem Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes. Das in der zweiten Frage angesprochene Wesen der Kirche wird als missionarisch, diakonisch und erzieherisch bestimmt. Diese drei Funktionen im Wesen der Kirche haben alle gleiches Gewicht und einen je eigenen Charakter, dürfen aber nicht getrennt werden. Die Diakonie basiert auf der „Missio Dei“. Sie will durch Reform der Gesellschaftsstruktur erreichen, daß Schwache und Starke, Arme und Reiche solidarisch zusammenleben können. Hierfür sollen die Christen als Diakone den Nächsten in der ganzen Welt dienen und sich um eine ständige Reform der Kirche und der Welt bemühen.

### *2.6 Die Vereinigung der Minjung-Gemeinden in Korea*

Die Vereinigung der Minjung-Gemeinden in Korea besteht aus ca. 100 Gemeinden, von denen ca. 30 Gemeinden zur PCK und 70 zur PROK gehören. Wie oben geschildert wird es seit Anfang der 90er Jahre für die Minjung-Gemeinden aufgrund ihrer geringen Mitgliederzahl immer schwieriger, finanziell selbständig zu bleiben und einen Pfarrer für die Gemeinde zu finden. In dieser Situation wurden sich viele Minjung-Gemeinden bewußt, daß ihre Probleme auch darauf beruhten, daß sie sich in den vergangenen zehn Jahren nur um politische Fragen gekümmert und abgesehen hatten, so daß die Gemeindegemeinschaft zu kurz gekommen war. Die zur

PCK gehörenden Minjung-Gemeinden sind noch in den Armensiedlungen aktiv. Für diese Aufgabe können auch Pfarrer gefunden werden.

Die zur PROK gehörenden Minjung-Gemeinden gerieten in eine größere Krise, aus der nach einer kritischen Selbstreflexion ein neues Konzept entstand. Die Schwierigkeiten der Minjung-Gemeinden basierten auf einem inneren und einem äußeren Faktor. Einerseits hatte der Pfarrer in der Gemeinde, im Vollzug des Gemeindelebens, zu wenig Kapazität für die spirituellen und seelsorglichen Bedürfnisse der Gemeindeglieder. Andererseits war er in seiner Tätigkeit für die Gesellschaft nicht immer kompetent genug und konnte in konkreten Situationen nicht die angemessene Hilfe leisten. Die Minjung-Gemeinden versuchen seit einiger Zeit, einen neuen Weg zu finden. Unter dem Leitmotiv „Leben“ wird ein diakonischer Weg beschritten. Das Wort „Leben“ ersetzt das Wort „Minjung“, da es implizit einen progressiveren Charakter für die christlich-soziale Bewegung hat und den Dienst, die gerechtere Verteilung der Güter, die Versöhnung und den Frieden aus der Liebe Christi beinhaltet. Die zur PROK gehörenden Minjung-Gemeinden nennen sich heute „Solidargemeinschaft zur Mission für das Leben in der PROK“ (Kichang Saengmyong-Sunkyo Youndae). Im Rahmen des neuen Konzeptes werden diese Gemeinden zahlreiche konkrete diakonische Programme in der Gesellschaft durchführen.

### *2.7 Das Komitee für städtisch-ländliche Mission im Ökumenischen Rat der koreanischen Kirchen*

Unter dem Titel „Rückblick auf die Sozial-Mission und die Aufgabe der koreanischen Kirche“ versuchte die Konferenz des Komitees für städtisch-ländliche Mission des Ökumenischen Rates der koreanischen Kirchen, eine neue Strategie für die christliche Sozialbewegung zu entwickeln. Die erste Sitzung zu diesem Thema wurde bereits am 15. November 1993 abgehalten. Zur Strategie des Komitees fand ein zweites Treffen am 25. Mai 1995 in Seoul statt. Es wurden zwei Sektionen gebildet, eine für die Mission in den Städten und eine zweite für die Mission auf dem Land. Da sich die gesellschaftliche Situation in Korea durch die starke Industrialisierung völlig gewandelt hat, ist es notwendig, die Ausrichtung der christlich-sozialen Bewegung zu verändern. Die Ergebnisse der Konferenz fassen die zukünftigen Aufgaben der Kirche folgendermaßen zusammen: (1) Die Bewegung muß stärker auf das „Leben“ und das „Zusammenleben“ in der neuen Gesellschaft ausgerichtet werden. Eine Konzentration allein auf die Menschenrechte wie in den letzten zehn Jahren genügt heute nicht mehr. (2) Es ist erforderlich, die Bewegung durch den diakonischen Dienst in der Gesellschaft zu verankern, damit sie sich im langsam entstehenden demokratischen Staat eine Basis aufbauen kann. (3) Ferner ist es nötig, den mittlerweile vorhandenen neuen

Wohlstand in der Kirche für sinnvolle Projekte in anderen Ländern zu verwenden.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß die Kirche in Korea bereits zahlreiche individuelle Dienste geleistet hat, daß sie jedoch ihre neuen gesellschaftlichen Aufgaben erkennen und in Angriff nehmen muß. Diese Aufgabe kann vor allem von der Diakonie der Kirche geleistet werden. Deshalb ist es erforderlich, daß sich zunächst das Bewußtsein der Gemeindepastoren und der Gemeindeglieder einem neuen Verständnis von Diakonie öffnet. Langfristig muß die Struktur der Gemeinde geändert und so auf die Diakonie vorbereitet werden. Ferner ist es notwendig, eine koreanische Theologie der Diakonie zu erarbeiten und der Bewährung in der Praxis zuzuführen, damit sich Theorie und Praxis gegenseitig befruchten können. Von Anfang an sollte verhindert werden, daß die diakonische Gemeinde-Bewegung nur kurzfristig Einfluß ausübt. Schließlich ist die Diakonie ein Wesensmerkmal der Kirche. Ebenso muß der Eindruck vermieden werden, daß die Diakonie nur ein Mittel der Evangelisation ist, auch wenn unbestreitbar ist, daß die Evangelisation immer eine wichtige Aufgabe für die Kirche in Korea bleiben wird. Daher sollte das Verhältnis von Missionswissenschaft und Diakoniewissenschaft genau untersucht und neu definiert werden. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit einer Neube-gründung der Diakonie in Korea. Die Theologie der Diakonie muß in die Lage versetzt werden, als Wegweiser für die Kirche in Korea zu fungieren.

#### Anmerkungen:

- 1 Für das Jahr 1996 geht man in Korea offiziell von folgender Verteilung in der Religionszugehörigkeit aus: Buddhisten 35%, Christen 25 %, davon 18,6 % Protestanten und 5,7 % Katholiken. Traditionelle Religionen in Korea sind der Konfuzianismus und der Schamanismus. Die Zahl ihrer Mitglieder läßt sich jedoch kaum feststellen. Nach letzten Erhebungen wird angenommen, daß es ca. 200.000 konfuzianische Gelehrte und 100.000 Schamanen (Heiler) gibt. Außerdem bilden die Konfessionslosen eine große Gruppe.
- 2 Es treten viele junge Menschen aus protestantischen Gemeinden in die katholische Kirche ein, weil die protestantischen Kirchen die wichtige kirchliche Aufgabe, die soziale Verantwortung mitzutragen, nicht wahrnehmen. Darüber hinaus nehmen viele nicht mehr am Gemeindegottesdienst teil und entfremden sich so von den Gemeinden.
- 3 Die Ausprägungen in den verschiedenen Denominationen werden später kurz skizziert.
- 4 Es ist umstritten, ob er als der erste Missionar angesehen werden kann.
- 5 Im Jahr 1890 wurden Reverend John Nevius und seine Frau zur Missionskonferenz eingeladen, um Ratschläge für die Missionspolitik zu geben. Diese Ratschläge werden die „Nevius Methode“ genannt.
- 6 Ferner kämpften zahlreiche konservative Presbyterianer leidenschaftlich gegen die Schintoschreinverehrung. Die Verehrung des göttlichen Kaisers ist ein wichtiger Bestandteil des japanischen Schintoismus.
- 7 Innerhalb der Gemeinde gibt es einen Hauptpfarrer, der als Gemeindeleiter an der Spitze steht, und Hilfspfarrer, die eine niedrigere Position einnehmen und den Hauptpfarrer unterstützen müssen.
- 8 Das traditionelle Gemeindeleben ruhte auf drei Säulen: (1) Eifer der Christen für die Evangelisation; (2) regelmäßiger

Besuch der Gottesdienste: Sonntag-Gottesdienst – vormittags und abends –, Mittwoch-Andacht, Freitag-Mitternachtsandacht sowie tägliche Morgenandachten; (3) Opferbereitschaft für die Gemeindeglieder: Hausbesuche der Pfarrer und Gemeindeglieder, Hauskreise und gemeinsames Lesen der Bibel.

- 9 Minjung bedeutet „das Volk der Geringsten“ und orientiert sich an dem neutestamentlichen Begriff „ochlos“ (Volk).
- 10 Die Vereinigung der Minjung-Gemeinden besteht aus ca. 100 Gemeinden. Davon gehören ca. 30 Gemeinden zur PCK und 70 zur PROK.
- 11 Gemeindepfarrer in Minjung-Gemeinden erhalten im allgemeinen ein Fünftel ihres Gehaltes von anderen Pfarrern, manche verdienen gar nichts. Deshalb müssen sie entweder nebenbei arbeiten oder ihre Frauen müssen für das Familieneinkommen sorgen, was für koreanische Pfarrfamilien außergewöhnlich ist.
- 12 Die PCK ist heute mit ca. 5.000 Gemeinden die größte Kirche in Korea und verfügt über ausreichend finanzielle Mittel. Sie hat meiner Meinung nach mit dazu beigetragen, andere Gemeinden für die Diakonie zu interessieren. Im Jahr 1995 beschloß die PCK die Frauenordination.
- 13 Die Generalsynode in PCK besteht aus 51 Bezirkssynoden und im Jahr 1991 aus 4797 Gemeinden, von denen sich ca. 2.300 auf dem Land und ca. 2.500 in der Stadt befinden.
- 14 In der Missionszeit hat der Konfuzianismus als herrschende Ideologie die koreanische Gesellschaft entscheidend geprägt. In der konfuzianisch-patriarchalischen Gesellschaft litten die Frauen unter verschiedenen Arten der Diskriminierung. Da im Konfuzianismus der Mann als Himmel und die Frau als Erde definiert werden, soll die Frau keinesfalls eine gehobene Position erreichen. Die Frauen waren in dieser Zeit keine selbständigen Individuen, sie konnten nicht einmal über die alltäglichsten Bedürfnisse entscheiden. In der Geschichte spielten die Frauen keine Rolle, denn sie hatten keine Ausbildung und wurden immer nur in ihrem Verhältnis zu Männern dargestellt. Sie lebten abgeschlossen von der Außenwelt. Wenn eine Frau keinen Sohn geboren hatte, mußte sie eine Nebenfrau für ihren Mann suchen, da die konfuzianische Gesellschaft nur einen Sohn als Fortsetzung einer Familie betrachtete. Bekam die Familie keinen Sohn, so wurde die Ehe geschieden. In dieser Situation nahm die Mission nach der Nevius-Methode ihre Arbeit auf und konzentrierte sich darauf, die zur Unterschicht gehörenden Menschen – häufig Witwen – auszubilden. Nach dem Besuch der Bibelschule wurden die Frauen – meist ehrenamtlich – sogenannte Bibel-Frauen, die das Evangelium verbreiten sollten. Durch diese Aufgabe konnten sie ihre grausamen Schicksale als Marginalisierte in der Gesellschaft überwinden.
- 15 Die Theologinnen haben an verschiedenen theologischen Fakultäten studiert. Es gibt sieben staatlich anerkannte theologische Hochschulen, die zur PCK gehören und zahlreiche Bibel-Schulen in Verantwortung der Bezirkssynoden.
- 16 Das Heim wurde 1986 in Kyonggi-Do eingeweiht, um alleinstehende Mitarbeiterinnen nach ihrer Pensionierung versorgen zu können. Es hat heute insgesamt 27 Bewohnerinnen und ein Training-Center, in dem viele Programme zur praktischen Ausbildung angeboten werden.
- 17 Infolge der Industrialisierung zogen viele junge Menschen vom Land in die Stadt. Zurück blieben überwiegend alte Menschen. Immer weniger Kinder wachsen auf dem Land auf. Das Abkommen über Agrarprodukte in Uruguay, die sogenannte Uruguay-Runde, verschlechterte die Situation für die Landwirtschaft in Korea, da Produkte aus der Massenproduktion in den USA, wie z.B. Reis, den Binnenmarkt in Korea immer stärker beherrschen.
- 18 Die Erklärung wurde am 25. November 1996 von Gemeindepfarrern – alle Absolventen des „Presbyterian College and Theological Seminary“ in Seoul – in Tae-Jon/Korea veröffentlicht.

Anders Bäckström/Charlotte Engel

## Diakonie zwischen Kirche und Gesellschaft

Das Diakonieforschungsprogramm des „Samariterhems“ in Uppsala/Schweden\*

In der Satzung des Samariterhems ist vermerkt, daß es zu den Aufgaben der Diakoniestiftung gehört, „die wissenschaftliche Forschung in den Bereichen zu fördern, die für die Tätigkeit der Stiftung wichtig sind“. Die Verbindung von Diakonie und Forschung sowie von Theologie und Forschung hat also Tradition am Samariterhem und begleitete die praktische Arbeit von Anfang an. In der Zeit, in der Vivi-Ann Grönqvist das Samariterhem leitete, wurde ein Programm für diakonische Forschung formuliert. 1995 konnte eine eigene Forschungsabteilung im Haus geschaffen werden. Absicht war es, durch die Forschung jene Kompetenzbereiche zu stärken, die in der Gesellschaft von Diakoninnen und Diakonen verwaltet werden. Darüber hinaus gibt gerade auch die bevorstehende Umwandlung der Schwedischen Kirche von einer Staatskirche in eine Volkskirche im Jahr 2000 Anlaß, die Bedeutung der Diakonie für die Schwedische Kirche zu untersuchen.

Die Forschungsprojekte, die derzeit von der Forschungsabteilung verfolgt werden, beschäftigen sich mit der Rolle der Diakonie als Brücke zwischen Kirche und den Menschen bzw. der Gesellschaft und sind Teil des größeren Projektes „Von der Staatskirche zur freien Volkskirche“ (Från statskyrka till fri folkkyrka), das vom humanistisch-gesellschaftswissenschaftlichen Forschungsrat des schwedischen Staates finanziert wird. Neben dem Samariterhem sind das Zentrum für Dienstleistungs-Forschung in Karlstad sowie die Theologische Fakultät der Universität Uppsala an der Untersuchung beteiligt. Ziel ist es, die Bedeutung der Religion im Prozeß des augenblicklichen Wertewandels zu erheben. Der besondere Beitrag des Samariterhems liegt darin, die Kirche nach dem Jahr 2000 in ihrer Rolle als ein freier Anbieter – neben anderen – in der Wohlfahrtsgesellschaft mit Hilfe von theoretischen und empirischen religionssoziologischen Studien zu bestimmen. Vor dem Hintergrund, daß die Kirche zunehmend mit ihrer betreuenden und begleitenden Funktion gleichgesetzt wird, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Diakonie und Kirche in Schweden neu. Betont werden soll an dieser Stelle, daß sich die schwedische Diakonie – also auch die diakonischen Einrichtungen – immer als kirchliche Diakonie versteht und keinerlei Abgrenzung zwischen institutioneller Diakonie und Gemeindediakonie stattfindet.

### Wertewandel

Zu den gesellschaftlichen Veränderungen, die zur Säkularisierung der westlichen Gesellschaften beigetragen haben, gehört auch der Übergang von der landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft zur Industriegesellschaft und weiter zur postindustriellen

Gesellschaft von heute, der sich in Schweden in den vergangenen 150 Jahren ereignet hat. Eigentlich erreichte die Industriegesellschaft schon in den 1950er Jahren ihren Höhepunkt. Damals machten die Industriearbeiter 50 % der Bevölkerung aus. Obwohl schon in den 60er Jahren in gewissen Kreisen von der postindustriellen Gesellschaft gesprochen wurde, akzeptierte die breite Öffentlichkeit erst in den 80er Jahren den Gedanken, daß sich die Gesellschaft in eine sogenannte „K-Gesellschaft“ verwandelt. Der Buchstabe K steht für Begriffe wie Kommunikation, Kompetenz und „Kunskap“ (das schwedische Wort für Wissen). Ein wichtiger Aspekt des aktuellen gesellschaftlichen Wandels ist die nachweisbare schleichende Werteverchiebung, die mit den neuen Lebensformen einhergeht, die sich aus den veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen ergeben. Der Übergang von der stabilen lokalen Struktur der bäuerlich geprägten Gesellschaft, in der die Kirche die traditionellen Werte kontrollierte, zur Kultur der Industriegesellschaft, in der Vereinigungen und Volksbewegungen dominierten und die Werte bestimmten, läßt sich in Schweden leicht festmachen. In dieser Phase vollzog sich auch eine allmähliche Aufwertung des mündigen Menschen. Gerade die am Individuum orientierten Freiheitswerte tendieren dazu, mit der oben definierten „K-Gesellschaft“ zusammenzuwachsen. Die postindustrielle Lebensweise ist dementsprechend global und stark auf schnelle Kommunikation ausgerichtet. Gleichzeitig verlieren Autoritäten und Institutionen ihren Einfluß. Der einzelne Mensch ist zunehmend und in immer mehr Bereichen für seine eigenen Normen verantwortlich. Die Aufgaben der traditionellen Institutionen wie Familie, Schule und Kirche verlagern sich. Heute ist es ihr Auftrag, den Individuen dabei zu helfen, sich eigene Meinungen zu bilden und diese zu Anschauungen zu verknüpfen. Das gilt auch für die individuellen Glaubensanschauungen. In den vergangenen 100 Jahren hat ein dramatischer Wandel stattgefunden. Der Fokus hat sich von der vorgegebenen Anschauung, der sich das Individuum anschloß, hin zu den einzelnen Menschen verschoben, die sich ihre Anschauung selbst formen. Diese Entwicklung ist zumindest teilweise die Ursache für die Schwierigkeit von schwedischen Forschungsinterviews jüngerer Datums, bei den Befragten zusammenhängende Anschauungen zu identifizieren. Daraus ergibt sich, daß Glaubensanschauungen in der schwedischen Gesellschaft weniger Gewicht beigemessen wird. Die Religion gehört immer stärker in die Privatsphäre der Menschen. Ein weiterer Faktor für die sinkende Bedeutung der Kirche ist die Übernahme der gesellschaftlichen Aufgaben, die sie bisher innehat-

te, durch den Staat. Dieser Mitte des 19. Jahrhunderts eingeleitete Prozeß wurde im Jahr 1995 durch einen Beschluß des „Kyrkomötes“ (des höchsten beschlußfassenden kirchenpolitischen Organs) und des Parlamentes abgeschlossen. So wurde z.B. das Einwohnermeldewesen erst 1991 den Steuerbehörden übergeben. Die beschriebene Entwicklung wird im allgemeinen als Säkularisierung bezeichnet. Sowohl die stärkere Betonung der individuellen Freiheit als auch die Säkularisierung gehen von denselben Wurzeln aus. Die veränderten Wertevorstellungen und die neue gesellschaftliche Rolle der Kirche erklären die Unsicherheit und die Suche, die unsere Zeit kennzeichnen. Die Suche nach Identität prägt die Situation der Menschen, der Kirche und sogar der kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. In einer Zeit, in der alle Glaubensinhalte unsicher geworden sind, richtet sich alle Aufmerksamkeit auf die Werte, die die betreuende und begleitende Arbeit mit Menschen prägen. Der Nutzen, den die Gesellschaft der Kirche zuschreibt, konzentriert sich vermehrt auf diesen Bereich. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß die Diakonie – neben anderen kirchlichen Funktionen – im Rahmen der aktuellen gesellschaftlichen Erwartungen an die Kirche eine wichtige Brücke zwischen Kirche und Gesellschaft bildet. Die Diakonie verkörpert die Wünsche im Blick auf die Fürsorge für Menschen und ihre Begleitung sowie auf den sorgsam Umgang mit der Lebenswelt und der Natur, die viele Schwedinnen und Schweden an ihre Kirche richten. Die Kirche ist einfach „diakonischer“ geworden.

### **Kirche und Seelsorge**

Angesichts der aktuellen Entwicklungen wird verständlich, warum die Seelsorge als die wichtigste Arbeitsaufgabe der Kirche hervorgehoben wird. Nicht nur betonen sowohl Pfarrer als auch Diakone, daß die Seelsorge einer ihrer bedeutendsten Arbeitsbereiche ist. Auch die Wünsche für Fortbildungen ergeben dasselbe Bild. Im Zentrum des Interesses stehen seelsorgerliche Fragen und Kurse, die unterschiedliche Zugänge zum Menschen vermitteln. Beide Berufsgruppen, Pfarrer und Diakone, räumen also diesem Kompetenzgebiet höchste Priorität ein und erleben gleichzeitig ihre eigenen Kenntnisse in der Seelsorge als mangelhaft oder zumindest ausbaufähig. Zudem fragten Pfarrer und Diakone in jüngster Zeit vermehrt Weiterbildungsangebote zu Fragen der Pflege und der Pflegeethik nach. In einer Untersuchung, in der Pfarrer und Diakone ihre Meinung in bezug auf die wichtigsten Zukunftsaufgaben der Kirche darlegen sollten, wurde die Diakonie neben der Kinder- und Familienarbeit sowie dem Gottesdienst als Problemfeld lokalisiert, das unbedingt der Verbesserung bedarf. Damit wurde bestätigt, daß beide Berufsgruppen die Diakonie als einen kirchlichen Zukunftsauftrag mit Priorität definieren. Die Umfrage zeigte gleichzeitig, daß Diakone noch eindeutiger der Seelsorge

und der Begleitung von Menschen den Vorrang geben als Pfarrer. Sie stehen also wirklich für die diakonische Vision der Gemeinden. Daher ist es nicht so überraschend, daß sowohl die Kirchenleitungen als auch die Kirchengemeinderäte neben den Diakonen der Auffassung sind, daß Diakone mehr seelsorgerliche Arbeit leisten als Pfarrer. Eine Teilerklärung dafür ist der Dienstauftrag der Diakone, zu dem es gehört, Hausbesuche zu machen und sich um Menschen in Krisensituationen zu kümmern. Wichtiger ist jedoch, daß die Seelsorge ihrem Wesen nach karitativ ist und die ganzheitliche Nähe und Hilfe, die Diakone Menschen in Not anbieten, als die bedeutsamste Seelsorge verstanden wird. Die seelsorgerliche Grundhaltung der Religion und die diakonische Grundhaltung decken sich so weit, daß einmal mehr deutlich wird, warum die Diakonie zu einer Schlüsselfrage geworden ist, wenn die Zukunft der Kirche analysiert wird.

### **Die Diakonie – eine Art Volksbewegung**

Die meisten Diakonieinstitutionen entstanden in Verbindung mit der Erweckungsbewegung Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwischen der schwedischen Diakonie und den schwedischen Volksbewegungen bestehen deutliche Parallelen. Schon Ende des 19. Jahrhunderts und später im 20. Jahrhundert etablierte die Diakonie sich und ihr Engagement, das der Sorge für die Ausgestoßenen und Kranken in der Gesellschaft galt, durch die Anbindung an diakonische Einrichtungen. Es ist jedoch zweifelhaft, ob man die diakonische Bewegung direkt mit den großen schwedischen Volksbewegungen (Erweckungsbewegung, Antialkohol-Bewegung und Arbeiterbewegung) vergleichen kann. Angemessener erscheint es, die diakonische Bewegung als ein den Volksbewegungen ähnliches Phänomen zu charakterisieren. Gleichzeitig muß berücksichtigt werden, daß die Diakonie aufgrund ihrer gemeinsamen Wurzeln mit den schwedischen Volksbewegungen in hohem Maße die Wertvorstellungen teilt, die dazu geführt haben, daß Schweden heute als Wohlfahrtsgesellschaft gekennzeichnet wird. Obwohl die Diakonie schon in den 30er Jahren an Bedeutung für die Entwicklung der schwedischen Krankenpflege verloren hat, wird ihr bei Diskussionen zu Fragen der Betreuung und Versorgung von Menschen sowie zum Erhalt der Wohlfahrt ein fester Platz eingeräumt. Die Diakonie der diakonischen Bewegung bildet in einer Zeit, in der sich die gesellschaftliche Stellung der Volksbewegungen infolge des Wertewandels verändert, eine wichtige Brücke zwischen dem Schweden der Kirche und dem Schweden der Volksbewegungen. Für die Zukunft erscheint es immer wahrscheinlicher, daß die gesellschaftlichen Aufgaben im sozialen Bereich verstärkt in Zusammenarbeit mit Initiativen aus den Volksbewegungen gelöst werden, zu denen auch die Diakonie gehört.

Die Entwicklung einer Bewegung wird durch verschiedene Phasen geprägt: durch eine Anfangs-

phase, eine Wachstumsphase, eine Sättigungsphase und zuletzt eine Regressionsphase. Wenn man die Geschichte der Diakonie in Schweden betrachtet, lassen sich alle diese Phasen ausmachen: die Anfangsphase Mitte des 19. Jahrhunderts, die Wachstumsphase in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, die Sättigungsphase in den 1930er Jahren. Die zu erwartende Regression ab den 40er Jahren wandelte sich jedoch in eine Integrationsphase. Die Diakonie war darum bemüht, sich als Organisation in die Schwedische Kirche zu integrieren. Dieses Streben zeigte in den 60er Jahren erste Erfolge, als die Schwedische Kirche 1965 einen Diakonierausschuß einrichtete. Auch in dieser Hinsicht gleicht die Geschichte der diakonischen Bewegung der der anderen Volksbewegungen in Schweden. Der Umstand, daß die Diakonie ein Teil des Schwedens der Volksbewegungen ist, beinhaltet eine weitere wichtige Verbindungsfunktion, die die Diakonie zwischen der momentan gesellschaftlichen Einfluß einbüßenden Kirche und einer Gesellschaft auf der Suche nach Identität für die Zukunft erfüllen kann. Die Diakonie mit ihrem Bezug zu den Volksbewegungen muß daher in der zukünftigen Forschung unbedingt berücksichtigt werden.

### **Die Diakonie – eine Frauenbewegung**

Die Diakonie ist seit ihrer Wiederbelebung im 19. Jahrhundert bis heute eine Frauenbewegung: 86 % der Diakoninnen und Diakone sind Frauen. Die Frauen kommen – wie in den meisten frauendominierten Berufen (z.B. in der Krankenpflege) – häufig aus Arbeiterfamilien, Familien von einfacheren Angestellten oder aus der Landwirtschaft. Besonders Frauen, die in der Landwirtschaft aufgewachsen sind, arbeiten oft in der Krankenpflege, die fast zu 100 % von Frauen getragen wird. Aus bereits zugänglichem Material läßt sich belegen, daß das im Diakoniat entwickelte Verständnis für die Betreuung und Begleitung von anderen Menschen, tief in den Wertvorstellungen der an einer persönlichen Erweckung orientierten Frömmigkeit verankert ist, die auf dem Land verbreitet war und ist. Dieser Kontext bildet den Hintergrund für den durch eine Berufung motivierten Wunsch, den Geringsten in der Gesellschaft zu dienen.

Es stellt sich also die Frage, ob der wachsende Bezug auf die Betreuung und Begleitung von Menschen, den die gesamte Kirche momentan erfährt, die Diakonie einfach nur deshalb fördert, weil in der Diakonie Frauen dominieren, die wiederum stark soziale und an den Mitmenschen orientierte Werte vertreten. Wenn man sich Begriffen aus der Frauenforschung bedient, könnte man sagen, daß die eher netzwerkbezogene Haltung der Frauen in einer Zeit, in der man eher auf Netzwerke setzt, zu ihrem Recht kommt, während die stärker sach- und produktorientierte Einstellung der Männer in den Hintergrund rückt. Das gilt insbesondere für das gesell-

schaftliche Aufgabenfeld der Pflege und der sozialen Arbeit, mit dem die Religion zunehmend verknüpft werden wird. Es gibt also gute Gründe für die These, daß die helfende und stützende Rolle der Diakonie, die die Diakoninnen und Diakone entwickelt haben, einfach die typische Rolle der Frauen in der Schwedischen Kirche war. Die Frage ist jedoch komplexer, denn die Betreuung und Begleitung von Menschen kann auch als die Rolle der gesamten Kirche bestimmt werden. Die Aufgabe des Pfarrers sollte eigentlich vor allem seine Arbeit als Seelsorger sein. Dies ergaben auch einige Studien. Insgesamt trägt der beschriebene Sachverhalt zur Stärkung der Rolle der Diakonie in der Kirche bei, weil die Diakonie in so breitem Umfang von Frauen getragen wird. Die Vermutung erscheint berechtigt, daß die Kirche der Zukunft in hohem Maße von einer mit dem Weiblichen verbundenen Begleitung von Menschen und von einer weiblichen Seelsorge geprägt werden wird. Auch dieser Aspekt weist auf die wachsende Bedeutung der Diakonie als Verbindung zwischen Kirche und Gesellschaft hin.

### **Ein gutes Gemeindemodell entwickeln**

Aus der bisherigen Argumentation ergibt sich, daß es von großer Bedeutung ist, ein Gemeindemodell zu entwickeln, zu dem die Diakonie als selbstverständlicher Teil gehört. Dieses Gemeindemodell wird im folgenden als die „gute“ Gemeinde bezeichnet, weil sie einen wichtigen Beitrag dazu leistet, die Zusammenarbeit zwischen Kirche und Gesellschaft sowie zwischen den verschiedenen Verantwortlichen in den Mittelpunkt zu stellen. Sie kann überall dort entstehen, wo die Gemeindeglieder eine Zielsetzung hat und wo sich die Gemeindeverantwortlichen für die Entwicklung der Diakonie einsetzen. In Gemeinden mit mehreren Festangestellten muß man sich Gedanken über die Leitungsstruktur und die Personalführung machen. Die Gemeindeglieder ist von Kooperation zwischen den Festangestellten und Ehrenamtlichen gekennzeichnet und die Diakone verstehen sich als Anleiter für die sozialen Aktivitäten. Die „gute“ Gemeinde bietet oft soziale Dienste und Beratung an. Ihr Amtsverständnis bedenkt die Perspektive der Laien und setzt sie auch in der Praxis um. Viel deutet darauf hin, daß diakonische Entwicklungsarbeit am besten in Gemeinden funktioniert, in denen weder Amtsträger noch Laien dominieren. Außerdem sind die Zusammenarbeit mit kommunalen Behörden, die Ausarbeitung von konkreten Zielsetzungen, die Offenheit für aktuelle gesellschaftliche Verhältnisse sowie die Zusammenarbeit von Kirchenpolitikern, Pfarrern und Diakonen wichtige Voraussetzungen für die Entwicklung der Diakonie. Unter diesen Bedingungen entsteht die „gute“ Gemeinde, deren Angebot den gesellschaftlichen Erwartungen an die Kirche eher entspricht, als es bisher der Fall ist.

<i>Gesellschaftliche Nachfrage:</i>		<i>Angebote der Schwedischen Kirche</i>	
<i>Groß</i>	<i>Reichlich vorhanden:</i> Kirchengebäude Riten und Symbole Gruppen Seelsorge	<i>Wenig vorhanden:</i> Diakonie/soziale Analysen Soziale Arbeit (Jugendarbeit) Volksnahe Veranstaltungen Existenzielle Reflexion	
<i>Gering</i>	Gottesdienst Glaubensunterweisungen Bibelstudium in Gruppen	Soziale Arbeit, Begleitung Krankenpflege Angebote in den Schulen	

Das Schaubild illustriert die augenblickliche Diskrepanz zwischen den gesellschaftlichen Erwartungen an die Schwedische Kirche und dem kirchlichen Angebot: Das Modell stützt sich auf bereits durchgeführte Studien und zeigt Mängel und Entwicklungsmöglichkeiten auf. Es macht u.a. deutlich, daß diakonische und soziale Angebote sowie volksnahe Veranstaltungen und Möglichkeiten zur existenziellen Reflexion nur schwach vertreten sind, obwohl das gesellschaftliche Interesse an diesen Arbeitsfeldern groß ist.

Allerdings darf sich das kirchliche Streben nicht darauf beschränken, gesellschaftlichen Wünschen nachzukommen. Eine „gute“ Gemeinde kann sich auch als kritische oder prophetische Gemeinde profilieren, wenn die gesellschaftlichen Umstände dies erfordern. Konzept und Rolle der Gemeinde können stark variieren, je nachdem, ob sich die Gemeinde in der Großstadt oder auf dem Land befindet. In einem Diakonieforschungsprogramm muß also die Rolle der Gemeinde unbedingt berücksichtigt werden.

Dieser Durchgang hat gezeigt, daß die Diakonie eine wichtige Funktion als Brücke zwischen Gesellschaft und Kirche ausübt und daß das soziale Bewußtsein für die solidarische und kritische Funktion der Kirche gewachsen ist. Wenn der Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 21. Jahrhundert bestimmt werden soll, muß die diakonische Dimension

berücksichtigt werden. Das gilt nicht zuletzt für den Bereich der Betreuung und Begleitung von Menschen, bei der das ehrenamtliche Engagement in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird. Darüber hinaus sollte bedacht werden, daß die diakonische Dimension das kirchliche Fürbittengebet konkret macht, insbesondere heute, da immer mehr Schweden die christlichen Glaubensanschauungen nicht mehr teilen, wohl aber den großen Lebensfragen Gewicht beimessen. Dies erklärt, warum die Zukunft der Kirche so eng mit der Zukunft der Diakonie verbunden ist, und zeigt gleichzeitig den Schwerpunkt für die weitere Forschung an.

#### Anmerkung:

\* Dieser Beitrag gibt wichtige Abschnitte des unter dem Titel „Diakoni mellan kyrka och samhälle – program för diakoniforskning“ in: „Diakonie und Diakoniat im heutigen Europa“ (Diakoni och diakonat i dagens Europa), Samariterhemets skriftserie 1/1996, Uppsala 1996, 4-11, veröffentlichten Diakonieforschungsprogramms von Anders Bäckström sowie die „Kurze Darstellung der Forschungsabteilung der Diakonie-Stiftung Samariterhem“ (Kort presentation av Diakonistiftelsen Samariterhemets forskningsavdelning) von Charlotte Engel in deutscher Übersetzung (Annette Leis) wieder. Dr. Anders Bäckström leitet die Forschungsabteilung des Samariterhems und ist Dozent an der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala. Charlotte Engel ist Theologin und Diakonin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsabteilung des Samariterhems und promoviert im Rahmen des Forschungsprojekts „Från statskyrka till fri folkkyrka“.

Renate Zitt

## „Die Perspektive wechseln“

Dokumentation zum internationalen Forschungsseminar  
mit Diakoniewissenschaftler/innen aus Oslo in Heidelberg (22.-27.4.1997)

Zu den herausragenden Ereignissen des Sommersemesters 1997 zählte der einwöchige Besuch im April von Dozenten und Studierenden der Diakoniewissenschaft aus Oslo/Norwegen im Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg. Wie mit den skandinavischen und nordeuropäischen Ländern überhaupt, verbindet das DWI und die Diakonische Hochschule in Oslo schon lange Jahre ein intensiver Austausch.\*

Seit 1995 ist nun an der Universität Oslo als Aufbaustudium das „Hovedfag i Diakoni“ (Hauptfach Diakonie) eingerichtet, das mit dem akademischen Grad „cand. san.“ (candidatus sanitatis) abgeschlossen wird. Voraussetzung für die Zulassung ist in der Regel ein vierjähriges ordentliches Fach-/Hochschulstudium.

Träger des Studiengangs und fachlich wie administrativ verantwortlich für das „Hauptfach Diakonie“ ist die Theologische Fakultät der Universität Oslo.

Das Hochschulzentrum des norwegischen „Diakonieheims“ ist Kooperationspartner. Auf Fachhochschulniveau ausgebildete Krankenschwestern und -pfleger oder Sozialarbeiter/innen müssen zum Teil zusätzlich ein Vorstudium „Grundfach Christentum“ belegen, um für den Aufbaustudiengang zugelassen zu werden. Diakoninnen und Diakone bringen diese Voraussetzungen schon aus ihrer diakonischen Ausbildung mit.

Im ersten Jahr des Studiums im Hauptfach Diakonie sind vier Examina vor Beginn der Diplomarbeit in folgenden Bereichen zu absolvieren: 1. Wissenschaftstheorie, Forschungsmethodik und Hermeneutik, 2. Theologie, Diakonie und Ethik, 3. Gesundheits- und Sozialpolitik, 4. Organisationstheorie, Leitung und Steuerung. Im zweiten Jahr wird eine 70 bis 120-seitige Diplomarbeit in intensiver Auseinandersetzung mit den methodologischen Grundfragen verfaßt. Spezifisch ist hier der Ansatz der Praxisforschung mit seinen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Implikationen.

Die neun Studierenden und fünf Dozenten und Begleiter der Exkursion aus Oslo hatten den weiten Weg auf sich genommen, um das Diakoniewissenschaftliche Institut in Heidelberg sowie die Arbeitsweise, Organisation und Struktur diakonisch-sozialer Arbeit in Deutschland kennenzulernen. Ein besonderer Schwerpunkt der Begegnung lag einerseits im Forschungsaustausch und der Entwicklung weiterer Kooperationsstrukturen und gemeinsamer Projekte. Dabei ging es insbesondere darum, diesen Austausch in den Studienalltag so zu integrieren, daß gerade auch eine Begegnung zwischen den Studierenden ermöglicht wird. So begegneten wir bei der Vorstellung der Diplomarbeiten der Studierenden aus Oslo im Diplomanden/innen-Kolloquium zugleich praxiserfahrenen Diakoninnen, Diakonen, Sozialarbeiter/innen und Krankenschwestern, die uns an ihren diakoniewissenschaftlichen Forschungsfragestellungen teilhaben und mitdenken ließen.

Die Rahmenthemenstellung für unser Programm der Begegnung und des Forschungsaustausches lautete: *„Die Zukunft der Diakonie und die theologisch-diakoniewissenschaftliche Forschung“ – Begegnung und Perspektiven*. Wir konnten in vielfältiger Art diakoniewissenschaftliche Grundfragen diskutieren und einen Diskurs über die Aufgaben diakoniewissenschaftlicher Forschung in Europa einleiten, der der wissenschaftlichen Fundierung der Diakoniewissenschaft als interdisziplinärer und internationaler Disziplin dienen will.

Neben dem gegenseitigen Kennenlernen der Studiengänge und Forschungsschwerpunkte in Oslo und Heidelberg, in die Dr. Tygve Wyller und Dr. Arnd Götzelmann einführten, stand die Auseinandersetzung mit substantiellen diakoniewissenschaftlichen Fragen im Mittelpunkt.

Für jeden Seminartag wurde ein inhaltlicher Schwerpunkt gewählt. Am 23. April 1997 bildete das Thema „Beziehungen zwischen dem reformatorischen Erbe und der heutigen Diakonie“ den Rahmen für die Diskussion, das von Dr. Trygve Wyllers im folgenden dokumentierten Vortrag „Entwicklung vom allgemeinen reformatorischen Kirchenkasten bis zur heutigen ‚kirchlichen‘ Diakonie“ eingeleitet wurde. Den Seminartag „Diakonie und Sozialstaat – Länderperspektiven – Forschungsperspektiven“ am 24. April 1997 prägten die Referate von Prof. Dr. Theodor Strohm („Forschungsstand und Forschungsperspektiven zur diakonisch-sozialen Verantwortung der Kirchen in Europa“) und Prof. Dr. Kjell Nordstokke („Die Zukunft der Diakonie aus der Perspektive der Befreiungstheologie“). Der Beitrag von Prof. Dr. Kjell Nordstokke ist, ergänzt um Ausschnitte aus einem an anderer Stelle gehaltenen Vortrag, im Anschluß abgedruckt. Gemeinsam mit den Gästen aus Oslo fand am 25. April 1997 eine Exkursion zum Diakonischen Werk der EKD statt. Der Vizepräsident Dr. Hans-Otto Hahn und Direktor Prof. Dr. Walther Specht stellten die Arbeit des Diakonischen Werkes und ihre Arbeitsbereiche vor. Am 26. April 1997 feierten die Diakoniewissenschaftlerinnen und Diakoniewissenschaftler aus Oslo und Heidelberg mit einem feierlichen Abendessen Abschied.

Insgesamt kreisten die Überlegungen um die Frage nach dem spezifischen Zugang einer Theologie der Diakonie, in der die Theorie ihren Ausgangspunkt bei der Praxis nimmt, in der die Armen und Ausgegrenzten das Subjekt der Kirche sind und in der das Priestertum und Diakonentum aller Gläubigen ein konstitutives Kriterium der Theologie darstellt. Dabei geht es um eine neue Perspektive auf die Gesellschaft insgesamt, in der eine praxisgeleitete Theoriebildung methodologisch reflektiert, in der Analyse und Urteil interdisziplinär begründet, und in der Praxis und Theorie konstitutiv aufeinander bezogen sind. Die Wichtigkeit einer sachgerechten Analyse der Herausforderungen und Probleme wurde besonders betont: „Let us agree upon the questions!“

Die Begegnung gab viel Raum für Gespräche, Austausch und für die Erfahrung, wie fruchtbar und bereichernd es für die Frage nach einer spezifischen „diakonischen Perspektive“ ist, einmal „die Perspektive zu wechseln“. Eine Exkursion von Heidelberg nach Oslo ist bereits in Planung und wir freuen uns schon auf den vielfältigen weiteren Austausch von Studierenden und Dozenten/innen.

#### Anmerkung:

- \* Vgl. hierzu Arnd Götzelmann/Annette Leis, Neue diakoniewissenschaftliche Ausbildungsmöglichkeiten in Nordeuropa, in: DWI-Info Nr. 29: Diakonie im ökumenischen Kontext, Heidelberg 1995/96, 31-35.

Trygve Wyller

## Entwicklung vom allgemeinen reformatorischen Kirchenkasten bis zur heutigen „kirchlichen“ Diakonie\*

1. Den Hintergrund der Darlegungen dieses Papiers bildet die generelle Kritik, die häufig von seiten der Diakonie und kirchenleitenden Persönlichkeiten zu hören ist: Als sich die Diakonie und die Kirche zu eng mit der Entwicklung des „Sozialstaats“/„Wohlfahrtsstaats“ verbunden haben, begrenzte diese Entwicklung die Diakonie als ein Zeichen des Reiches Gottes (Moltmann 1989, Degen 1994, Haslinger 1996 etc.). Seit den 1970er Jahren gab es deshalb eine ausgeprägte theologische Kritik der Kooperation von Diakonie und säkularen Institutionen. Einige Theologen behaupteten, daß diese Entwicklung keine Unterschiede mehr zwischen dem säkularen und christlichen Engagement für die Armen erkennbar werden lasse. Dies sei in zweierlei Hinsicht verhängnisvoll: Zuerst habe dies vor allem den spezifisch christlichen Einfluß auf die Armenpflege zerstört. Es gebe nur wenige oder gar keine Zeichen des Reiches Gottes in der säkularen diakonischen Praxis. Und zweitens, wenn die Zeichen des Reiches Gottes vermindert sind, führe dies auch zu einer verminderten Qualität der säkularen Institutionen im Wohlfahrtsstaat. Ich teile diese Kritik nicht. Aber die „Moltmann-Position“ war ohne Zweifel sehr einflußreich für die Diskussion und Entwicklung der aktuellen Praxis und Forschung in der Diakonie. Deshalb halte ich es für wichtig, eine andere Position als die „Reich Gottes“-Position für die diakonische Arbeit und Forschung einzunehmen. Ich glaube, daß die diakonische Forschung von einem Paradigma profitieren wird, das nicht so stark im „Reich Gottes“-Paradigma begründet ist.

2. Die Frage ist, ob das Reich Gottes als eine anwendbare dogmatische Kategorie für die Diskussion der Diakonie innerhalb des Denkens der reformatorischen Theologie akzeptabel ist. Diakonie hat mit der Verantwortung aller Christen für ihre Nächsten zu tun, im Rahmen der Verantwortung eines jeden für den Armen. Deshalb ist es notwendig, eine andere dogmatische Kategorie an die Stelle des Reiches Gottes zu setzen. Traditionell wäre die naheliegendste Kategorie die des „primus usus legis“ (des ersten Gebrauchs des Gesetzes). Ich habe zwei Argumente für den primus usus legis. Zunächst, wenn ich sage, daß Diakonie zum primus usus legis gehört, dann intendiere ich gleichzeitig, daß Diakonie zur Lebenswelt gehört, in der absolute Behauptungen nicht zulässig sind. Der primus usus legis kann nie Erlösung verwirklichen. Dies ist darin begründet, daß immer eine gewisse Ambivalenz im primus usus legis liegt. Der primus usus legis zielt immer auf etwas Bestimmtes, aber diese Qualität ist auch zweideutig in der gegenwärtigen

Welt und kann keine Metapher für das Reich Gottes sein.

3. Die vielen „Kirchenkasten“ im 16. und 17. Jahrhundert sind Zeugnisse des diakonischen Denkens der Reformatoren. Die „Kirchenkasten“ dienten als gemeinsame finanzielle Unterstützung für die Armen und Kranken. Die Verwaltungsaufsicht bestand aus führenden Personen der örtlichen Stadt oder des Dorfes, manchmal aus dem Klerus, manchmal nicht. Die Art des Umgangs mit den Armen bedeutet nicht, daß die Armen seit dieser Zeit weniger wichtig für das Volk Gottes gewesen wären. Im Gegenteil, der Wechsel der Verantwortung bedeutete, daß es den Armen besser dadurch ging, daß sie in den öffentlichen Verantwortungsbereich gehörten. Es war – mit anderen Worten – eine theologische Aussage, daß die Verantwortung für die Armen der Öffentlichkeit zukam (Løgstrup).

4. Seit dieser Zeit verlaufen die Ausbildung der modernen Gesellschaft und die Entwicklung der Diakonie parallel. Es gibt eine gemeinsame Geschichte der Modernisierung und emanzipatorischen Praxis in der westlichen Welt. Natürlich gab es eine stark ausgeprägte „Reich Gottes“-Rhetorik in der Geschichte der Diakonie der letzten fünf Jahrhunderte. Aber wenn wir zurückblicken, muß der wichtigste diakonische Beitrag zur Gesellschaft als Beitrag zum Modernisierungsprozeß gewertet werden. Die diakonische Bewegung war häufig an der Spitze in bezug auf die Ausbildung neuer Institutionen und Praxisformen zugunsten der Armen. In dieser Perspektive gibt es eine Haupttraditionslinie vom Kirchenkasten über Francke, Fliedner und Wichern bis zur Ausbildung des modernen Sozial-/Wohlfahrtsstaats.

5. Sowohl in Deutschland wie auch in Norwegen hat sich die diakonische Bewegung im letzten Jahrhundert zum Teil in Opposition zum Säkularen begriffen. Aber wenn wir ihre Beiträge aus einer historischen Perspektive betrachten, kann man sagen, daß die diakonische Bewegung vor allem in den Rahmen des liberalen, hegelianischen Staats gehört. Es gab einen breiten Konsens im 19. Jahrhundert, daß die freien Organisationen (z.B. die Diakonie) zur allgemeinen Wohlfahrt beitragen sollten. Der Staat sollte der Rahmen sein, jedoch nicht der aktive Part in bezug auf die Armen. Die Ausbildung des modernen Staats sowohl in Deutschland wie in Norwegen entwickelte sich im 19. Jahrhundert, ausgehend von diesem breiten Konsens. Im 20. Jahrhundert gab es zwei verschiedene Traditionen in

unseren beiden Ländern. Norwegen und die anderen skandinavischen Länder haben einen Wohlfahrtsstaat entwickelt, in dem der Staat selbst die Verantwortung für die Armen übernimmt. Auf der anderen Seite ist dadurch weniger Raum für das nicht-offizielle System der Fürsorge (Diakonie) im Vergleich zum 19. Jh. geblieben (Berggrav). In Deutschland ist die Entwicklung seit dem letzten Jahrhundert eher im Rahmen des liberalen Staatsdenkens weitergegangen. Das „Subsidiaritätsprinzip“ ist hier dominanter als in Norwegen.

6. Es ist nicht meine Absicht, diese beiden verschiedenen Modelle der Staaten-Ausbildung in Deutschland und Norwegen hier zu diskutieren. Ich verwende die beiden Modelle als Beispiele für zwei verschiedene Formen der Entwicklung, die beide Wege der Modernisierung des Europäischen Staates sind. Beide Modelle, der liberale (Sozial-)Staat und der Wohlfahrtsstaat organisieren die Gesellschaft umfassend. Es gibt eine Analogie zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert. Die Reformatoren waren auch an einer Organisation der Gesellschaft insgesamt interessiert. Es war diese *Verantwortung*, die aus der Kirche in die Öffentlichkeit transformiert wurde. Die herausfordernde und schwierige Aufgabe für die Theologie der Diakonie ist, daß sie sich selbst als einen Teil dieser allgemeinen Verantwort-

ung für die Gesellschaft und die Menschheit insgesamt versteht.

7. In dieser Hinsicht gehört das „Sich um die Armen Sorgen“ zu einer breiten emanzipatorischen Bewegung in Europa seit dem 16. Jahrhundert bis heute. Teile dieser Bewegung wurzelten in der Kirche oder in christlichen Erweckungsbewegungen, ein anderer Teil gehörte zu einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft. Niemand kann wirklich beurteilen, welche dieser beiden Bewegungen am meisten zur Emanzipation und zu der Sorge um und die Fürsorge für die Armen beigetragen hat.

#### Literatur:

- Degen, J., *Diakonie als soziale Dienstleistung*, Gütersloh 1994.  
 Haslinger, H., *Diakonie zwischen Mensch, Kirche und Gesellschaft*, Würzburg 1996.  
 Moltmann, J., *Diakonie im Horizont des Reiches Gottes*, Neukirchen-Vluyn 1989.  
 Wingren, G., *Luthers Lehre vom Beruf*, München 1952.  
 Løgstrup, K.E., *Schöpfung und Vernichtung*, Tübingen 1990.

#### Anmerkung:

- \* Übersetzung vom Englischen ins Deutsche von Renate Zitt. Dieses Papier wurde im Seminar mit Dozenten und Dozentinnen sowie Studierenden der Diakoniewissenschaft aus Oslo und Heidelberg im April 1997 vorgestellt.

Kjell Nordstokke

## Die Theologie der Befreiung als diakonische Theologie\*

Es sollte daran erinnert werden, daß es für die lateinamerikanische Theologie der Befreiung zwei grundlegende Ausgangspunkte gibt: Einer davon ist das von den Menschen Lateinamerikas erlebte große Elend und Leid und die damit verbundene Erkenntnis, daß diese skandalöse Situation sich nicht fortsetzen darf. Die Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft deckt die Ursachen für das Elend auf und es zeigt sich die Notwendigkeit für grundlegende Veränderungen. Es wird deutlich, daß kosmetische Reformen nicht ausreichen.

Der andere Ausgangspunkt ist vergleichbar mit einem Schrei der Verzweiflung, der von Gott Erbarmen und Gerechtigkeit in einer solch unmenschlichen Welt erfleht. Der Schrei ist zwar ein Schrei der ethischen Entrüstung, der die verzweifelte Frage stellt: Siehst Du nicht, was geschieht, oh Herr? Doch trotz der großen Verzweiflung gibt es einen Glauben an Gott als den Verteidiger und Helfer der Armen. Dieser Glaube gründet sich auf das, was die Bibel über Gott bezeugt – derjenige zu sein, der den Schrei der Menschen erhört und der zur Erlösung und Befreiung kommt. Die Geschichte des Exodus und der Verkündigung des Jesuskreuzes

als Symbol des Sieges des Lebens über den Tod sind dabei die Kernpunkte dieser Aussage.

Eben diese Tatsache, daß die meisten Lateinamerikaner arm und dennoch gläubig sind, ist es, die der Theologie der Befreiung Eigenschaften verleiht, die bei der Suche nach Impulsen für die diakonische Praxis und Besinnung wichtig sind.

Das erste Merkmal ist ihre Verwurzelung in der *Praxis*, d.h. in der konfliktgeladenen Realität, wie sie vor allem von den Armen erlebt wird. *Gustavo Gutiérrez* definiert Theologie als „kritisches Nachdenken über die Praxis“. Das heißt, daß die Praxis Vorrang hat und theologisches Nachdenken der zweite Schritt ist, wenn Erfahrungen und besonders Konflikte auf der Grundlage des Wortes Gottes und der christlichen Tradition kritisch interpretiert und beurteilt werden. Das bedeutet aber auch einen Bruch mit jeder Art Theologie, die beansprucht, universell zu sein und ewigen Prinzipien und Dogmen folgt. Die Theologie der Befreiung ist sich nicht nur der Kontextbezogenheit bewußt, sie wird von ihr geradezu betont und räumt der induktiven Methode beim Nachdenken über das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis den Vorrang ein.

Häufig wird der Grundsatz „Sieh – beurteile – handle“ angewendet, um theologische Überlegungen mit der sozialpolitischen Analyse zu verbinden. Das heißt zum ersten, daß es notwendig ist, *zu sehen* (bzw. die Realität im gesamten sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Zusammenhang zu interpretieren), ehe man theologisch interpretiert. Das heißt aber auch, daß die Beurteilung nur interessant ist, wenn daraus Aktionen entstehen, die zu einer Veränderung der skandalösen Lebensverhältnisse unter den Armen führen. Der bekannte brasilianische Theologe *Leonardo Boff* sagt in diesem Zusammenhang, daß das Ziel die Befreiung und die Theologie der Befreiung kein Selbstzweck ist. Das richtige Handeln (Orthopraxie) hat Vorrang vor der richtigen Lehre (Orthodoxie).

Die zweite Grundlage der Befreiungstheologie, die sie für das diakonische Denken und Handeln interessant macht, ist ihr kirchlicher Charakter, d.h. ihr ständiger Bezug zur Kirche als Gemeinschaft. Im lateinamerikanischen Zusammenhang wird dieser Bezug vor allem zu den christlichen Basisgemeinden hergestellt, die als neue Art kirchlichen Seins bezeichnet werden können, wo Gleichberechtigung und Teilnahme Identitätsmerkmale sind. Die christlichen Basisgemeinden widerspiegeln die Art und Weise kirchlichen Lebens unter den Armen. Diese Tatsache ist von fundamentaler Bedeutung für die Theologen der Befreiung, da sie die Mehrheit der Lateinamerikaner als *arm und* gläubig charakterisieren. In den christlichen Basisgemeinden haben die Armen eine neue Rolle übernommen. Sie sind keine passiven Zuschauer am Rande der Kirche mehr, sondern aktiv Handelnde, die mit der Bibel in der Hand sehen, beurteilen und handeln, um somit ihre eigene Lage zu verändern und eine gerechte und menschliche Gesellschaft aufzubauen.

Auf diese Art wird den Armen ihr eigenes Schicksal bewußt gemacht. Sie sind nicht arm (*pobres*), weil sie faul und unwissend sind oder weil Gott will, daß sie arm sind, sondern weil sie arm gemacht worden sind (*empobrecidos*) nach all den Jahrhunderten der Unterdrückung und Ausbeutung. ...

Europäische Gelehrte haben bisher die Theologie der Befreiung als politische Theologie beschrieben, als radikal soziale Ethik oder als eine kontextuelle seelsorgerliche Theologie. Nach meiner Meinung sind all diese Charakterisierungen unzureichend, besonders deshalb, weil sie keiner grundsätzlichen Unterstützung für diese Theologie gerecht werden. Wenn ein einziges wesentliches Merkmal genannt werden sollte, um einen Dialog mit der Theologie und dem Kirchenleben Europas zu eröffnen, dann bleibt – wie ich es sehe – das diakonische Merkmal das überzeugendste.

### **Eine dienende Kirche**

In der ersten Entwicklungsphase der Theologie der Befreiung gab es ziemliche Skepsis hinsichtlich der Rolle der Kirche im Kampf um die Veränderung der

lateinamerikanischen Gesellschaft. Der Grund für diese Haltung war die traditionelle Allianz der Kirche mit der herrschenden Klasse und ihre religiöse Sanktion der Unterdrückung im Gegenzug für religiöse Privilegien.

Nur über das Entstehen zehntausender christlicher Basisgemeinden wurde die Kirche neu entdeckt als ein Ort, von dem die Armen träumten und wofür sie kämpfen würden. Die Umstände waren jedoch so, daß die Kirche bereit war, ihren sozialen Ort zu verschieben, weg von den inneren Kreisen der Macht zur Peripherie, wo jeder Tag vom Kampf ums Überleben gekennzeichnet ist. Veränderungen in den Strukturen und im Verhalten ist Bestandteil dieser Umstände, und dies ist für eine Kirche nur möglich, wenn sie anstelle von Macht den Dienst als Aktionsform wählt.

Die Tatsache, daß die Kirche aufgerufen ist zu dienen, ist ein entscheidender Aspekt für die Theologie der Befreiung. Nur selten wird der Begriff „Diakonie“ benutzt. Dafür mag es verschiedene Gründe geben. Einer ist offensichtlich das Fehlen dieses Begriffes in der lateinamerikanischen katholischen Terminologie.

Wenn die Theologen der Befreiung über die Kirche sprechen, gilt ihr Interesse nicht vorrangig der inneren Struktur. Folglich richtet sich das Interesse nicht auf das Diakonat als bestimmtes Kirchenamt, noch auf die Diakonie als besondere Gruppe innerhalb des Klerus. Ihnen geht es hauptsächlich darum, wie die Kirche eine Kirche der Armen werden kann und wie sie als eine Gemeinschaft ernsthaft etwas tun kann gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Daraus ergibt sich die Organisationsart der Kirche. In den christlichen Basisgemeinden sind eine Vielzahl neuer Ämter entstanden, Ämter, die nicht als solche zu verstehen sind, daß sie für eine kleine Elite da sind, mit der Folge, daß die einen die Handelnden und die anderen die Zuschauer sind, sondern Ämter mit konkreten Aufgaben, die von den Gemeindegliedern über einen kürzeren oder längeren Zeitraum begleitet werden.

Vom Gesichtspunkt der Theologie der Befreiung gesehen wäre es am zutreffendsten, die gesamte Kirche so zu sehen, daß sie aufgerufen ist, diakonisch zu sein.

### **Die Armen als Zentrum der Diakonie**

... Die Diakonie vermittelt entsprechend ihrem eigenen Wesen einen ständigen Impuls für eine Veränderung, zunächst im Rahmen der Kirche, d.h., daß sie erneuert wird, um denjenigen zu dienen, denen das Evangelium verheißen wurde, und zum zweiten im Zusammenhang mit einer Welt, in der das Leben der Armen zerstört und vernichtet wird.

Wie kann das geschehen? Wir sind daran gewöhnt, uns diakonisches Handeln als eine Tat zur Rettung der Armen und ihrer Aufnahme in unseren Raum vorzustellen. In diesem Handlungsmodell wird unser Raum als Ziel oder Lösung betrachtet.

Wenn es dann vorkommt, daß sich die Armen widersetzen und unser Angebot ablehnen, mag dies in der Kultur und der Lebensweise in unserem Raum begründet liegen, wo mehr oder weniger offen der Arme für sein Armsein verantwortlich gemacht wird. In diesem Konflikt verstehen die Theologen der Befreiung ihre Aufgabe im Kampf um die Kultur und die Lebensweise der Armen, wofür in der Kirche nicht einfach nur Platz geschaffen wird, sondern was als Option für die Kirche selbst angesehen wird. Das bedeutet ein Emporheben der Armen aus der Ungerechtigkeit, der er zum Opfer fiel und seine Ernennung zum Handlungsträger der Erneuerung.

In Verbindung damit steht das traditionelle Engagement durch die Diakonie. Das Motiv für die Verteidigung der Schwachen ist nicht vorrangig Erbarmen der Starken, sondern die Würde der Schwachen, gegenüber denen die Diakonie eine heilige Verpflichtung hat. Diese Verpflichtung wird eindeutig im Dokument der Kirche Schwedens bezüglich der Ordination von Diakonen festgelegt: „Der Diakon setzt sich ein für die Menschenrechte, steht auf der Seite der Unterdrückten und befähigt das Volk Gottes, Gutes zu tun, so daß Gottes Liebe in der Welt sichtbar werden möge.“

Nicht nur der Diakon ist hier herausgefordert, sondern die Gesamtheit der Menschen Gottes, die befreit werden soll, um Gutes zu tun. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn die Kirche als Ganzes diakonisch wird. Die Aufgabe der Diakone ist es, diesen Aufruf zum Dienst zu verdeutlichen, indem sie vermittelt Aufklärung, Inspiration, aber auch durch die Organisation konkreter diakonischer Aktionen beispielhaft vorangehen.

Aus dieser Sicht besteht das Ziel der Diakonie nicht vorrangig in der Evangelisierung der Armen, sondern in der Befähigung der Armen in ihrer Aufgabe, die etablierte Gesellschaft zu evangelisieren, besonders, wenn die Gesellschaft den grundlegenden Sinn des Evangeliums als gute Botschaft für die Armen vergessen hat. Die höchste Aufgabe der Diakonie besteht genau im folgenden: Verteidigung der Armen, für die Platz sein muß sowohl in der Kirche als auch in der Welt. Letztendlich ist es diese Sichtweise, die die liturgischen Funktionen der Diakonie entscheidend legitimieren. In der Liturgie vertritt der Diakon den Ärmsten am Altar und er-

innert gleichzeitig die gesamte Gemeinde ständig an die Liebe Gottes vornehmlich zu den Armen.

### **Notwendigkeit für interdisziplinäre Fähigkeiten**

Um in Norwegen Diakon zu werden, ist es erforderlich, interdisziplinäre Fähigkeiten zu besitzen. Diese Forderung steht in der Tat im Einklang mit der Theologie der Befreiung, die die Verbindung zwischen sozialpolitischer Analyse, Interpretation und Aktion unterstreicht.

In dieser Darlegung ist es nicht möglich, auf diese Position umfassend einzugehen, und ich werde nur drei im Zusammenhang stehende Punkte entsprechend dem Prinzip „Sieh, beurteile und handle“ andeuten, die für die Diakonenausbildung von Bedeutung sind:

Erstens ist es erforderlich, die Realität mit Hilfe der auf die Gesellschaftsanalyse spezialisierten Wissenschaften zu *erkennen*. Jeder, der sich mit Methoden und Prozessen zum Zweck der Veränderung beschäftigt, muß die Ursachen der jeweiligen Erscheinungen kennen und muß wissen, wie die Erfahrungen und Erkenntnisse durch die entsprechenden Disziplinen betrachtet werden. In unserem Fall geschieht dies über eine gründliche Ausbildung als Krankenpfleger oder Sozialarbeiter vor dem Diakoniestudium.

Zweitens ist es ebenso wichtig, das Gesehene im Lichte des Glaubens und des Kirchenlebens zu *interpretieren*. Die Zugehörigkeit zum Volk Gottes verleiht eine besondere Sicht auf die Geschichte mit ihren Taten Gottes zur Erlösung. Ohne diese Sicht ist Diakonie nicht vorstellbar.

Drittens muß diese Interpretation zusammen mit der Analyse Quelle zum *Handeln* werden. Ohne Handeln werden Erkenntnisse zu oberflächlichen Beobachtungen aus der Ferne und Interpretationen zu leeren Worten.

In ihrer interdisziplinären Herangehensweise verbindet die Diakonie ihr Handeln mit dem, was sie sieht und beurteilt.

### Anmerkung:

\* Ausschnitte aus „Theologie des Südens: Impulse für die diakonische Arbeit und die Diakonenausbildung“, aus: Dokumentation der Fachtagung für Ausbildungsleiter und Verantwortliche für Ausbildungen für Diakone und Diakoninnen vom 1.-7.9.1992 in Rom zum Thema „Die Theologie in der Ausbildung für Diakone und Diakoninnen – Standortbestimmung, Aufgabe, Form und neue Impulse“, Europäische Diakonenkonferenz. Die Auswahl übernahm Renate Zitt.

Britta von Schubert

## **„Wahre Nächstenliebe ist Gerechtigkeit“**

„La vraie charité c'est la justice“. Tagung in Mittelwihr/Elsaß, 9./10. Mai 1997

Der Blick aus den Fenstern der Tagungsstätte Mittelwihr – eine halbe Autostunde von Colmar entfernt – fällt in Obstplantagen und Weinberge, auf alte Fachwerkhäuser. „Gott in Frankreich“ – der Satz

muß das Elsaß meinen! In dieser Umgebung trafen sich zwei Tage lang Mitglieder der „Association Espoir“, dieser fast 25 Jahre alten Initiative in Colmar zur Reintegration und Resozialisierung von

Menschen ohne Arbeit, ohne Obdach, fehlendem Rechtsbeistand – an den Rand der Gesellschaft Geratene. 1.300 Mitglieder zählt „Espoir“ (Hoffnung); neben vielen hauptamtlich Beschäftigten arbeiten 200 Personen aktiv ehrenamtlich mit, in den Werkstätten, in den Unterkünften, im Empfang und in der Begleitung von Menschen.

Zum ersten Mal sollte eine Tagung mit Vorträgen und Arbeitsgruppen den über 60 Teilnehmern eine Möglichkeit bieten, über das Verhältnis von Nächstenliebe und Gerechtigkeit außerhalb und im Gegenüber zu den täglichen praktischen Herausforderungen nachzudenken. Die „Charta“ von Espoir, „in jedem Menschen unabhängig von seiner Herkunft, seiner Geschichte, seinen Behinderungen ein Wesen zu erkennen, das lieben kann und würdig ist, geliebt zu werden“, erfuhr unvorhergesehenermaßen dadurch besondere Aktualität, daß der Wahlkampf in Frankreich zu dieser Zeit stattfand und das Elsaß eine Hochburg der Anhänger Le Pens ist, dort wo besonderer Wohlstand herrscht und wo in den Kriegen und Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich die Bedürfnisse und Empfindlichkeiten für Über- und Unterlegenheiten heftig geworden sind und wo Einsichtige besonders deutlich die Notwendigkeit europäischer Einigung erkennen.

Prominente Referenten waren geladen: aus Rom der international renommierte Theologe und Philosoph Paolo Ricca; Stephane Hessel als französischer Experte für Immigration, ehemaliger französischer Gesandter u.a. bei der Weltkonferenz für Menschenrechte in Wien 1993 und enger Mitarbeiter von Mendès France und Michel Rocard; Bernard Ginisty, Philosoph und Direktor der Zeitung „Témoignage Chrétien“. Gesprächsleiter des ersten Tages war Claude Palpacuer, Richter in Colmar, des zweiten Tages Jean-Louis Lorrain, stellvertretender Präsident des „conseil général“.

Als Gastgeber leitete Bernard Rodenstein, Vorsitzender und Gründer von Espoir und Direktor von „Entraide Protestante France“, die Tagung ein und begrüßte Referenten und Teilnehmer. Er stellte den Zusammenhang her zwischen Nächstenliebe, die das Innerste des Menschen, sein Gewissen und seine Empfindungen zum Handeln veranlaßt und politischem Nachdenken und Handeln, das nach Gerechtigkeit ruft und fragt, ob Nächstenliebe reicht, wieweit sie hilft und nützt.

Ricca stellte ins Zentrum seines Referats zum Thema „Die Utopie einer neuen Welt“ drei Begriffe, die für ihn eine solche Utopie sichtbar machen können: Versöhnung, Gerechtigkeit, Wahrheit. In jeder Phase seines Referats erinnerte er an Tullio Vinay, den Freund, den Theologen der Waldenser Kirche, den Senator, gestorben im September 1996 in Rom, der in Norditalien das Zentrum Agape gegründet hat, wo Jugendliche ehemals verfeindeter Nationen sich treffen. Versöhnung – katallage –, von Karl Barth in den Zusammenhang von Schöpfung ge-

stellt, bedeute, ein anderer zu werden. Rhetorisch fragt er: Wie aber kann ich allein ein anderer werden? Versöhnung, ein anderer werden, meine einen Prozeß des Wechsels, des Austausches, eine geographische und geistliche „Ortsveränderung“. Versöhnung komme ohne Gerechtigkeit nicht aus. Eine versöhnte Welt müsse aber auch eine gerechte Welt sein. In der Kirchengeschichte sei Marcion zwar verurteilt worden, die Kirche habe aber immer wieder Gerechtigkeit durch Wohltätigkeit ersetzt und Gerechtigkeit aufs Endgericht verschoben. So habe das Evangelium seine Kraft verloren, die Leidenschaft für Gerechtigkeit sei aus der Kirche ausgewandert. Erst in neuester Zeit sei das Bewußtsein dafür wieder gewachsen, wie die Thematik der ersten ökumenischen Versammlung in Basel zu Frieden und Gerechtigkeit zeige.

Hessel unternahm in seinem Referat „Zeichen, die zeigen: Neues kann entstehen“ den Versuch, deutlich zu machen, in welchem Ausmaß die Welt sich nach Faschismus und Nazismus, nach Sowjet-Kommunismus, nach Beendigung des Kolonial-Imperialismus zum Positiven geändert habe in Richtung auf weltweite Zusammenarbeit durch Gründung der UNO und der Menschenrechtscharta. Die gegenwärtigen weltweiten Herausforderungen durch Wissenszuwachs und Kommunikation, durch Bevölkerungswachstum, Umweltzerstörung, Drogenkriminalität, nukleare und genetische Zerstörungsmöglichkeiten zeigten umgekehrt die Notwendigkeit von Weisheit und Gerechtigkeit. Ihr zu entsprechen gelte es auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene. Europa müsse gelingen, die Instrumente der UNO müßten auf intelligente Weise angewendet werden. Das zu Ende gehende Jahrhundert stelle viele benutzbare Handwerkszeuge bereit; sie gemeinsam zu nutzen könne die Überlebensmöglichkeit schaffen. Dazu gehöre ein einstimmiger Wille zu Gerechtigkeit. Hessel fragte danach, was die nationalen Regierungen dazu täten, die Möglichkeiten und Programme der UNO und der EU bekanntzumachen und forderte dazu auf, als Bürger dies immer wieder von ihnen zu verlangen.

Ginisty verlangte in einem weit gespannten literarisch-philosophischen Referat zum Thema „Unsere Mitwirkung am Aufbau des Neuen“ den Abbau von Idolen, wie sie sich in dem Satz ausdrücken: Sucht zuerst das Reich der Ökonomie, der Rest wird euch dazugegeben. Die Herrschaft von Idolen verhindere das Denken. In einer Gesellschaft, in der die Identität eines Menschen an sein Tun gebunden werde, in der die Ökonomie religiöse Funktionen habe, sei der Mensch degradiert. Es müsse darum gehen, mit allem, was ausgeschlossen werde, Neues zu bauen und so ein neues Modell der Gesellschaft zu entwickeln, eine offene Bürger-Gesellschaft, in der jeder Mensch dem anderen etwas beizubringen habe, da Unterschiedlichkeit und nicht Wettbewerb oberstes Prinzip sei.

Arbeitsgruppen sowie ein Podiumsgespräch zu „Nächstenliebe und Gerechtigkeit im Alltag“ bezogen die konkreten Erfahrungen der Tagungsmitglieder mit ein. Für den ausländischen Teilnehmer

war nicht nur die Herzlichkeit und Gastfreundschaft beeindruckend, sondern auch die engagierte Beteiligung an dieser Tagung von Christen, Humanisten, Kommunisten, Freigeistern – beteiligt an Espoir – im Dienst einer menschlicheren Gesellschaft.

## II. Diakoniewissenschaftliche Projekte

### 1. Neueste Veröffentlichungen aus dem Diakoniewissenschaftlichen Institut

#### Diakonie in Europa

*Ein internationaler und ökumenischer Forschungsaustausch, hg. von Theodor Strohm (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 8), Heidelberg 1997, 518 S., ISBN 3-8253-7076-3, DM 38,-*

Unter dem Thema „Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß“ hat das Diakoniewissenschaftliche Institut einen mehrjährigen europäischen Konsultationsprozeß durchgeführt. Die Ergebnisse werden in dem vorliegenden Band publiziert. Kennzeichen dieses Forschungsaustausches war es, daß Expertinnen und Experten aus der sozialen Arbeit der europäischen Kirchen auf der einen Seite und Fachleute für europäische Sozialpolitik auf der anderen Seite wichtige Beiträge vorgelegt haben. Der Band umfaßt im Teil I Zugänge zur Theologie der Diakonie in den europäischen Kirchen und im Teil II Aufgaben und Herausforderungen für die diakonisch-soziale Zusammenarbeit in Europa. Damit wird zum ersten Mal eine umfassende Perspektive für die Diakonie im europäischen Einigungsprozeß veröffentlicht.

Jürgen Albert

#### Christentum und Handlungsform bei Johann Hinrich Wichern (1808-1881)

*Studien zum sozialen Protestantismus (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 9), Heidelberg 1997, 223 S., ISBN 3-8253-7057-7, DM 24,-*

Die soziale Frage des 19. Jahrhunderts ist verbunden mit einem religionsgeschichtlichen Umbruch des Christentums: Aufklärung und Romantik hatten die kirchliche Fassung zumal des Protestantismus in Frage gestellt, die Religiosität der Liebe löste sich von dogmatischen Vorgaben, das bürgerliche Ver-

einwesen bewirkte eine neue Öffentlichkeit der Religion.

Johann Hinrich Wichern (1808-1881) erkennt die Herausforderung des Christentums. Er will Religion – personal wie sozial – revitalisieren. Religion soll gesellschaftlicher Integrationsfaktor werden und sowohl geschichtliche Bewegung als auch konservative Stabilisierung bewirken. Seine Vorstellung zielt auf die Einheit von Christentums-, Staats-, Sozial- und Kulturreform. An den Leitbegriffen Leben, Liebe und Geschichte läßt sich die Eigenständigkeit des Wichernschen Denkens zeigen.

Bis in die Gegenwart orientiert sich der soziale Protestantismus an Wicherns Theorie und Praxis der Handlungsformen: Amt, Diakonie, Innere Mission, Verein. Bereits für Wicherns Zeitgenossen Richard Rothe (1799-1867) war der religionsgeschichtliche Übergang des Christentums aus seiner kirchlichen in die staatliche Form notwendig. Der moderne Sozialstaat hat Religion als Handlungsmotiv und -gestalt in sein eigenes Legitimierungskonzept eingefügt.

Renate Zitt

#### „Zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik.“ Der protestantische Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905)

*Eine Studie zum sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 10), Heidelberg 1997, 543 S., ISBN 3-8253-7065-8, DM 36,-*

Diese Studie zum sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert rückt den protestantischen Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905) in den Mittelpunkt. Der Jurist und sozial engagierte Regierungsbeamte kann als die Schlüsselfigur für das Verhältnis von Diakonie und Sozialpolitik in den Umbrüchen des Kaiserreichs bezeichnet werden. In der Zeit des Ringens um die soziale Frage als industrielle Arbeiterfrage und der Entstehung der Bis-

marckschen Sozialversicherungsgesetzgebung stellt sein Konzept einer gesellschaftlichen Diakonie eine wichtige Neuorientierung für die Innere Mission dar. Lohmanns Konzept und Wirken „zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik“ werden auf der Basis umfangreicher Quellenstudien rekonstruiert. Gerahmt wird die historische Rekonstruktion von der Erörterung der Frage, inwieweit Theodor Lohmanns Modell einer gesellschaftlichen Diakonie Impulse und Orientierungswissen für gegenwärtige Herausforderungen bereithält. (Vgl. auch die Anzeigen der Dissertationen).

### **Diakonie - biblische Grundlagen und Orientierungen**

*Ein Arbeitsbuch zur theologischen Verständigung über den diakonischen Auftrag, hg. von Gerhard K. Schäfer/Theodor Strohm (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 2), Heidelberg, 3. Auflage 1997, 425 S., ISBN 3-8253-7094-1, DM 36,-*

Die Diskussion um Wesen und Auftrag der Diakonie ist in den vergangenen Jahren mit wachsender Intensität in Gang gekommen. Die Erinnerung an biblische Begründungszusammenhänge und Orientierungen will der notwendigen Verständigung über Grund und Zielperspektiven der Diakonie dienen. Damit leistet der vorliegende Band einen Beitrag zur theologischen Überprüfung des gegenwärtigen Selbstverständnisses der Diakonie. Hervorragende Vertreter der biblischen Wissenschaft tragen zur Klärung der Bedeutung einschlägiger biblischer Begriffe und der Auslegung einzelner Schriftstellen bei. Zudem bieten sie die weit darüber hinausgehende Verknüpfung dieser Elemente mit umgreifenden biblischen Zusammenhängen.

Im I. Teil werden Motive, Strukturen und Formeln des Sozialverhaltens und der Wohltätigkeit in der Umwelt des Alten und Neuen Testaments dargestellt. Den thematischen Schwerpunkt des II. Teils bilden Grundzüge der Diakonie im Alten Testament und im Frühjudentum. Der III. Teil dient der Reflexion diakonischer Zusammenhänge, die sich aus dem Weg Jesu Christi ergeben. Aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchten die Beiträge des IV. Teils die Ordnung der Gemeinde, als deren Kennzeichen die Diakonie gilt. Im V. Teil kommen schließlich unterschiedliche Dimensionen, Bereiche und Problemfelder, die von diakonischer Relevanz sind, zur Sprache.

### **Der evangelische Kindergarten als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde**

*Dokumentation zum Modellprojekt des Diakonischen Werkes Pfalz, hg. von Friedrich Schmidt/Arnd Götzelmann, (Diakoniewissenschaftliche Studien 9), Heidelberg 1997, XII/226 S., ISBN 3-929919-09-5, DM 20,-*

Neben der Familie ist der Kindergarten die erste Sozialisationsinstanz unserer Gesellschaft. Ihm kommt durch einen rapiden sozialen Wandel zunehmend größere Bedeutung zu. Seit einigen Jahren vollzieht sich ein Prozeß, der die Kindertagesstättenarbeit vor neue Aufgaben und Chancen stellt.

Das Modellprojekt des Diakonischen Werkes Pfalz reagierte auf die neue Situation und entwickelte 1992/93 ein Handlungsforschungsprojekt mit dem Titel „Der evangelische Kindergarten als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde“, das in den Jahren 1994-96 durchgeführt und ausgewertet wurde. Der vorliegende Band dokumentiert den Verlauf und die Ergebnisse des Projektes an den drei pfälzischen Standorten und ordnet es zugleich ein in den Rahmen anderer Modellversuche und Konzeptionen der Elementarpädagogik. Er verdeutlicht, daß evangelische Kindertagesstättenarbeit ihr Profil weiterentwickeln kann, indem sie sich als Zentrum einer diakonischen Gemeindeentwicklung versteht und in eine weithin noch zu entfaltende Gesamtkonzeption evangelischer Gemeindegemeinschaft integriert wird.

Die Herausgeber waren selbst in den Projektverlauf involviert. Friedrich Schmidt war wissenschaftlicher Begleiter des Modellprojektes im Diakonischen Werk Pfalz bis Ende 1996. Arnd Götzelmann war Mitglied des Projektbeirats und beriet die Projektarbeit von seiten des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Universität Heidelberg. Neben den Herausgebern finden sich fünfundzwanzig Projektbeteiligte aus Projektkindertagesstätten, Beirat und Diakonischem Werk Pfalz als Autoren des Bandes, der versucht, möglichst vielfältige Perspektiven auf das Modellprojekt zu werfen und seine Erfahrungen und Ergebnisse übertragbar zu machen. Die Geleitworte des pfälzischen Landesdiakonieparrers Frieder Theysohn und der rheinland-pfälzischen Ministerin Rose Götte stellen die Bedeutung des Modellprojektes in einen weiteren Horizont.

Der durch Tabellen und Schaubilder angereicherte Band zeigt exemplarisch die neuesten Entwicklungen im Bereich der Kindertagesstättenarbeit auf und will ein Plädoyer sein für die ökumenisch und multikulturell geöffnete evangelische Kindertagesstätte sowie für die Integration von Kindern und Familien und Kirchengemeinde und Gemeinwesen. Der diakonisch-soziale Auftrag der Kindertagesstätte wird hier deutlich profiliert.

Gerlinde Viertel

### **Evangelisch in Polen. Kirche, Staat und Diakonie 1945-1995**

*mit einem Geleitwort von Theodor Strohm, Erlangen 1997, 224 S., ISBN 3-87513-105-3, DM 32,-*

Über die Evangelisch-Lutherische Kirche Polens gibt es wenig Literatur, insbesondere über ihre Geschichte nach 1945. Die Gründe hierfür sind ebenso vielfältig wie einleuchtend. Die Zeiten waren nicht so, als daß solche Darstellung hätte entstehen können, weder in der Kirche, die darzustellen ist, noch in ihrer – deutschen – Nachbarschaft.

Mit dem vorliegenden Band wird eine der Einzeldarstellungen vorgelegt, die der fälligen Gesamtdarstellung regelmäßig vorausgehen. Sie ist hervorgegangen aus einer Diplomarbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg. Ihr Thema, die Orientierung der Evangelisch-Augsburgischen Kirche an der diakonischen Aufgabe, läßt sich mehr als alles als ein Charakteristikum des polnischen Protestantismus bezeichnen. Insofern ist der Weg zu einem umfassenden Porträt des polnischen Luthertums nicht mehr weit, wie denn auch das Inhaltsverzeichnis ausweist.

Die Verfasserin, die seit langen Jahren in der polnisch-deutschen Partnerschaftsarbeit engagiert ist, stützt sich in wesentlichen Teilen ihrer Arbeit auf Quellen, die nur wenigen zugänglich sind: Aufsätze, Manuskripte, Nachschriften in polnischer Sprache sowie auf Gesprächsprotokolle, die im Lauf ihrer eigenen Forschungsarbeit durch den Kontakt mit unmittelbaren Zeugen entstanden sind. Hieraus bezieht der Band „Evangelisch in Polen“ die Unmittelbarkeit und Sensibilität, die ihn zu einer lesenswerten Lektüre macht. Auch derjenige, dem das Thema vertraut ist, wird überraschende Einblicke gewinnen.

### **Bibliographie zur Geschichte der deutschen evangelischen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert**

*hg. von Volker Herrmann/Jochen-Christoph Kaiser/Theodor Strohm, Stuttgart u.a. 1997, XIII/241 S., ISBN 3-17-014837-0, DM 34,-*

1998 jährt sich zum 150. Mal der Wittenberger Kirchentag, auf dem Johann Hinrich Wichern in seiner berühmten „Stegreifrede“ die Gründung des Central-Ausschusses für Innere Mission angeregt hat. Damit beginnt die Geschichte der organisierten Liebestätigkeit, die sich im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte zusammen mit dem Deutschen Caritasverband zum wichtigsten Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege in Deutschland entwickeln konnte. Dies ist Anlaß zur Herausgabe einer thematischer geordneten und historisch zentrierten Bibliographie, die einen Überblick über die Geschichte einzelner Fachverbände, Einrichtungen und nicht zuletzt die theologische Dimension diakonischen Handelns ermöglichen soll. Die Bibliographie soll als Hilfsmittel für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Diakonie und ihrer Einrichtungen, für Pfarrer und Pfarrfrauen, Lehrer und Lehrerinnen, Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen sowie für alle an der Diakongeschichte Interessierten eine rasche Orientierungshilfe bieten. Es ist ebenso daran gedacht, daß die Bibliographie als Arbeitsbuch auch in den Hochschulen und Universitäten sowie in der diakonischen und kirchlichen Aus- und Weiterbildung dienen kann.

Die Bibliographie gliedert sich in fünf Kapitel. Im ersten Abschnitt „Diakongeschichte – Allgemeines“ werden grundlegende Werke genannt. Kapitel II „Organisationsstrukturen in der historischen Entwicklung“ stellt Literatur zu den Landes- und Provinzialverbänden, den technisch-verbandlichen Innovationen sowie zur Inneren Mission und zum sozialen Protestantismus (1848-1914, 1914-1945, nach 1945) vor. Abschnitt III bietet – getrennt nach Frauen und Männern – Veröffentlichungen zu „Diakonischen Biographien“. Im umfangreichsten Kapitel IV stehen die Arbeitsfelder und Einrichtungen der Inneren Mission/Diakonie im Zentrum. Der Abschnitt V beleuchtet den Zusammenhang von „Diakonie, Kirche und Gesellschaft“. Abgeschlossen wird das Werk durch ein ausführliches Personen- und Ortsregister.

Die Bibliographie gliedert sich in fünf Kapitel. Im ersten Abschnitt „Diakongeschichte – Allgemeines“ werden grundlegende Werke genannt. Kapitel II „Organisationsstrukturen in der historischen Entwicklung“ stellt Literatur zu den Landes- und Provinzialverbänden, den technisch-verbandlichen Innovationen sowie zur Inneren Mission und zum sozialen Protestantismus (1848-1914, 1914-1945, nach 1945) vor. Abschnitt III bietet – getrennt nach Frauen und Männern – Veröffentlichungen zu „Diakonischen Biographien“. Im umfangreichsten Kapitel IV stehen die Arbeitsfelder und Einrichtungen der Inneren Mission/Diakonie im Zentrum. Der Abschnitt V beleuchtet den Zusammenhang von „Diakonie, Kirche und Gesellschaft“. Abgeschlossen wird das Werk durch ein ausführliches Personen- und Ortsregister.

### **In Vorbereitung befindliche Veröffentlichungen:**

Renate Zitt

### **„Quellen zur Diakonie und Wohlfahrtstätigkeit in der Reformationszeit“, hg. von G. Seebaß/Th. Strohm/J. Thierfelder. Bericht über das Forschungs- und Publikationsprojekt**

#### *I. Inhaltliche Rahmenbedingungen*

Am Diakoniewissenschaftlichen Institut entsteht derzeit eine kommentierte Dokumentation von Armen-, Kasten- und Kirchenordnungen mit dem Arbeitstitel: „*Quellen zur Diakonie und Wohlfahrtstätigkeit in der Reformationszeit*“, die neben dem Einsatz in Lehre und Unterricht auch für ein breites Publikum in Wissenschaft und Kirche gedacht ist. Entsprechend sollen alle Texte in einer heute gut verständlichen Form und Sprache ediert werden. Auf angestrebten 300 Seiten werden die wichtigsten Armen-, Kasten-, und Kirchenordnungen dokumentiert, die ansonsten kaum oder nur schwer zugänglich sind. Kompakte Einleitungen erleichtern den

Zugang zu den einzelnen Dokumenten in ihrem historischen Kontext. Eine ausführliche Einleitung der Quellenpublikation eröffnet den Forschungshorizont und bündelt gleichzeitig die Ergebnisse. Für die Auswahl der Ordnungen wurde als geographische Begrenzung die alte Reichsdefinition gewählt, die etwa Zürich und die Niederlande beinhaltet.

Das Publikationsprojekt ist im Anschluß an ein diakoniewissenschaftlich-kirchengeschichtliches Forschungsseminar zum Thema: „Soziale Probleme und Dokumente zur Wohlfahrtstätigkeit in der Reformationszeit“ entstanden, das im Sommersemester 1996 unter der Leitung von Prof. Dr. Gottfried Seebaß, Prof. Dr. Theodor Strohm und Prof. Dr. Jörg Thierfelder am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg stattgefunden hat. Das Seminar hatte ausgesprochenen Forschungscharakter und machte die Wichtigkeit einer Quellen- und Forschungsergebnisdokumentation deutlich. Die Studierenden arbeiteten sehr engagiert mit. Einige von ihnen konnten unter der Betreuung durch das Diakoniewissenschaftliche Institut bereits in den Prozeß der Erstellung der Einleitungen zu den Quellendokumenten miteinbezogen werden.

Im Wintersemester 1997/98 wird dieses Projekt in dem diakoniegeschichtlichen Forschungsseminar: „Diakonie und Wohlfahrtstätigkeit in der Reformationszeit“ (Prof. Strohm/Dr. Zitt) weitergeführt. In dem Forschungsseminar werden auf der Grundlage der bereits vorliegenden Arbeitsergebnisse die bislang schwer zugänglichen Dokumente zur Wohlfahrtspflege und Diakonie in der Reformationszeit systematisch erschlossen, durchgearbeitet und für die kommentierte Publikation vorbereitet. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden ermutigt, sich an dieser intensiven und lohnenden Aufgabe zu beteiligen.

Die Quellendokumentation schließt eine Forschungslücke für die Bearbeitung der Diakoniegeschichte hinsichtlich der weichenstellenden Strukturveränderungen durch die Reformation und möchte damit auch einen Beitrag zum 150jährigen Jubiläum des Diakonischen Werks der EKD 1998 leisten.

Gerhard K. Schäfer

### **Edition ausgewählter Predigten Johann Hinrich Wicherns, hg. von G.K. Schäfer/Th. Strohm**

„Es tut eines not, daß die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkenne: ‚Die Arbeit der inneren Mission ist mein‘, daß sie ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze: ‚Die Liebe gehört mir wie der Glaube.‘“ Mit diesen programmatischen Sätzen, gesprochen auf dem Kirchentag in Wittenberg 1848, läßt sich das Thema des Lebenswerkes Wicherns zusammenfassen: die Besinnung auf die

tätige Liebe als einer elementaren Lebensäußerung der Kirche.

Wichern hat die Aufgaben der Inneren Mission theoretisch durchdacht und deren organisatorische Ausgestaltung entscheidend geprägt. Angesichts des inneren und äußeren Pauperismus hat die Innere Mission nach Wichern nichts weniger als die Rettung des christlichen Volkes und in diesem Zusammenhang die Erneuerung von Staat und Kirche zum Ziel. Die Innere Mission basiert auf dem „allgemeinen Priestertum“ und umfaßt Evangelisierung ebenso wie diakonisch-soziales Handeln.

Als Prediger hat Wichern sich ausdrücklich gegen die Predigt der Rationalisten gewandt. Er selbst hat 1869 Predigten des Erweckungspredigers Claus Harms herausgegeben. U.a. in seinem Vortrag „Die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Fragen der Gegenwart“, 1871 (Sämtl. Werke 3/II, 192 ff.), betont Wichern die Bedeutung der Predigt im Blick auf die sozialen Aufgaben. Er unterscheidet zwischen der (Buß)Predigt an die Gemeinde, von der „die Beweisung des Geistes und der Kraft in Worten und Werken in der Nachfolge zu fordern“ ist und der Predigt an die nicht im Gottesdienst erscheinenden Massen, „die abgewichenen Brüder“. Um auch sie mit dem Wort Gottes bekannt zu machen, tritt er für die Entwicklung bzw. Übernahme neuer Modelle wie etwa der Laien- oder der Straßenpredigt ein.

Die Kirche bzw. die Innere Mission hat sich der Aufgabe zu stellen, das Evangelium den Armen zu verkündigen. Damit ist auch der heuristische Rahmen für die diakonische Predigt nach Wichern gesetzt. Von Wichern selbst sind rund 120 Predigten aus den Jahren 1826-73 im handschriftlichen Entwurf erhalten, lediglich drei davon wurden bislang gedruckt. In der Ausgabe der Sämtlichen Werke fehlen die Predigten vollends.

Mit einer Edition ausgewählter Predigten Wicherns sollen diese für seine Theologie überaus wichtigen Dokumente erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

### **„Weisheit, Kraft und Inspiration der Diakonie - Auf dem Wege zu einer Ökumenischen Verständigung in Europa“**

*Dokumentation des „Internationalen, ökumenischen und interdisziplinären Symposions“ zum Thema: „Weisheit, Kraft und Inspiration der Diakonie“ vom 14.-17.3. 1996 in Lahti/Finnland und des „Europäischen diakoniewissenschaftlichen Studienseminars“ zum Thema: „Diakonie der Versöhnung - Auf dem Wege zu einer Ökumenischen Verständigung in Europa“ vom 24.8.-1.9.1996 in der Orthodoxen Akademie Kretas*

Das internationale Symposion in Lahti und das europäische Studienseminar auf Kreta stellen den

vorläufigen Abschluß und Höhepunkt der diakoniewissenschaftlichen Konsultationen zum europäischen Einigungsprozeß dar. Ihre Ergebnisse und Perspektiven sollen einer breiteren Öffentlichkeit in einer Dokumentation zugänglich gemacht werden. In ihr wird über die gemeinschaftliche Auseinandersetzung mit Gemeinsamkeiten und Differenzen im Verständnis des biblischen Zeugnisses und mit maßgeblichen Dokumenten (u.a. mit der Bratislava-Erklärung) im Blick auf die Herausforderungen der Gegenwart berichtet. Ebenso stehen die Fragen nach dem Verhältnis zu den säkularen sozialstaatlichen Systemen sowie zu den relevanten Rahmenbedingungen und nach der Verantwortung der Kirchen bzw. ihrer Diakonie im europäischen Einigungsprozeß im Mittelpunkt. Die Dokumentation ist

nicht nur für alle am Konsultationsprozeß Beteiligten und Interessierten, sondern auch für die Vorbereitung zukünftiger internationaler kirchlicher Konferenzen von großer Bedeutung.

Gerade das Bestreben beider Studienseminare, Vertreter gleichgerichteter Initiativen in Mittel- und v.a. auch Osteuropa in den Kreis der Teilnehmer und Referenten zu integrieren, macht die Dokumentation zu einem unersetzlichen Baustein der Berichterstattung und Auswertung des diakoniewissenschaftlichen Forschungsaustausches zum europäischen Einigungsprozeß. Daher bildet der Beitrag der orthodoxen Kirchen und ihrer Traditionen zu einer vertieften diakonisch-sozialen Zusammenarbeit der Kirchen in Europa einen Schwerpunkt des geplanten Berichtsbandes.

## 2. Dissertationen und Habilitationsschriften

### Dissertationen und Habilitationsschriften am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1963-1997)

zusammengestellt von Volker Herrmann

#### 1. Dissertationen:

PIRNER, REUBEN G.: The Bach Evangelical Church Cantata as a Liturgical Form, Heidelberg 1963.

WEBER, HARTWIG: Aspekte einer diakonischen Anthropologie bei Ottho Gerhard Heldring, Heidelberg 1971/72.

BECKER, KARL: Grundlagen offener kirchlicher Arbeit mit Älteren. Versuch einer interdisziplinären Orientierung – unter Einbeziehung einer sozialpsychologischen Feldstudie, Heidelberg 1975, *erschienen unter dem Titel: Emanzipation des Alters. Ein Ratgeber für die kirchliche Arbeit*, Gütersloh 1975.

ZIEGERT, RICHARD: Missionarische Profilierung der Kirche. Das Beispiel der Diakonatsbewegung im französischen Katholizismus, Heidelberg 1975, *erschienen unter dem Titel: Der neue Diakonatsamt. Das freie Amt für eine missionarische Kirche – Bilanz einer französischen Bewegung 1959-1977 (Forschungen zur systematischen und ökumenischen Theologie 41)*, Göttingen 1980.

SPERLE, FRITZ: Der Vollzug der Freiheitsstrafe als Problem von Theologie und kirchlicher Praxis in Geschichte und Gegenwart, Heidelberg 1975.

GRAMS, WARNFRID: Die Straßburger Almosenordnung von 1523 im Spannungsfeld der Geschich-

te. Eine Untersuchung zur Frage des Sozialwesens, Heidelberg 1976.

VIDAL, GERHARD: Evangelische Straffälligendiakonie – im Spiegel der Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Heidelberg 1981.

FOSS, ÖYVIND: Politische Diakonie? Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland und der Versuch, nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches eine gesellschaftsorientierte Diakonie zu verwirklichen, Heidelberg 1984, *erschienen: (Europäische Hochschulschriften 23, 274)*, Frankfurt a.M. u.a. 1986.

DUNTZE, KLAUS: Die Verantwortung der Kirche für das großstädtische Gemeinwesen. Eine Untersuchung zum Verhältnis von kirchlicher Arbeit und Stadtentwicklung in Berlin (West) seit 1968 unter besonderer Berücksichtigung des Kirchenkreises Kreuzberg, Heidelberg 1990, *erschienen unter dem Titel: Die Verantwortung der Kirche für das großstädtische Gemeinwesen. Eine Untersuchung zum Verhältnis von kirchlicher Arbeit und Stadtentwicklung in Berlin (West) von 1968-1985 unter besonderer Berücksichtigung des Bezirks Kreuzberg (Europäische Hochschulschriften 22, 243)*, Frankfurt a.M. u.a. 1993.

ZELFELDER, PAUL HERMANN: Heilen im Horizont diakonischen Gemeindeaufbaus. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung, Heidelberg 1990/91.

BRUNS, CHRISTOPH: Kirchliche Medienverantwortung angesichts neuer technischer Entwicklungen in der Massenkommunikation. Darstellung und Auswertung einer empirischen Untersuchung

- „Kommunikationsverhalten und neue Medientechniken“ im Rahmen der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg (Berlin-West), Heidelberg 1990/91.
- KOPF, HARTMUT: Evangelische Jugendsozialarbeit. Arbeitsfelder – Aufgaben – Ziele. Zu Ansatz und Status theologischen Reflektierens in der sozialen Praxis kirchlicher Arbeit mit der Jugend. Eine Feldstudie diakonischen Handelns in kritischer Sympathie mit den Betroffenen, Heidelberg 1991/92.
- STEBING, HANS JÜRGEN: Aids als Herausforderung des Selbstverständnisses von Kirchen und Theologie in den Vereinigten Staaten von Amerika. Eine Untersuchung kirchlicher und theologischer Stellungnahmen im ersten Jahrzehnt der HIV-Epidemie, Heidelberg 1992.
- MAIER, GERHARD: Gemeindeaufbau als Gemeindegewachstum – eine praktisch-theologische Untersuchung zu Geschichte, Theologie und Praxis der „church growth“-Bewegung, Heidelberg 1992.
- MÄULE, THOMAS: Arbeit und Freizeit im Zeichen der „dritten industriellen Revolution“. Sozialethische Implikationen und Aufgabenstellungen, Heidelberg 1992.
- GÖTZELMANN, ARND: Vorgeschichte, Entstehung und Erstkonzeption der Speyerer Diakonissenanstalt. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung zum Neuansatz der organisierten protestantischen Krankenpflege in der Pfalz im 19. Jahrhundert und ihrer historischen Zusammenhänge mit den Diakonissenanstalten Kaiserswerth und Straßburg, Heidelberg 1993, *erschienen unter dem Titel: Die Speyerer Diakonissenanstalt. Ihre Entstehungsgeschichte im Zusammenhang mit Kaiserswerth und Straßburg (Diakoniewissenschaftliche Studien 2)*, Heidelberg 1994.
- GROTE, CHRISTOF: Ortsgemeinden und Diakoniestationen. Überlegungen zur diakonischen Gemeinde anhand der Arbeit der westfälischen Diakoniestationen, Heidelberg 1993/94, *erschienen unter dem Titel: Ortsgemeinden und Diakoniestationen. Überlegungen zur diakonischen Gemeinde anhand der Arbeit der Diakoniestationen, Bielefeld 1995*.
- LEWERENZ, OLAF: Zwischen Reich Gottes und Weltreich. Friedrich Naumann in seiner Frankfurter Zeit unter Berücksichtigung seiner praktischen Arbeit und seiner theoretischen Reflexion, Heidelberg 1993/94, *erschienen: (Wissenschaftliche Schriften. Theologie)*, Sinzheim 1994.
- VON SCHUBERT, BRITTA: Auf der Suche nach neuen Wegen der Integration. Das Aktionsprogramm der Europäischen Gemeinschaft HELIOS zur Integration von Menschen mit Behinderungen und seine Bedeutung für die diakonisch-soziale Arbeit in Europa, Heidelberg 1994 [in Zusammenarbeit mit der Universität Hamburg], *erschienen unter dem Titel: Behinderung und selbstbestimmtes Leben. Das HELIOS-Programm der Europäischen Gemeinschaft – neue Aufgaben diakonisch-sozialer Arbeit in Europa (Diakoniewissenschaftliche Studien 4)*, Heidelberg 1995.
- KLEIN, MICHAEL: Leben, Werk und Nachwirkung des Genossenschaftsgründers Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818-1888). Dargestellt im Zusammenhang mit dem deutschen sozialen Protestantismus. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung, Heidelberg 1994, *wird erscheinen: (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 122)*, Köln 1997.
- SCHMIDT, JUTTA: Beruf: Schwester. Die Entwicklung des Frauenbildes und des Berufsbildes in der Diakonie im 19. Jahrhundert, Heidelberg 1994/95, *wird erscheinen: (Geschichte und Geschlechter)*, Frankfurt a.M./New York 1997.
- ZEILFELDER-LÖFFLER, MONIKA: Die Geschichte der „Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlsruhe“ in Ludwigsburg unter besonderer Berücksichtigung der Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft (1933-1945), Heidelberg 1995, *erschienen unter dem Titel: Die Geschichte der „Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlsruhe“ in Ludwigsburg. Von den Anfängen bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (1876-1950) unter besonderer Berücksichtigung der Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft (Diakoniewissenschaftliche Studien 8)*, Heidelberg 1996.
- WECHT, MARTIN: Wohl dem, der auf die Seite der Leidenden gehört. Jochen Klepper – ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal, dargestellt anhand seines Tagebuches, Heidelberg 1995/96, *wird erscheinen unter dem Titel: Jochen Klepper. Ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal, (Quellen und Studien zur schlesischen Kirchengeschichte 3)*, Düsseldorf 1997.
- ZITT, RENATE: „Zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik.“ Der protestantische Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905), Heidelberg 1996, *erschienen unter dem Titel: „Zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik.“ Der protestantische Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905). Studien zum sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen*

des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 10), Heidelberg 1997.

SCHEUING, HANS-WERNER: „als Menschen gegen Sachwerte gewogen wurden“. Die Geschichte der Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache Mosbach/Schwarzacher Hof und ihrer Bewohner 1933-1945, Heidelberg 1996, *wird erscheinen*: (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden 54), Heidelberg 1997.

SCHOEN, URSULA: Im Zweifel für den Menschen. Bedeutung und Wandel des Subsidiaritätsbegriffs in der katholischen Soziallehre und in der deutschen Sozialpolitik. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung, Heidelberg 1996, *wird erscheinen unter dem Titel*: Subsidiarität. Bedeutung und Wandel des Begriffs in der katholischen Soziallehre und in der deutschen Sozialpolitik. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung (Neukirchner Theologische Dissertationen und Habilitationen 13), Neukirchen-Vluyn 1997.

KALUSCHE, MARTIN: „Das Schloß an der Grenze“. Kooperation und Konfrontation mit dem Nationalsozialismus in der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische Stetten i.R., Heidelberg 1996/97, *erschienen*: (Diakoniewissenschaftliche Studien 10), Heidelberg 1997.

KLIEME, JOACHIM: Ausgrenzung aus der NS-„Volksgemeinschaft“ – die Neuerkeröder Anstalten in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945. Eine diakoniewissenschaftliche Studie, Heidelberg 1996/97, *wird erscheinen*: (Braunschweiger Werkstücke), Braunschweig 1997.

ZIMMERMANN, MIRJAM: Zur Behandlungsentscheidung bei schwerstgeschädigten Neugeborenen. Medizinische, gesellschaftliche, juristische Grundlagen – Ethische Beurteilung und Folgerungen,

Heidelberg 1997, *wird erscheinen unter dem Titel*: Geburtshilfe als Sterbehilfe? Zur Behandlungsentscheidung bei schwerstgeschädigten Neugeborenen und Frühgeborenen. Medizinisch-empirische, juristische, philosophische Grundlagen, ethische Beurteilung und Folgerungen unter besonderer Berücksichtigung der Infantizidthesen von Peter Singer und Helga Kuhse, Frankfurt a.M. u.a. 1997.

MEYER, YORK-HERWARTH: Geschichte des Evangelischen (Reichs-)Erziehungs-Verbandes (EREV). Zur Entstehung und Entwicklung eines diakonischen Fachverbandes, Heidelberg 1997.

SCHMIDT, FRIEDRICH: Kindergarten als Nachbarschaftszentrum. Eine praktisch-theologische Feldstudie zur Gemeindeentwicklung unter besonderer Berücksichtigung von Kindern und Familien, Heidelberg 1997.

## 2. Habilitationsschriften

PHILIPPI, PAUL: Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes (1789-1848) als Elemente für dessen Verständnis und Kritik. Eine motivgeschichtliche Untersuchung zum Wesen der Mutterhausdiakonie, Heidelberg 1963, *erschienen*: Neukirchen-Vluyn 1966.

SCHÄFER, GERHARD K.: ‚... daß wir uns nicht lassen können noch fliehen voneinander‘. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis, Heidelberg 1993, *erschienen unter dem Titel*: Gottes Bund entsprechen. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 5), Heidelberg 1994.

MÜLLER, KLAUS: Diakonie im Dialog. Von der sozialen Verantwortung im Gespräch zwischen Judentum und Christentum, Heidelberg 1997.

## Anzeigen der Dissertationen am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1989-1997)

Klaus Duntze

### Die Verantwortung der Kirche für das großstädtische Gemeinwesen.

*Eine Untersuchung zum Verhältnis von kirchlicher Arbeit und Stadtentwicklung in Berlin (West) von 1968-1985 unter besonderer Berücksichtigung des Bezirks Kreuzberg [1990] (Europäische Hochschulschriften 22, 243), Frankfurt a.M. u.a. 1993*

Stellt das kirchliche Engagement in der Großstadt allein die Antwort auf soziale Probleme dar, oder besteht – für den Protestantismus – eine besondere Affinität des urbanen Gemeinwesens zum Selbstverständnis der christlichen Gemeinde? Die Untersuchung geht dieser Frage in exemplarischen Bereichen nach. Dargestellt wird die Ebene des kirchenleitenden Handelns an der Regionalsynode Berlin (West), die Ebene der gemeindlichen Arbeit am Bezirk Kreuzberg sowie die Ebene der stadtbezogenen Projekte in einem Summarium der kirchlichen Initiativen in Berlin (West). Der Schlußteil faßt

die Zielsetzungen und Leitprinzipien des kirchlichen Handelns in der Großstadt systematisch zusammen und weist ihre Bedeutung für die Entwicklung eines demokratischen Gemeinwesens nach.

*Aus dem Inhalt:* Historische Entwicklung im 19. Jahrhundert – Identität und Differenz von Gemeinwesen und Kirche – Stadtbezogene Lernprozesse der Kirche – Evangelische Gemeinden als Initiatoren der Kreuzberger Stadterneuerung – Kirche und Hausbesetzungen – Kirche als Sachwalter lokaler Identität.

Christoph Bruns

### **Kirchliche Medienverantwortung angesichts neuer technischer Entwicklungen in der Massenkommunikation**

*Darstellung und Auswertung einer empirischen Untersuchung „Kommunikationsverhalten und neue Medientechniken“ im Rahmen der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg (Berlin-West) [1990/91]*

Die Arbeit verbindet eine historische, systematisch-theologische sowie empirische Untersuchung zur kirchlichen Beteiligung an der Gestaltung des Rundfunks in Deutschland. An der Schwelle der Veränderung des Rundfunksystems blickt die Untersuchung auf die vergangenen vierzig Jahre kirchlicher Rundfunkarbeit zurück. Sie gibt auf der Grundlage der Auswertung einer empirischen Untersuchung innerhalb des Forschungsprojektes „Kommunikationsverhalten und neue Medientechniken“ Empfehlungen für die weitere medienpolitische Verantwortung der evangelischen Kirche. Der historische Rückblick zeigt die Veränderungen, die sich in diesem Bereich vollzogen haben, und verhilft dazu, die derzeitige Entwicklung als eine alle gesellschaftlichen Bereiche umgreifende Veränderung durch die Massenmedien und die elektronische Kommunikation zu begreifen, die die Kirche in allen ihren Arbeitsbereichen betrifft. Es geht vorrangig darum, das medienpolitische Handeln der evangelischen Kirche, das in den veröffentlichten Stellungnahmen zur Rundfunkentwicklung zu erkennen ist, im historischen Zusammenhang auf dem Hintergrund der allgemeinen Medienentwicklung darzustellen.

Die empirische Untersuchung geht mit einem Mehrmethodenansatz (standardisierte Fragebögen, Gruppendiskussionen und vertiefende Einzelinterviews) der Frage nach, zu welchen Veränderungen die Vervielfachung der Fernsehangebote führen. Dabei wurden auch Fragen zur Verbundenheit mit der Kirche und der Bedeutung christlicher Lebensorientierung aufgenommen, um möglichen Unterschieden in der Mediennutzung auf die Spur zu kommen. In diesem Zusammenhang wird auch auf

die Möglichkeiten medienpädagogischer Arbeit eingegangen, die immer eine wichtige Forderung kirchlicher Medienpolitik war. Angesichts der offenen Entwicklung der Veränderungen im Medienbereich und der Herausforderungen für die Zukunft versucht der abschließende Teil, Empfehlungen für die zukünftige kirchliche Praxis zu formulieren.

Die Gliederung der Arbeit:

I. Einleitung. II. Kirche und Rundfunk: Ein Überblick über die Rundfunkentwicklung und kirchliches Handeln nach 1945 in drei Zeitabschnitten. III. Darstellung und Auswertung der empirischen Untersuchung „Kommunikationsverhalten und neue Medientechniken“. IV. Auswertung der Untersuchungsergebnisse im Blick auf die Aufgabenbeschreibung zukünftiger kirchlicher Praxis.

Die Untersuchungsergebnisse des gesamten Forschungsprojektes wurden im April 1989 auf dem Symposium der Berlin-Brandenburgischen Kirche „Kabelfernsehen und soziale Beziehungen“ vorgestellt und mit Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen und aus anderen Projekten der Begleitforschung öffentlich diskutiert.

Hartmut Kopf

### **Evangelische Jugendsozialarbeit. Arbeitsfelder – Aufgaben – Ziele**

*Zu Ansatz und Status theologischen Reflektierens in der sozialen Praxis kirchlicher Arbeit mit der Jugend. Eine Feldstudie diakonischen Handelns in kritischer Sympathie mit den Betroffenen [1991/92]*

Was ist Evangelische Jugendsozialarbeit, was will sie, wer macht sie und vor allem: An wen richtet sich Evangelische Jugendsozialarbeit? Diesen Fragenkomplex näher zu erörtern, ist das Ziel der obigen Studie. Auf der Grundlage mehrjähriger praktischer Felderfahrungen als Mitarbeiter und Mitbewohner in einem Jugendarbeitslosenprojekt in kirchlicher Trägerschaft versucht Hartmut Kopf, die Arbeitsfelder, Aufgaben und Ziele von Evangelischer Jugendsozialarbeit zum ersten Mal in dieser umfangreichen Form transparent zu machen.

Die Dissertation geht in ihrem Ansatz von der Position der kritischen Sympathie mit den Betroffenen aus. Die Position bezieht sich auf eine doppelte Prämisse:

1. Über diakonische Praxis kann nur dann angemessen theoretisch reflektiert werden, wenn diakonische Praxis auch praktisch erlebt worden ist. Das Subjekt der diakonischen Praxis, das sind Menschen in den verschiedensten Situationen besonderer existentieller Bedrängnis. Aus der Begegnung mit ihnen werden theoretisch-distanzierte Reflexionen sehr schnell und zu Recht zu engagierten und positionellen Überlegungen mit dem Ziel der Notwendenden Praxisveränderung.

2. Praxisveränderung als Ziel theoretischer Reflexion über diakonische Praxis richtet sich insbesondere an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie. Adressaten der theoretischen Überlegungen der Dissertation sind demnach die „Praktiker“ als eigentliche Träger der Diakonie, die Studie versteht sich somit explizit als Praxishilfe für einen gelingenderen beruflichen Alltag.

Die Beschreibung der Arbeitsfelder, Aufgaben und Ziele der Jugendsozialarbeit geschieht in vier Gedankengängen:

Im ersten Kapitel wird der methodische Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen Evangelische Jugendsozialarbeit in einem Handlungsforschungsprojekt näher betrachtet werden wird.

Im zweiten Kapitel geht es um die Beschreibung der Arbeitsfelder, Aufgaben und Ziele der Evangelischen Jugendsozialarbeit insgesamt aus der Perspektive des kritisch-distanzierten Beobachters.

Das dritte Kapitel ist das „Herzstück“ der Darstellung. Hier wird der Versuch unternommen, die in der Dissertation vertretene Position der kritischen Sympathie mit den Betroffenen auch konkret Gestalt werden zu lassen: In einer Feldstudie, d.h. aus der eigenen, mehrjährigen und zunehmend intensiveren Begegnung mit Jugendarbeitslosen heraus, wird ein besonderes Aufgabenfeld der Jugendsozialarbeit, die Modellarbeit mit jugendlichen Arbeitslosen, näher beschrieben. Hierbei verändert sich der Blickwinkel des Verfassers analog zum Grad der eigenen Betroffenheit. Aus dem distanzierten Beobachter der Jugendarbeitslosigkeit wird der distanzierungsfähige Mitarbeiter eines Jugendarbeitslosenprojektes, und schließlich der distanzbedürftige mitlebende und -leidende Mitbewohner und Begleiter einer Wohngemeinschaft mit Jugendarbeitslosen.

Im vierten Kapitel schließlich wird die in den vergangenen beiden Kapiteln näher beschriebene soziale Praxis der Evangelischen Jugendsozialarbeit in ein kritisches Gespräch mit theologischen Überlegungen zu einer Praxistheorie kirchlicher Arbeit mit der Jugend gebracht. Hierbei zeigt sich in Ansätzen ein für die Zukunft tragfähiges und bisherige Kommunikationsprobleme zwischen Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit überwindendes, sozialräumlich orientiertes Gesamtkonzept kirchlicher Arbeit mit der Jugend.

Hans Jürgen Steubing

### **Aids als Herausforderung des Selbstverständnisses von Kirchen und Theologie in den Vereinigten Staaten von Amerika**

*Eine Untersuchung kirchlicher und theologischer Stellungnahmen im ersten Jahrzehnt der HIV-Epidemie [1992]*

Der Vf. nahm die Gelegenheit eines Forschungsaufenthalts in den USA wahr, um im Großraum Los Angeles die Sozialarbeit christlicher Gemeinden, insbesondere der lutherischen Kirchen, hinsichtlich ihres Selbstverständnisses und ihrer konkreten Praxis genauer zu untersuchen. Er wurde von Anfang an in die Problematik der HIV-Epidemie und der gesellschaftlichen Herausforderungen, die diese Krankheit mit sich bringt, hineingezogen. Er konnte verschiedene Volontariate bei großen HIV-Service-Anbietern in Südkalifornien wahrnehmen und mit den Verantwortlichen in Kirche, Medizin und Gesellschaft enge Fühlung aufnehmen. Die vorliegende Dissertation ist das Ergebnis dieses Forschungsaufenthaltes. Sie macht nicht nur eine Fülle bisher kaum bekannter amerikanischer Literatur zugänglich, sondern schildert auch die konkreten Aktivitäten amerikanischer Kirchen. Es ist dem Vf. gelungen, die ganze Komplexität dieses Erfahrungszusammenhangs durch eine intensiv ordnende Reflexion darzustellen und zugleich die Herausforderung der HIV-Epidemie für die Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland sichtbar zu machen.

Der Vf. stellt sich einem der drängendsten Problemfelder der Gegenwart, unterzieht dies in einer vielschichtigen Theoriephase der Reflexion, die auf eine ganze Fülle humanwissenschaftlicher und theologischer Implikationen gerichtet ist. Er hat dabei das Ziel vor Augen, den praktischen Umgang mit dem AIDS-Problem in Kirche und Gesellschaft begründet und verantwortlich zu gestalten.

Gerhard Maier

### **Gemeindeaufbau als Gemeindegewachstum**

*– eine praktisch-theologische Untersuchung zu Geschichte, Theologie und Praxis der „church growth“-Bewegung [1992]*

Es war die Absicht des Verfassers, die church-growth-Bewegung, die inzwischen weltweite Bedeutung erlangt hat, von ihren ursprünglichen Ansätzen her aufzurollen und insbesondere die theologischen und kirchenpraktischen Motive des Vaters dieser Bewegung, Donald A. McGavran, und des eigentlich „wissenschaftlichen“ Vertreters C.P. Wagner herauszuarbeiten. Letzterer sah church growth als „science in God's Service“ und intendierte eine eigene Praktische Theologie mit hohen und umfassenden Ansprüchen. Demgegenüber wird McGavran als eigentlicher Missionar, Anreger und Lehrer charakterisiert, dem die weltweite Bewegung ihre wichtigsten Impulse verdankt. 1965 wurde in Pasadena/Kalifornien das „Institute of Church Growth“ an das „Fuller Theological Seminary“ verlegt und die „School of World Mission“ gegründet. Damit ist das Ursprungszentrum benannt, dessen theologisches Profil, dessen missionarische Metho-

de und dessen Reichweite von Maier in dieser Arbeit einer gründlichen Analyse unterzogen wird. Das Ziel der Arbeit ist allerdings noch weiter gespannt. Der Verfasser fragt nach der Bedeutung von Church growth für die gegenwärtige Wirklichkeit unserer Volkskirche in Deutschland. Er will den Ort aufspüren, an dem sie eine notwendige Funktion erhält und zur Herausforderung an die Reformfähigkeit dieser Kirche wird. Er möchte die These begründen, daß von der Frömmigkeit her und theologiegeschichtlich gesehen church growth die „Renaissance und Neuauflage des volksmissionarischen Konzepts des Gemeindeaufbaus darstellt“, wobei die weltweite Dimension dann als das eigentlich Neuartige und dadurch bedingt auch Andersartige ausgewiesen wird. Maier ruft auf zu einer theologischen Auseinandersetzung mit den stärksten Impulsen dieser Bewegung, mit ihrem „Verständnis von Kirche, Taufe, Bekehrung, Glaube und Evangelisation“. Vermeiden will er eine Wiederholung des eher kirchenpolitisch-abwehrenden und abqualifizierenden Verfahrens, das den entstehenden Freikirchen in der Vergangenheit von seiten der herrschenden Kirchen in Deutschland zuteil wurde. Vielmehr geht es ihm darum, das Grundanliegen dieser evangelikalen Bewegung sine ira et studio herauszuarbeiten, ihren Stellenwert im Gesamtspektrum des christlichen Lebens in der Gegenwart abzuschätzen und damit zugleich eine Auseinandersetzung zu ermöglichen.

Thomas Mäule

### **Arbeit und Freizeit im Zeichen der „dritten industriellen Revolution“**

*Sozialethische Implikationen und Aufgabenstellungen [1992]*

Der Vf. verzichtet in dieser Arbeit darauf, gleichsam theologisch-spekulativ oder sozial-philosophisch die Zeit als Thema der Theologie zu reflektieren. Vielmehr geht es ihm ganz nüchtern darum, die veränderten Lebens- und Arbeitsbedingungen im Blick auf die neuen Aggregatzustände von Arbeitswelt, Lebenswelt und Systemwelt darzustellen. Das Ziel der Arbeit umschreibt Mäule wie folgt: „In der vorliegenden Arbeit soll... der Versuch unternommen werden, Arbeit und Freizeit in einem erweiterten Tätigkeitskonzept zu verorten und beide in einen ganzheitlichen Lebenszusammenhang zu integrieren. Ethisch bedeutet dies, den einseitigen Blick von der Erwerbsarbeit zu lösen und nicht-ökonomisierte Arbeit gleichermaßen im Auge zu behalten. Das heißt aber auch, Freizeit nicht nur als Zeit der Muße, sondern auch als Zeit für sozial-karitatives und politisches Engagement, für Ehrenamt und freiwillige Mitarbeit, als Zeit für sich wie für andere

zu konzipieren, und mit Arbeit in Beziehung zu setzen“ (S. 12).

Der Vf. sucht das so beschriebene Arbeitsvorhaben in sieben klar gegliederten Abschnitten einzulösen, die jeweils durch prägnante Zusammenfassungen abgeschlossen und gebündelt werden.

Über eine erste Klärung der begrifflich-definitiven Unterscheidung zwischen Arbeit und Freizeit kommt der Vf. in Kapitel 1 in kurzen Zügen zur historischen Skizze der industriellen Entwicklung und den mit ihr zusammenhängenden Verschiebungen.

Kapitel 2 versucht eine differenzierte Analyse der Entwicklung von erwerbsgebundener und erwerbsfreier Zeitverwendung zwischen den 1950er und den 1990er Jahren.

Kapitel 3 widmet sich den qualitativen Zusammenhängen – über die quantitativen hinaus – zwischen Arbeitsgestaltung und Freizeitverhalten.

Die Fragestellung in Kapitel 4 lautet: Wie gestalten sich die beschriebenen Interdependenzen zwischen Arbeitswelt und Freizeit im Zeichen der durch die Entwicklung der Mikroelektronik eingeleiteten „dritten industriellen Revolution?“ Gemäß der Titelanzeige stellt dieser Teil zusammen mit Teil 5 das Kernstück der Untersuchung dar.

Kapitel 5 fragt u.a. nach Elementen aus der klassischen „christlichen Berufsidee“, die sich für eine heutige integrative Tätigkeitsethik fruchtbar machen lassen.

Kapitel 6 versucht, die benannten Leitgedanken über eine Tätigkeitsethik in exemplarischer Weise mit gegenwärtigen Problemhorizonten zu konfrontieren und „Optionen für die Zukunft von Arbeit und Freizeit“ anzudeuten.

Was bedeutet der tiefgreifende Wandel für Gemeindefarbeit und Gemeindeaufbau, wie kann Kirche ihren Auftrag der gesellschaftlichen Gestaltung im Zeichen des Dienstes der Versöhnung wahrnehmen? Auch im 7. Kapitel verläßt der Vf. nicht den eingeschlagenen Weg, sondern reflektiert ganz nüchtern die Konfliktlage, die in der kirchlichen Praxis zu bearbeiten ist. Er zeigt die neuen Bedingungen auf, die sich aus der kompletten Fixierung kirchlicher Arbeit auf die schwer strukturierbaren Freizeitblöcke ergeben. Er schildert die spezifischen Voraussetzungen möglicher Partizipation und Mitarbeit in der gemeindlichen Praxis und bemüht sich, die in der gemeindlichen Praxis angelegten Gegengewichte gegen exzessive Mobilität, gegen expandierende Singularisierung und Segregation sowie gegen eine völlige Vermischung der Grenzen von Arbeitswoche und Sonntagsheiligung herauszuheben.

Der Vf. bleibt bis zuletzt bei der Suche nach den möglichen nächsten Schritten und nach den Bedingungen einer der „Zeit“ angemessenen kirchlichen bzw. gemeindlichen Praxis. Die Arbeit erhält dadurch Züge eines größeren Gutachtens, an dem

sich Kirchenleitungen und auch die kirchliche Ausbildung orientieren können.

Arnd Götzelmann

### **Die Speyerer Diakonissenanstalt**

*Ihre Entstehungsgeschichte im Zusammenhang mit Kaiserswerth und Straßburg [1993], (Diakoniewissenschaftliche Studien 2), Heidelberg 1994*

Mit dieser 1993 fertiggestellten und 1994 publizierten Dissertation über die Evangelische Diakonissenanstalt zu Speyer wurde die Aufarbeitung einiger bedeutsamer Aspekte der „weiblichen“ Diakoniegeschichte des 19. Jahrhunderts unternommen. In den drei Hauptkapiteln der Studie geht es um die Vorgeschichte, um die Entstehung und um die Erstkonzeption der Speyerer Anstalt im Kontext der Kaiserswerther und Straßburger Diakonissengründungen. Der Verfasser orientiert sich dabei an vier Fragen: 1. nach dem Verhältnis von Gemeindediakonie und Anstaltsdiakonie, 2. nach interkonfessionell-ökumenischen Ansätzen des Diakonissenwerks, 3. nach der Beziehung zu Kirche und Staat und 4. nach den frauenemanzipatorischen Implikationen der Diakonissengründungen. Der Stoff des Buches wird in vier „Schichten“ entfaltet, die sich durch die drei Hauptkapitel ziehen und vom Biographischen über Gründungsgeschichtliches zum Konzeptionellen und zur Skizzierung der weiteren Entwicklungsgeschichte führen.

Im ersten Hauptkapitel werden die als „Geburts helfer“ in die Vorgeschichte der Speyerer Gründung gehörenden beiden ältesten Diakonissenanstalten von Kaiserswerth und Straßburg mit ihren Gründern Fliedner und Haerter untersucht. Die Motivationen und Bausteine des Diakonissenamts bei Theodor und Friederike Fliedner werden ebenso examiniert wie die Gründungsphase Kaiserswerths und die beginnende weltweite Wirksamkeit des Kaiserswerther Modells. Die detaillierte Darstellung von Franz Haerters Leben und diakonischem Werk ermöglicht eine diakoniewissenschaftliche Rezeption des stark gemeindediakonisch und frauenemanzipatorisch orientierten Straßburger Pfarrers und der Diakoniegeschichte des Elsaß im 19. Jahrhundert.

Die Gründungsgeschichte der Speyerer Diakonissenanstalt wird – angefangen beim ersten Besuch des Speyerer Dekans Ney in Kaiserswerth von 1854 bis zur Erteilung der „allerhöchsten Genehmigung“ durch den bayerischen König im Jahre 1859 und darüber hinaus – quellenorientiert untersucht. Dieses zweite Hauptkapitel enthält zahlreiche Details über die pfälzische bzw. „rheinbayerische“ Geschichte der Inneren Mission des 19. Jahrhunderts. Dazu gehören u.a. die erstmalige Aufarbeitung des Speyerer „protestantisch-evangelisch-christlichen

Vereins für freiwillige Armenpflege“ und die Darstellung der ersten Werke und theologischen Grundlagen des „Evangelischen Vereins für die Pfalz“. Pfälzische Theologen wie G.L. Ney, J. Schiller und F. Börsch werden hier im Zusammenhang der Geschichte der pfälzischen Inneren Mission genauer porträtiert.

Das dritte Hauptkapitel ist der Darstellung der Erstkonzeption und der weiteren Entwicklung der Speyerer Anstalt bis zum Übergang der evangelischen Krankenpflege in die Organisationsform der Ökumenischen Sozialstationen in den 1970er Jahren gewidmet. Der Schwerpunkt liegt hier allerdings auf dem 19. Jahrhundert, auch wenn interessante Punkte zur Diskussion um die Konzeption der neueren Gemeindecrankenpflege und einer „diakonischen Aktivierung der Gemeinden“ aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg berücksichtigt sind.

Im Schlußkapitel wird der Ertrag der Arbeit zusammengefaßt. Die Studie weist beispielsweise die Tendenz zur Zentralisierung und Verantstaltung der Diakonie schon für das frühe Stadium der Inneren Mission nach. Als ein Movens der Diakonissensache identifiziert sie das Konkurrenzverhältnis zur katholischen Krankenpflege und den volksmissionarisch-antikatholischen Auftrag. Bezüglich der Rolle der Frau in Kirche und Diakonie weist sie auf die Neubelebung des urchristlichen weiblichen Amtes durch die Entwicklung des Diakonissendienstes hin, resümiert jedoch, daß die vom erneuerten Diakonissenamt mitausgelösten Entwicklungen – wie Emanzipation der Frau in Kirche und Gesellschaft, Frauenberufstätigkeit, soziale Sicherung und damit andere Arbeits- und Lebensbedingungen – sich paradoxerweise schließlich gegen den Stand der Diakonissen selbst richteten.

Das 380seitige Werk verknüpft kirchenhistorische mit aktuellen diakonischen Fragestellungen und zieht Resümee aus rund 150 Jahren pfälzischer, elsässischer und rheinisch-westfälischer Diakonissengeschichte am Ausgang der Diakonissenzeit.

Christof Grote

### **Ortsgemeinden und Diakoniestationen**

*Überlegungen zur diakonischen Gemeinde anhand der Arbeit der Diakoniestationen [1993/94], Bielefeld 1995*

Das Verhältnis von diakonischen Einrichtungen und Diensten einerseits und Gemeinden andererseits ist häufig problematisch. Im vorliegenden Buch wird dieser Spannung anhand der Arbeit der Diakoniestationen nachgegangen, die sich an einer Schnittstelle von Gemeinde und institutionalisierter Diakonie befinden. Die Untersuchung eines konkreten Praxisfeldes hat dabei den Vorteil, daß auch alle Überlegungen einen hohen Grad an Konkretion

gewinnen, indem sie direkt auf die ambulante Pflege in den Gemeinden bezogen sind.

Dargestellt wird, was Diakoniestationen leisten, wie sich ambulante Pflege von der Gemeindediakonie hin zur Diakoniestation entwickelt hat und welche Rahmenbedingungen (einschließlich der Pflegeversicherung) maßgebend sind. Anschließend folgt eine Beschreibung der Situation von Pflegebedürftigen und allen an der Pflege Beteiligten.

Das konkrete Praxisfeld Diakoniestationen wird dann in aktuelle Überlegungen zur Gemeindediakonie eingezeichnet, um so deutlich zu machen, was eine Diakoniestation für eine Gemeinde und was eine Gemeinde für eine Diakoniestation leisten kann.

Olaf Lewerenz

### Zwischen Reich Gottes und Weltreich

*Friedrich Naumann in seiner Frankfurter Zeit unter Berücksichtigung seiner praktischen Arbeit und seiner theoretischen Reflexion [1993/94], (Wissenschaftliche Schriften. Theologie), Sinzheim 1994*

Meine Arbeit ist der Versuch, die Relevanz von Naumanns Gedanken zur Weiterentwicklung der Inneren Mission für die Gegenwart aufzuzeigen. Es geht mir dabei sowohl um die theologisch-soziologische Begründung seiner Arbeit als auch um Anstöße durch seine praktische Tätigkeit.

Naumann arbeitete vor 100 Jahren als Vereinsgeistlicher der Inneren Mission in Frankfurt. Sein Ziel war es, seine zuvor entworfenen Gedanken zur Zukunft diakonischer Arbeit praktisch zu erproben. In der Umsetzung entstanden weiterführende Ideen hinsichtlich einer neuen Phase diakonischer Arbeit, die unter dem Schlagwort „Hilfe zur Selbsthilfe“ zusammengefaßt werden können. Durch Bildungsprogramme, Vereinsgründungen und Baugenossenschaften begannen seine Vorstellungen von einer zukunftsorientierten Inneren Mission Gestalt anzunehmen. Da er gegenüber der Sozialdemokratie nur wenig Berührungspunkte kannte, wurde er sowohl in Frankfurt als auch in Kreisen der Inneren Mission und der evangelischen Arbeitervereine zu einem Zankapfel. Seine Anhänger konnten sich nicht durchsetzen. Naumann mußte seine Stelle als Vereinsgeistlicher in Frankfurt aufgeben, später schied er auch aus der Arbeitervereinsbewegung aus. Theologisch konnte er seine Arbeit vor sich immer weniger legitimieren, außerdem verschob sich sein Engagement von sozialer Tätigkeit hin zu national(istisch)en Themen, beispielsweise dem Flottenbauprogramm.

Es ließe sich seine Zeit in Frankfurt als Scheitern beschreiben, das demnach in den Naumannbiographien berechtigterweise nur eine untergeordnete

Rolle spielt. Das ist aber nur die eine Seite: Auf der anderen hat er theologische Anregungen zur Begründung einer zeitgemäßen Diakonie gegeben und viele Anregungen und Projekte entwickelt, die noch heute auf ihre Umsetzung warten. Gerade auch im Wissen um die Grenzen und Unzulänglichkeiten, die sich in der Person und im Werk Naumanns finden, gilt es heute, sein Erbe wieder fruchtbar zu machen.

Britta von Schubert

### Behinderung und selbstbestimmtes Leben

*Das HELIOS-Programm der Europäischen Gemeinschaft – neue Aufgaben diakonisch-sozialer Arbeit in Europa [1994], (Diakoniewissenschaftliche Studien 4), Heidelberg 1995*

Mit dem HELIOS-Programm zur Integration von Menschen mit Behinderungen bemüht sich die Europäische Gemeinschaft, die diesbezüglichen Programme der UNO mit der Zielsetzung selbstbestimmter Lebensführung, die als integraler Bestandteil der Menschenrechte angesehen wird, aufzunehmen und fortzusetzen und beispielhafte Initiativen der EG-Länder in Richtung auf selbstbestimmte Lebensführung netzwerkartig in einen Ideen- und Erfahrungsaustausch einzubinden, der es eines Tages ermöglichen soll, zu einer zufriedenstellenden gemeinschaftlichen Integrationspolitik zu kommen. Gleichzeitig entwickeln sich welt- und europaweit Konzepte selbstbestimmter Lebensführung, die – von Betroffenen selbst vorangetrieben – zur Zielbestimmung einer europäischen Programmatik werden können.

Die Studie beinhaltet eine umfangreiche und fundierte Analyse der HELIOS-Programmatik und der mit ihr zusammenhängenden Fragestellungen. Die Untersuchung umfaßt auf ca. 320 Seiten, auf dem historischen Hintergrund des Umgangs mit Behinderung im 19. und 20. Jahrhundert sowie nach einer Beschreibung der weltweiten und europäischen Entwicklung der Integrationspolitik – z.B. in der UNO und im Europarat –, eine Darstellung der Ziele des HELIOS-Programms, eine Aufarbeitung der Erfahrungen der HELIOS-Netzwerkteilnehmer, die Beschreibung internationaler Debatten und nationaler Auseinandersetzungen um eine Ausgestaltung und Fortführung des Programms, eine Analyse der Einwände auf ihre Bedeutung und Tragfähigkeit und die Darstellung der Auseinandersetzung in internationalen Gremien um eine Fortschreibung. Insbesondere enthält die Untersuchung einen umfangreichen Exkurs zum Subsidiaritätsprinzip, das gegen die Fortführung des Programms angeführt wurde. Ein umfangreicher Teil der Arbeit ist der internationalen Bewegung zum Selbstbestimmungsrecht behinderter Menschen gewidmet, wie

sie sich in den Begriffen „Independent Living“, „Selbstbestimmt Leben“, „Normalisierung“, „Antidiskriminierung“ artikuliert.

Die Anliegen der Selbstbestimmt Leben-Bewegung werden mit theologischen Aussagen zu Schöpfung, Christologie, Eschatologie und Ekklesiologie konfrontiert, und es wird nach Neuansätzen im Rahmen diakonischer Zielbestimmungen in der Behindertenarbeit gefragt.

Die Gesamtanalyse stellt ihre Untersuchungen in den Kontext diakonisch-sozialer Verantwortung und ihrer Umsetzung in konkrete Handlungsperspektiven. Sie fragt nach Herausforderungen des kommenden Jahrhunderts unter dem Aspekt wachsender Bedrohung behinderten menschlichen Lebens und seiner allem menschlichen Leben gleichzustellenden Würde.

Michael Klein

### **Leben, Werk und Nachwirkung des Genossenschaftsgründers Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818-1888)**

*Dargestellt im Zusammenhang mit dem deutschen sozialen Protestantismus. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung [1994], (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 122), Köln 1997*

Die Arbeit unternimmt es, den heute weltweit verbreiteten und durch Friedrich Wilhelm Raiffeisen inspirierten ländlichen Genossenschaftsgedanken auf seine religiösen Wurzeln hin zu befragen. Dabei zeigt der Verfasser auf, daß in der Tat das Leben und Werk Raiffeisens nur aus der christlichen Prägung seiner Persönlichkeit heraus verstanden werden kann. Die einzelnen Lebensstationen des Genossenschaftsgründers werden auf die jeweiligen religiösen Bezüge hin untersucht, und es stellt sich heraus, daß das Genossenschaftswerk nur durch die Unterstützung kirchlicher Kreise aus kleinen Anfängen heraus zu solcher Entfaltung gelangen konnte.

In einem zweiten Teil wird die Rezeption des Genossenschaftsgedankens innerhalb des Protestantismus dargestellt. Besonders die Innere Mission wird hier eingehend untersucht. Sie erkannte 1895 die Raiffeisensche Genossenschaftsarbeit als eine Arbeitsweise Innerer Mission an. Zahlreiche Provinzialverbände entwickelten Initiativen zur Verbreitung der Genossenschaftsarbeit. Interessant ist auch die Beobachtung, daß die Arbeit von Pfarrern in den Raiffeisengenossenschaften meist das Wohlwollen der kirchenleitenden Behörden, besonders des preußischen Oberkirchenrates fanden. Dies gilt auch für die Zeit nach der repressiveren Politik des EOK gegenüber sozial engagierten Pfarrern nach 1895.

Auch den Gründen für die nachlassende Rezeption der Genossenschaftsarbeit in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, die schließlich zu einem fast völligen Vergessen dieses Kapitels des sozialen Protestantismus nach dem Zweiten Weltkrieg führte, wird nachgegangen.

Resümierend hält der Verfasser Friedrich Wilhelm Raiffeisen für eine bedeutende Gestalt des sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert und stellt ihn in eine Reihe mit Männern wie Wichern, Fliedner, Bodelschwingh u.a.

Jutta Schmidt

### **Beruf: Schwester**

*Die Entwicklung des Frauenbildes und des Berufsbildes in der Diakonie im 19. Jahrhundert [1994/95], (Geschichte und Geschlechter), Frankfurt a.M./New York 1997*

Die Dissertation ist der Untersuchung des Diakonissenwesens unter frauengeschichtlicher Perspektive gewidmet. Unter der doppelten Leitfragestellung nach der Entwicklung des Frauenbildes und des weiblichen Berufsbildes in der Diakonie legt sie eine teils chronologisch-historisch verfahrenende und teils nach systematischen Problemstellungen aufgebaute Studie vor.

Die Entwicklung der Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert teilt die Verfasserin in drei Phasen ein, die sie zur Gliederung ihrer Untersuchung maßgeblich verwendet. Für das erste Stadium der Neugründung von Institutionen der sog. weiblichen Diakonie gründet sie ihre Untersuchung auf drei ausgewählte Entwürfe für Frauenzusammenschlüsse von Amalie Sieveking, Franz Härter und Theodor Fliedner. Ausgehend von der Erkenntnis, daß das Kaiserswerther Modell das einflußreichste wurde, unternimmt die Verfasserin eine genauere Untersuchung der Prämissen, sozialen Implikationen und Folgen dieser Form von Frauenberufsarbeit. Die dritte Phase der Kritik am und der Alternativen zum Kaiserswerther Modell wird schwerpunktmäßig anhand des Zehlendorfer Diakonievereins erörtert.

Die Alternativmodelle Sieveking und Härters haben sich nicht durchsetzen können, weil sie gesellschaftlich nicht so effektiv und funktional operierten wie das Kaiserswerther Modell. Alle drei Entwürfe, Frauen in sozialpflegerische Arbeit einzubinden, orientierten sich am Konzept der katholischen Barmherzigen Schwestern. Die Kaiserswerther Zielgruppe der Pfarrer- und Lehrertöchter, die man als besonders bildungs- und arbeitsfähig, als belastbar und als erwecklich-religiös motiviert ansah, konnte nur zum Teil erreicht und für die Diakonissen-schaft rekrutiert werden. Frauen aus der Unterschicht ließen sich aus sozialen Gründen besser für das Kaiserswerther Mutterhaus mit seinem umfang-

reichen System sozialer Sicherung finden. Frauen aus dem Mittelstand brauchten meist erst „eine soziale Abstiegsgefährdung“, um ins Mutterhaus einzutreten. Die Kaiserswerther Diakonie war zentralistisch, patriarchal, hierarchisch und unfreiheitlich geprägt. Im Rahmen der Prämisse einer naturgegebenen und gottgewollten Ordnung wurden den Diakonissen familienbezogene Rollenmodelle der Tochter, der Schwester, der Dienerin oder der Hausfrau angeboten bzw. abverlangt, von Männern unabhängige Leitungspositionen wurden ihnen verwehrt.

Monika Zeilfelder-Löffler

### **Die Geschichte der „Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe“ in Ludwigsburg**

*Von den Anfängen bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (1876-1950) unter besonderer Berücksichtigung der Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft [1995] (Diakoniewissenschaftliche Studien 8), Heidelberg 1996*

Die Dissertation untersucht den Weg der „Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe“ in Ludwigsburg von ihrer Entstehung im Kaiserreich bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Untersuchung will einen Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte der Inneren Mission während des Nationalsozialismus leisten. Daher bilden die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft den Schwerpunkt. Das Buch ist in drei Teile gegliedert:

Im ersten Teil werden verschiedene Vorläufer der Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe, die als freie Werke außerhalb der kirchlichen Organisation entstanden, dargestellt. Durch die Initiative der „Südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission“ kam es dann 1876 zur Gründung der Karlshöhe, deren Protektorat der württembergische König Karl übernahm. Die Brüderausbildungsstätte wurde nach dem Vorbild des „Rauhen Hauses“ bei Hamburg mit einer Kinderrettungsanstalt verbunden. Da die Karlshöhe als freies Werk praktischer Liebestätigkeit gegründet worden war, war sie von der Kirche rechtlich und finanziell unabhängig.

Teil 2 versucht die Entwicklungsgeschichte der Karlshöhe weiterzuzeichnen, wobei bewußt nur auf die wichtigsten Ereignisse und Entwicklungen eingegangen wird. Die Amtsperioden der verschiedenen Inspektoren dienen dabei als Gliederungsgerüst. Die Karlshöhe erweiterte ihre Anstalt um ein Männerkrankenhaus und gründete eine staatlich anerkannte Krankenpflegerschule. Die Brüderausbildung mußte im Lauf der Zeit immer wieder an das veränderte Berufsbild des Diakons angepaßt werden. Mit der Vermehrung der Arbeitsgebiete ging eine Annäherung zwischen der Karlshöhe als freiem Werk und der verfaßten Kirche einher.

Den dritten und zugleich umfangreichsten Teil der Untersuchung bilden die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft. Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ wurde von seiten der Leitung und der Brüderschaft der Karlshöhe zunächst überwiegend begrüßt. Ausgelöst durch die kirchenpolitischen Streitigkeiten in der württembergischen Landeskirche und durch zunehmende staatliche Einschränkungen rückte die Leitung der Karlshöhe von ihrer positiven Einschätzung der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ ab. Als der staatliche Druck auf die Karlshöhe im Verlauf des Jahres 1933 zunahm, schlug die Leitung der Karlshöhe einen pragmatischen Neutralitätskurs ein. Die staatlichen Einschränkungen wurden auch während des Zweiten Weltkriegs fortgesetzt. Neben weiteren finanziellen Einschränkungen war das Männerheim von den staatlichen Euthanasiemaßnahmen betroffen. Einberufungen verschärften die personellen Probleme auf der Karlshöhe und in den verschiedenen Einrichtungen. Der zunehmende Druck des nationalsozialistischen Staates auf die Karlshöhe und die Sorge um die Erhaltung der Arbeitsgebiete, die Brüderausbildung und die Verantwortung für die Pfleglinge zwang die Karlshöhe während des Krieges zu einer weiteren Annäherung an die Landeskirche. Der Prozeß der Annäherung an die Landeskirche erreichte seinen Höhepunkt in der Verkirchlichung der Karlshöhe 1944. Mit der „Verkirchlichung“ der Karlshöhe erreichte der Weg der Karlshöhe von einem freien Werk außerhalb der verfaßten Kirche zu einem Werk der Kirche seinen Abschluß.

Den Abschluß der Untersuchung bilden die Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs.

Martin Wecht

### **Jochen Klepper**

*Ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal [1995/96], (Quellen und Studien zur schlesischen Kirchengeschichte 3), Düsseldorf 1997*

Am Ausgangspunkt meiner Dissertation über den Theologen und Schriftsteller Jochen Klepper (1903-1942) stand die Frage, ob das Urteil der Germanistin und Klepper-Biographin, Rita Thalmann, Klepper sei aufgrund seines „blinden Vertrauens auf Gottes Fügung und Führung“ in „resignierte Duldbarkeit“ gedrängt worden, wodurch „ihm de(r) Weg zur verantwortungsvollen Tat versperrt“ wurde, haltbar ist.

Ein neuer Zugriff auf das umfangreiche Quellenmaterial ermöglichte sich mir, nachdem die Einsichtnahme in das zuvor gesperrte Tagebuch J. Kleppers vom Rechtsinhaber gegeben wurde.

Anhand des Tagebuchs und der umfangreichen Briefdokumente sowie der schriftstellerischen Doku-

mente Kleppers war eine breite Basis für die eigenen Fragestellungen gegeben.

Ein wesentlicher Schwerpunkt meiner Arbeit besteht darin, daß ich sowohl die familiäre Prägung Kleppers im Pastorenelternhaus aufzeigen als auch die Bedeutung der Studienjahre an der Erlanger und Breslauer Universität nachzeichnen konnte.

Die Erkenntnis, daß Klepper einerseits durch seinen als Pfarrer in Beuthen an der Oder tätigen Vater im Pietismus Herrnhuter Prägung aufgewachsen ist und sich während seines Theologiestudiums insbesondere mit der Luther-Forschung Rudolf Hermanns, der Martyriums-Theologie Ernst Lohmeyers und der Providenz-Theologie Erich Schaeders beschäftigt hat, ließ die Folgejahre, wie sie das Tagebuch widerspiegelt, verständlicher werden.

Die autobiographischen Aufzeichnungen Kleppers umspannen die Jahre von 1932-1942. Das Tagebuch Kleppers ist damit ein bedeutsames Dokument der Zeitgeschichte, das ich in den Mittelpunkt meiner Untersuchung gestellt habe. Tag für Tag hat Klepper in seinem Diarium die persönlichen, politischen und kirchlich bedeutsamen Ereignisse über einen Zeitraum von zehn Jahren reflektiert.

Das erkenntnisleitende Interesse richtet sich in meiner Arbeit nach Kleppers Haltung zur Kirche, Bekennenden Kirche und den Deutschen Christen. Insbesondere durch die Einbeziehung von Briefdokumenten konnte ein neues Bild gezeichnet werden. Dies betrifft insbesondere die Frage nach der Resonanz auf das schriftstellerische Werk. Zu nennen sind hier Kleppers Kirchenlieddichtung im „Kyrie“ und der „Vater“-Roman über Friedrich Wilhelm I.

Neben der Frage nach dem homo politicus und dem homo religiosus stand auch die Frage der Haltung Kleppers zum Judentum. Die Beschäftigung mit der Frage nach der Bedeutung des Judentums im Leben Kleppers ist deshalb so wichtig, weil Klepper mit einer jüdischen Frau, die aus erster Ehe zwei Töchter mit in die Ehe brachte, verheiratet war. Im Rahmen meiner Arbeit konnte ich auch die Bedeutung von Kleppers Ehefrau herausarbeiten, die ihren Mann ganz wesentlich in seiner Arbeit gefordert und unterstützt hat.

Renate Zitt

**„Zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik.“ Der protestantische Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905)**

*Studien zum sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert [1996] (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 10), Heidelberg 1997*

Neben einem Beitrag zur Aufarbeitung der Diakonieggeschichte im 19. Jahrhundert aus der biographi-

schon Perspektive Theodor Lohmanns als einem der wichtigsten Akteure sowohl innerhalb der Inneren Mission wie in der staatlichen Sozialpolitik, ging es in der Dissertation darum, in einer interdisziplinären Zugangsweise die neuesten Ergebnisse der historischen Sozialpolitikforschung mit den Ergebnissen der Sozialprotestantismusforschung zu verknüpfen und die beiden Zugänge miteinander in Dialog zu bringen. In einem besonderen methodischen Ansatz will sie als diakoniewissenschaftlich-sozialethische und diakonie- bzw. sozialgeschichtliche Arbeit, neben einer fundierten historischen Erarbeitung des Themas, sozialethische Orientierungen und Impulse für gegenwärtige Problemstellungen gewinnen, besonders angesichts der Diskussion um die Grundprinzipien des Sozialstaats und der Frage nach der Rolle der Diakonie im Kontext einer verantwortlichen Gesellschaft.

Der aus Hannover stammende Jurist, Kirchenpolitiker, Sozialreformer und sozialpolitische Beamte hat in der staatlichen Sozialpolitik seit 1871 und im Centralausschuß für Innere Mission in der Ära nach Johann Hinrich Wichern maßgeblich *gewirkt* und einiges *bewirkt*. Heute ist Lohmann im Verhältnis zu anderen Größen der Inneren Mission und der Diakonie sowie des christlich-sozial und evangelisch-sozial engagierten Protestantismus weitgehend unbekannt. Das hängt auch damit zusammen, daß Lohmann als Jurist, Laientheologe und vor allem als Beamter eher im Hintergrund der öffentlichen und der politischen Bühne wirkte.

Meine Untersuchung stellt die Entwicklung seines sozialreformerischen Konzepts angesichts der sozialen Frage als industrieller Arbeiterfrage und sein Wirken „zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik“ in den Mittelpunkt. Besonders beleuchtet wird die vom Central-Ausschuß für Innere Mission 1884 veröffentlichte Denkschrift „Die Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart“ (1884). Ihr Autor Theodor Lohmann vertrat darin ein profiliertes gesellschaftsreformerisches Konzept zur Bewältigung der sozialen Frage, für das er sich einsetzte und in massive Konflikte mit Bismarck geriet. Bismarck selbst hat die maßgeblich von ihm initiierte Sozialversicherungsgesetzgebung (Unfall-, Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung) als „praktisches Christentum in gesetzlicher Betätigung“ bezeichnet. In der vorliegenden Dissertation wird das Lohmannsche Profil eines anderen Modells von „praktischem Christentum in gesetzlicher Betätigung“ rekonstruiert. Untersucht werden außerdem die Beziehungen seiner gesellschaftsreformerischen Konzeption zur Verhältnisbestimmung von Innerer Mission, Sozialreform und staatlicher Sozialpolitik bei Ernst Friedrich Wyneken, Johann Hinrich Wichern, Victor Aimé Huber, Rudolf Todt, Gerhard Uhlhorn, Adolf Stoeker, Friedrich Naumann und dem Evangelisch-sozialen Kongreß.

Es war mir ein wichtiges Anliegen, Theodor Lohmanns religiöses und theologisches Profil als Motivation seines sozialreformerischen Handelns und seiner sozialpolitischen Konzeption zu rekonstruieren. In diesem Zusammenhang war gerade die Aufarbeitung seiner Prägungen und seiner Wirksamkeit im Hannoverschen Kontext entscheidend, um das Profil dieses protestantischen Sozialreformers herauszuarbeiten, etwa die ihn prägenden Einflüsse der konfessionellen Erweckungsbewegung und des Luthertums in Hannover, die Vermittlungstheologie Friedrich Lueckes und Friedrich Ehrenfeuchters in Göttingen, der spezifische Sozial- und Kulturprotestantismus seines Freundes Ernst Friedrich Wyneken in Hannover, Lohmanns Anteil an der hannoverschen Kirchenverfassungsgestaltung, seine Beteiligung bei der Entstehung des Evangelischen Vereins in Hannover sowie sein Zusammenwirken mit Gerhard Uhlhorn und Adolf Stoecker in unterschiedlichen Kontexten.

Theodor Lohmann gehört zu den wichtigsten neu zu entdeckenden sozialetischen Vordenkern im ausgehenden 19. Jahrhundert. Sein Modell einer gesellschaftlichen Diakonie hält auch für die heutigen Fragen nach der Zukunft des Sozialstaats und der Diakonie Orientierungsimpulse bereit.

Hans-Werner Scheuing

**„als Menschen gegen Sachwerte gewogen wurden“. Die Geschichte der Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache Mosbach/Schwarzacher Hof und ihrer Bewohner 1933-1945**

[1996], (*Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden 54*), Heidelberg 1997

Zielsetzung der Arbeit ist es, die „Geschichte von oben“ (Institution) durch eine „Geschichte von unten“ (Bewohner) zu ergänzen. Durch eine allgemein verständliche Sprache wendet sich die Dissertation zugleich an eine breite Öffentlichkeit. Die Auswertung mündlicher und schriftlicher Quellen werden miteinander verbunden. Vor allem die persönlichen Erinnerungen von Zeitzeugen und die Lebensbilder von schwerstbehinderten Menschen fordern zur Stellungnahme heraus, wenn auch in heutiger Zeit „Menschenleben gegen Sachwerte gewogen“ werden.

Die Arbeit gliedert sich in 10 Kapitel mit folgendem Inhalt: 1. Ziel der Arbeit, Stand der Forschung, Quellenlage, Methodik; 2. Kurzer geschichtlicher Überblick; 3. Alltagsleben in der Anstalt; 4. Wirtschaftliche Grundlagen; 5. Zwangssterilisation von Heimbewohnern; 6. Todestransporte 1940; 7. Umgang der Anstaltsleitung mit der Massenmordorganisation „T4“; 8. Medizinische Forschung an Heim-

bewohnern; 9. Todestransporte 1944; 10. Bilanz und Ausblick.

Der Vf. kommt zu dem Ergebnis: Der kirchlichen Einrichtung ist es nicht gelungen, in der Praxis ein Gegenmodell zur NS-Gesellschaft durchzuhalten. Die Verflechtung mit dem Staat und die Eigengesetzlichkeit der Institution waren stärker als die Solidarität mit den schwerstbehinderten Heimbewohnern. Die Anstalt hat das Dritte Reich „überlebt“, ein großer Teil ihrer Bewohner jedoch nicht.

Ursula Schoen

**Subsidiarität**

*Bedeutung und Wandel des Begriffs in der katholischen Soziallehre und in der deutschen Sozialpolitik. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung [1996], (Neukirchener Theologische Dissertationen und Habilitationen 13), Neukirchen-Vluyn 1997*

„Auch Ideen haben ihre Konjunktur, nicht nur die Wirtschaft“, meinte 1932 Gustav Gundlach SJ. Eine solche Konjunktur hat das in der katholischen Soziallehre beheimatete „Subsidiaritätsprinzip“ wiederholt erfahren. Dieser Grundsatz, erstmals in der Enzyklika „Quadragesimo anno“ (1931) ausformuliert, hat eine reiche und kontroverse Wirkungsgeschichte in vielen Bereichen entfaltet. Prägend wurde der Grundsatz vor allem für die deutsche Sozialgesetzgebung. Oswald von Nell-Breuning SJ, einer seiner maßgeblichen Interpreten, nannte ihn Grundsatz des „hilfreichen Beistands“, nach dem Hilfe so beschaffen sein soll, daß sie den Hilfebedürftigen so wenig wie möglich als hilfloses Objekt behandelt und ihn befähigt, als aktives Subjekt an der Befreiung aus seiner Notlage mitzuwirken.

Die historisch aufgebaute Arbeit zeichnet den Wandel der Aussagegehalte des Prinzips in der katholischen Soziallehre und in der deutschen Sozialpolitik und -wissenschaft nach. Zunächst wendet sich die Arbeit dem Subsidiaritätsprinzip in der Soziallehre zu. Dem Ansatz Nell-Breunings ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Anschließend geht es um das Prinzip als Grundsatz sozialen Handelns in der deutschen Sozialgesetzgebung bis 1961. Es folgt die Auseinandersetzung mit den evangelischen Stimmen zum Subsidiaritätsprinzip aus den sechziger und siebziger Jahren. Zum Schluß kommt mit der „neuen“ Subsidiarität seine programmatische Bedeutung für die jüngste Sozialpolitik und Sozialwissenschaft zur Darstellung.

Die Arbeit kommt zu dem Schluß, daß das Subsidiaritätsprinzip für jede gesellschaftliche Ordnung bedeutsam ist, die den einzelnen Menschen und seine Würde in den Mittelpunkt ihrer Regelungen stellt. Es sind jedoch Vorklärunngen notwendig, um aus diesem Grundsatz eindeutige Aussagen für die Regelungen gesellschaftlicher Zuständigkeitsfragen

ableiten zu können. Als Grundlage eines evangelischen Subsidiaritätsbegriffs werden die Ausübung von Verantwortung für sich und andere als Dimension der Personwürde des Menschen im engeren und des evangelischen Personverständnisses im weiteren herausgestellt. Drei Forderungen für die Zielsetzungen und Strukturen diakonischer Arbeit stehen am Ende der Untersuchung: Das Prinzip fordert, den Menschen und den Erhalt seiner Würde zum Ausgangspunkt und Maßstab allen diakonischen Handelns zu machen, die Partnerschaft der Diakonie mit den gesellschaftlichen Kräften, die dem einzelnen am nächsten stehen, und die Verteilung der sozialen Verantwortung bei optimalem Zusammenwirken zum Wohl des einzelnen.

Joachim Klieme

### **Ausgrenzung aus der NS-„Volksgemeinschaft“ – die Neuerkeröder Anstalten in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945**

*Eine diakoniewissenschaftliche Studie [1996/97], (Braunschweiger Werkstücke), Braunschweig 1997*

Zentraler Gegenstand der Untersuchung ist das Schicksal der Heimbewohner der Neuerkeröder Anstalten (seit 1989 Evangelische Stiftung Neuerkerode) in der Zeit des „Dritten Reiches“. Von der Gewaltausübung der NS-Herrschaft durch die Maßnahmenbereiche Zwangssterilisierung und „Euthanasie“ waren nach den Ergebnissen der Untersuchung 1934 bis 1945 insgesamt 289 der 520 in Neuerkerode lebenden Menschen betroffen. Staatliche Eingriffe in die Rechtsverhältnisse der zur Inneren Mission gehörenden Stiftung führten zu weitreichenden Veränderungen der internen Arbeits- und Lebensbedingungen und verstärkten somit den „sozialen Tod“, dem die Heimbewohner durch die NS-Herrschaft anheim fielen. Die Studie versteht die Geschichte der Neuerkeröder Anstalten von 1933 bis 1945 grundsätzlich als einen Teil der gesamten deutschen Sozialgeschichte und untersucht deshalb auch die in den Neuerkeröder Vorgängen wirksam gewordenen übergreifenden Zusammenhänge, insbesondere die bis in die sozialetischen Dispositionen der Inneren Mission hineinreichende Wirkungsgeschichte der biologistischen Bewertungsschemata des Sozialdarwinismus und deren Affinität zu dem völkisch-nationalen Akzent, von dem die Anstaltstheologie geprägt war. Der Aufbau der Studie folgt insgesamt dem verlaufsgeschichtlichen Schema und untergliedert sich in sechs Hauptteile: 1. Skizze der Schwerpunkte der Anstaltsentwicklung von ihrer Gründung 1868 bis zum Beginn des „Dritten Reiches“, darin vor allem die Bemühungen der Anstaltsleitung um einen Ausbau der Bildungsarbeit, aber auch um konzeptionelle Distanz von den gesellschaftspolitischen Intentio-

nen der Weimarer Republik, als deren Überwinder 1933 die beginnende NS-Herrschaft begrüßt wird.

2. Der NS-Maßnahmenbereich „Zwangssterilisierung“ im Gefolge des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, dem mindestens 101 Heimbewohner zum Opfer fielen. Ausführlich werden hierzu auch die vorausgegangenen rassenhygienischen Bestrebungen im Lande Braunschweig erhellt, die bis 1932 vorwiegend von sozialistischen Eugenikern getragen waren unter gleichzeitiger Ablehnung der rassistischen NS-Eugenik.

3. Die Gleichschaltung der Neuerkeröder Mitarbeiter im Rahmen des neuen nationalsozialistischen Verständnisses von „Arbeit für die Volksgemeinschaft“. Der Anstaltsleiter in seiner Funktion als „Betriebsführer“.

4. Die Neuerkeröder Anstalten unter dem Zugriff der NS-Herrschaft im Rahmen der mehrstufigen „Euthanasie“-Maßnahmen. Die Anstaltsleitung füllt die Meldebogen aus, praktiziert den in der Inneren Mission abgesprochenen „hinhaltenden Widerstand“, der sie im Gefolge ihrer Mitwirkung bei Selektionsprozessen dennoch in die NS-„Euthanasie“ verstrickt. Die Braunschweigische Landesregierung bemächtigt sich 1942/43 der Anstalt für katastrophenmedizinischen Bedarf der Stadt Braunschweig.

5. In sieben Transporten werden zwischen September 1940 und Februar 1945 insgesamt 180 Heimbewohner abtransportiert in staatliche Psychiatrieeinrichtungen (Wunsdorf, Hadamar, Uchtspringe, Königslutter), wo bis zum Ende der NS-Herrschaft 123 Heimbewohner Opfer der verschleierte Krankmordaktionen werden. Als umfangreichste Quelle für diesen Teil der Studie standen in großer Zahl erhaltene Krankenakten zur Verfügung.

6. Im Schlußkapitel werden die Ergebnisse der Untersuchung zusammengefaßt und einer theologischen Auswertung unterzogen.

Martin Kalusche

### **„Das Schloß an der Grenze“. Kooperation und Konfrontation mit dem Nationalsozialismus in der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische Stetten i.R.**

*[1996/97], (Diakoniewissenschaftliche Studien 10), Heidelberg 1997*

„Das Schloß an der Grenze“ nannten sie es jetzt dort. An der Grenze zwischen Macht und Ohnmacht, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Leben und Tod ... In kritischer Auseinandersetzung mit einem idealisierenden Geschichtsbild stellt der Autor die Frage nach Kooperation und Konfrontation mit dem Nationalsozialismus in der Anstalt Stetten und beantwortet sie in drei Schritten. Teil 1 der Studie gilt dem Anstaltsalltag im „Dritten Reich“, wobei deutlich wird, daß sich die Einrichtung der

Inneren Mission als integraler Bestandteil der NS-„Volksgemeinschaft“ verstand. Der Schwerpunkt der Arbeit (Teil 2) liegt auf den nationalsozialistischen Verbrechen an Menschen mit Behinderungen in der Anstalt Stetten. Während die (Zwangs-) Sterilisierung mit ausgesprochener Unterstützung durch die Anstaltsleitung vollzogen wurde, traf die Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ auf nicht geringen Widerstand. Doch wurden mehr als 328 Personen Opfer der „Euthanasie“, die Anstalt selbst wurde beschlagnahmt. Teil 3 versteht sich als ausführlicher Beitrag zur historischen Urteilsbildung. In ihm wird die Frage nach Widerstand und Schuld diskutiert, eine forschungsgeschichtlich bedeutsame Schrift Ludwig Schlaichs aus dem Jahre 1947 gewürdigt sowie der Bogen zu ethischen Herausforderungen der Gegenwart gespannt.

Mirjam Zimmermann

### **Geburtshilfe als Sterbehilfe?**

*Zur Behandlungsentscheidung bei schwerstgeschädigten Neugeborenen und Frühgeborenen. Medizinisch-empirische, juristische, philosophische Grundlagen, ethische Beurteilung und Folgerungen unter besonderer Berücksichtigung der Infantizidthesen von Peter Singer und Helga Kuhse [1997], Frankfurt a.M. u.a. 1997*

Der Umgang mit schwerstgeschädigten Neugeborenen wird sowohl von medizinischer als auch von juristischer und ethischer Seite kontrovers diskutiert. Im Rahmen dieser Arbeit wurden folgende Problembereiche aufgearbeitet.

1. Ethische Orientierung in einer konfliktiven Situation wie der Behandlungsentscheidung bei schwerstgeschädigten Neugeborenen erfordert ein Grundmodell, das zwischen einer präskriptiven Normenethik und einer deskriptiven Situationsethik sinnvoll zu vermitteln vermag. In der vorliegenden Arbeit wurde deshalb eine ‚integrative Verantwortungsethik‘, differenziert in ethische Grundlagen (theoretischer Diskurs) und anwendungsorientierte Entscheidungsfragen (praktischer Diskurs), als Grundrahmen ethischen Nachdenkens favorisiert.

2. Es wurde empirisch anhand von Fragebögen die Praxis der Behandlungsentscheidung dieser Kinder (Anencephale, schwere Form der Spina bifida, Trisomie 13 und 18 etc.) an deutschen Kliniken erfragt. Als Ergebnis ist ein auffällig uneinheitliches Bild festzustellen, eindeutig ist lediglich, daß über die Grenzen der Behandlungspflicht (Entscheidungsmodus und Kriterien) diskutiert wird und grundsätzlich eine selektive Behandlung stattfindet.

3. Der Umgang mit schwerstgeschädigten Säuglingen in der Geschichte wurde dargelegt und historische Begründungsmuster (genealogisch oder ontologisch) zur Rechtfertigung von Infantizid mit

heutigen verglichen. Dabei wurden erstaunliche Überschneidungen festgestellt.

4. Die Literatur zur rechtlichen Situation wurde aufgearbeitet. Die Fälle und Unterschiedlichkeit der zur Problemlösung vorgetragenen juristischen Aspekte zeigt, daß eine klare rechtswissenschaftliche Einschätzung des Problemfeldes und eine daraus resultierende klare gesetzliche Regelung des Bereichs nicht in Sicht ist.

5. Die Kindstötung wurde mit dem Schwangerschaftsabbruch aus embryopathischer Indikation verglichen. Dabei fiel eine extrem unterschiedliche moralische Bewertung auf, die sich kaum ethisch begründen läßt. Es wird deshalb in der Arbeit gefordert, ab dem Zeitpunkt der Lebensfähigkeit des Kindes eine schlüssige perinatale Ethik zu entwickeln.

6. Bezüglich des „sozialen Erlebens“ sind zwei Ergebnisse festzuhalten: Die erste Konfrontation mit einer sehr schweren Behinderung des eigenen Kindes ruft eine spontane Abwehr- und Verdrängungshaltung (oft Todeswünsche) hervor, die im weiteren Verlauf nicht mehr in dieser Deutlichkeit zu verzeichnen ist. Dies ist bezüglich der Entscheidungsinstanz und des Entscheidungszeitpunktes zu berücksichtigen.

Allerdings darf die enorme Belastung für Partnerschaft und Familie bei der Behandlungsentscheidung nicht ausgeblendet werden.

7. Eine Befragung von Oberstufenschülern zum Thema hat erwiesen, daß die Thesen Singers zum Infantizid durchaus der Meinungstendenz eines gewichtigen Prozentsatzes der jungen Bevölkerung und damit potentieller Entscheidungsträger entsprechen. Es gibt allerdings auch gewichtige Differenzen bezüglich der Begründungszusammenhänge.

8. Die Aufarbeitung ethischer Positionen zum Thema unter den Bereichen maximale, selektive Behandlung und Infantizid hat ergeben, daß die extremen Forderungen einer maximalen und minimalen Behandlung kaum mit der Realität vermittelbar sind.

Aufgefallen ist weiter die Vielschichtigkeit, teilweise sogar die Ambiguität der Kriterienauswahl, die gezeigt haben, daß jedwede Güterabwägung subjektivistisch ist, weil in keinem Fall wirklich die Gesamtkonsequenzen berücksichtigt werden können.

Der Argumentation der Utilitaristen, aufgrund der Nivellierung der Tun-Unterlassens-Differenz sei in bestimmten Fällen aktive Sterbehilfe ethisch gerechtfertigt, wird auf philosophischer und theologischer Ebene widersprochen.

9. Eine biblisch-theologische Orientierung insbesondere zum Menschenbild und Wert des Lebens zeigt, daß die Würde des schwerstbehinderten Neugeborenen extrinsisch in der Gottebenbildlichkeit verwurzelt ist. Die Behandlungsentscheidung mit ihren jeweiligen Folgen kann im Horizont der Glaubensgemeinschaft in einen Erfahrungs- und Verheißungszusammenhang eingebettet werden,

der die Tragik der Entscheidung mit den Dimensionen der Vergebung, Liebe und Hoffnung konfrontiert.

10. Abschließend wird im praktischen Diskurs eine gestaffelte Entscheidung nach verschiedenen genannten Kriterien im Einzelfall vorgeschlagen, deren theoretischer Rahmen durch die Pole der „Heiligkeit des Lebens als Mythos“ und einer „Ethik der Fremdheit“ vorgegeben wird.

York-Herwarth Meyer

### **Geschichte des Evangelischen (Reichs-)Erziehungs-Verbandes (EREV)**

*Zur Entstehung und Entwicklung eines diakonischen Fachverbandes [1997]*

Die organisatorischen Zusammenschlüsse und die Vernetzung diakonischer Arbeit in Regional- und Fachverbänden hat sich seit den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts schrittweise entwickelt und führt nicht nur bei Außenstehenden zu Irritationen, sondern auch in der Praxis zu Abgrenzungsproblemen in verschiedenen Arbeitsbereichen. So ist verständlich, daß in Zeiten knapper Kassen die inzwischen über 100 Fachverbände des DW auf Bundesebene kritisch betrachtet werden, ob sie einen sinnvollen Beitrag für die Diakonie leisten. Die Arbeit setzt sich daher zum Ziel, nach der Entstehung, Entwicklung und den Leistungen eines Fachverbandes zu fragen.

Sie ist gegliedert nach historischen Einschnitten der politischen, gesellschaftlichen und Diakoniegeschichte, die die evangelische Erziehungsarbeit (Jugendhilfe) in besonderer Weise beeinflusst haben. So dokumentiert die Gründungsgeschichte die Entwicklung von Initiativen zu Austausch und Zusammenschluß im Rahmen eines Prozesses der Expansion, Differenzierung und Professionalisierung der Arbeitsgebiete (auch aufgrund staatlicher Gesetzgebung und Förderung), die 1913 im Erziehungsamt der Inneren Mission mündete, dessen Entfaltungsmöglichkeiten durch den ersten Weltkrieg sehr begrenzt waren.

Für die Weimarer Epoche schildert die Arbeit die Gründung des Evangelischen Reichs-Erziehungs-Verbandes 1920 aus einer Abwehrhaltung gegen befürchtete Eingriffe und Übernahme der gesamten Jugendfürsorge durch die weltanschaulich neutrale Republik. Nach Weiterentwicklung und Differenzierung der Erziehungsarbeit kam es auch zur Verselbständigung von Arbeitsbereichen des EREV z.B. durch die Gründung der Evangelischen Schulvereinigung. Der Ausbau der Wohlfahrtsabteilung des C.A. führte außerdem zu Abgrenzungskonflikten mit dem EREV. Beschrieben werden auch die Rolle des Verbandes bei den Heimrevolten Ende der 20er Jahre und die Auswirkungen der Wirt-

schaftskrise und des Zusammenbruchs der Wohnungsbaugesellschaft „DEVAHEIM“, für die die Innere Mission als Bürge eintrat. Unter dem Vorzeichen dieser Krise wird das positive Zugehen auf den NS-Staat geschildert. Mit der gesamten Inneren Mission geriet auch der EREV in die Defensive angesichts der Allmachtansprüche des neuen Staates und in Auseinandersetzungen mit verschiedenen nationalsozialistischen Organisationen. Man bemühte sich, die Eigenständigkeit der Einrichtungen der Inneren Mission zu erhalten. Der Krieg bremste einerseits die Übernahmeaktivitäten der NS-Organisationen im Bereich der Jugendhilfe, andererseits setzten seine Auswirkungen den Verbandsaktivitäten und 1941 auch der Zeitschrift des Verbandes ein Ende.

Der im Dritten Reich erlittene Bedeutungsverlust des Verbandes setzte sich in der Nachkriegszeit – vor allem mangels hauptamtlicher Mitarbeitender und der fehlenden Möglichkeit zur ehrenamtlichen Mitarbeit aufgrund der Kriegsfolgen – fort. Während in der DDR die evangelische Jugendhilfe durch einen staatlichen Monopolanspruch zurückgedrängt wurde und sich der EREV schon bald faktisch auflöste, setzte im Westen erst in den 50er Jahren eine Konsolidierung der Jugendhilfe ein. Als wesentlicher Einschnitt für die Entwicklung der Jugendhilfe und der Verbandsarbeit des Evangelischen Erziehungsverbandes sind die 1969/70 stattfindenden Heimaktionen von Sympathisanten der Außerparlamentarischen Opposition zu nennen. Hier wurde auch die Verbandsarbeit stärker vereinfacht und aktiver gestaltet. Seit Mitte der 80er Jahre nahm der Verband einen weiteren Entwicklungsschub, der eine stärkere Einbindung der Kompetenz verschiedener Einrichtungen in die Arbeit des EREV brachte und gleichzeitig die Service-Funktion des Verbandes stärkte (Fortbildungen, Ausbau der Publikationen, diakoniepolitisches Engagement). Auch im Zusammenhang mit dem Hinzutreten der fünf neuen Länder wurde als Antwort auf den großen Handlungsbedarf beim Aufbau von Jugendhilfe in freier Trägerschaft die Arbeit ausgebaut.

Abschließend weist die Untersuchung auf die Vorteile (große Praxisnähe und Kommunikation mit den Mitgliedseinrichtungen oder -diensten und Verbänden, Aktivierung von fachlichem Potential, größere Flexibilität ...) hin, verweist jedoch mit Rückblick auf die Geschichte auch auf die Faktoren, die eine aktive Verbandsarbeit lahmlegen können (Fehlen nebenamtlichen Engagements in Krisenzeiten, Erlahmen der Aktivitäten bei fehlenden Kommunikationsmöglichkeiten, unzureichende Ausstattung der Geschäftsstelle, zu starke Beschneidung der Autonomie ...). Eine Problemanzeige bringt die Arbeit im Blick auf die Vereinbarung einer gesamt-diakonischen Ausrichtung mit den fachlichen Partikularinteressen, die ein Fachverband vertritt, und weist auf mögliche Veränderungen im Zusammen-

hang mit der Merkantilisierung der sozialen Arbeit im Rahmen der neuen Gesundheits- und Sozialgesetzgebung hin, die sich für die Verbandsarbeit ergeben könnten.

Friedrich Schmidt

### **Kindergarten als Nachbarschaftszentrum**

*Eine praktisch-theologische Feldstudie zur Gemeindeentwicklung unter besonderer Berücksichtigung von Kindern und Familien [1997]*

Mit fast 9.000 Einrichtungen in evangelischer Trägerschaft gehören Kindergärten in vielen Kirchengemeinden zum selbstverständlichen Bestandteil diakonisch-pädagogischer Arbeit vor Ort. Dennoch zählt dieses Arbeitsfeld zu den Stiefkindern der Praktischen Theologie. Dieser Forschungslücke widmet sich die Feldstudie „Kindergarten als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde“ durch die Auswertung von drei pfälzischen Projekteinrichtungen eines bundesweiten Modellversuches zur bedarfsgerechten „Weiterentwicklung evangelischer Kindertagesstätten“.

Im einzelnen geht es in der praktisch-theologischen Untersuchung vor allem um zwei Leitfragen: 1. Wie kann sich der Kindergarten weiterentwickeln, um den veränderten familialen Lebensbedingungen besser gerecht zu werden? 2. Was trägt diese bedarfsorientierte Weiterentwicklung des Kindergartens zur Gemeindeentwicklung bei? Diese Fragen werden anhand der konkreten Entwicklung des Modellprojektes in drei Kindergärten und ihren Gemeinden thematisiert.

Die Untersuchung ist so angelegt, daß zunächst der Kindergarten als Thema der Praktischen Theologie umrissen und verortet wird. Bei der methodischen Orientierung geht es um eine Näherbestimmung des Verhältnisses von Praktischer Theologie und Sozialwissenschaften im allgemeinen sowie Handlungsforschung im besonderen. Es folgt eine Skizze der historischen Entwicklung dieser Einrichtung und eine Diskussion theologischer Begründungsmodelle der Kindergartenarbeit. Der Begriff der Gemeindeentwicklung wird im Hinblick auf die zweite Leitfrage der Untersuchung aufgrund der gegenwärtigen theologischen Diskussionslage präzisiert.

Herausforderungen und Aporien gegenwärtiger kirchlicher Kindergartenarbeit, die den Hintergrund des Modellversuches bilden, sind Thema des zweiten Kapitels. Dazu zählen der Wandel der familialen Lebenslagen in Deutschland, die Fragen, vor denen evangelische Kindergärten als Teil der öffentlich-institutionellen Kinderbetreuung stehen, und die Herausforderungen von protestantischen Kirchengemeinden als Träger von Kindereinrichtungen. Die wichtigsten Aspekte veränderter Kindheit und El-

ternschaft werden unter Berücksichtigung sozialwissenschaftlicher Theorieansätze zur Deutung des familialen Wandels dargestellt.

Im dritten Kapitel kommen die Zielsetzungen und die organisatorischen Rahmenbedingungen des Modellprojektes im Kontext neuerer Tendenzen der Elementarpädagogik zur Darstellung. Konzeption und Methoden der wissenschaftlichen Begleitung als modifizierte Form von Handlungsforschung werden beschrieben und diskutiert. Der Leser und die Leserin können sich einen Überblick über die Fortbildungsveranstaltungen und die Phasen der Begleitung des Projektes verschaffen.

Das Zentrum dieser Untersuchung bilden in den Kapiteln vier, fünf und sechs die Fallstudien zum Verlauf des Modellversuches in einem verstädterten Dorf, der Hochhaussiedlung einer Industriestadt und einer Vorstadt. Zur Vergleichbarkeit orientieren sich die drei Längsschnittstudien in der Darstellung des lokalen Projektverlaufes an einem einheitlichen Phasenmodell. Komplettiert wird jede Fallstudie durch eine Analyse der lokalen Ausgangssituationen in Kindergarten, Kirchengemeinde und Gemeinwesen sowie den familialen Bedarfslagen und einer ausführlichen Evaluation der Ergebnisse des Modellversuches. Dies geschieht methodisch durch schriftliche Befragungen der beteiligten Eltern, Erzieherinnen, Pfarrern und anderen Gemeindeverantwortlichen sowie Interviews mit „Schlüsselpersonen“.

Im Schlußkapitel werden die Erfahrungen und Ergebnisse des Modellversuches im Hinblick auf die Leitfragen dieser Untersuchung gebündelt. Aus den in den Fallstudien entwickelten Erkenntnissen ergeben sich Perspektiven für den Kindergarten als Nachbarschaftszentrum. Dabei geht es insbesondere um die am familialen Bedarf orientierte Weiterentwicklung der Einrichtung und die Verbindung von Kindertagesstätte und Gemeindeentwicklung. Die Bedeutung von interfamilialen Kontakten, der Förderung von familialer Selbsthilfe und der Beteiligung von Eltern an Entscheidungsprozessen wird herausgestellt. Die Vernetzung des Kindergartens im Gemeinwesen, die Integration marginalisierter Menschen, die konzeptionelle Weiterentwicklung der Einrichtung sowie die Rolle der Kinder und der „Perspektivenwechsel“ sind weitere wichtige Themen. Im Hinblick auf die Kirchengemeinde stehen bei der Auswertung die Fragen von Aktivierung der Gemeinde für Kinder und Familien, Konflikten und Widerständen, Erneuerung der diakonischen Dimension von Gemeinde sowie bedarfsorientierter Gemeindeentwicklung im Mittelpunkt. Abschließend wird der Ertrag des Handlungsforschungsansatzes für die praktisch-theologische Forschungsmethodik gewürdigt und die Bedeutung des Kindergartens für die Kirchengemeinde herausgearbeitet. Im Anhang der Arbeit finden sich Diagramme zu ausgewählten Ergebnissen der durchgeführten Befragungen und der für die Evaluation verwendete Fragebogen.

## Anzeigen der Habilitationsschriften am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1993-97)

Gerhard K. Schäfer

### **Gottes Bund entsprechen. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis**

[1993], (*Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 5*), Heidelberg 1994

„Gemeinde und Diakonie“ – diese Wendung markiert den Entdeckungszusammenhang und den Problemhorizont der vorliegenden Untersuchung. Die Formel ist zunächst Ausdruck von Verlegenheit. „Gemeinde“ und „Diakonie“ sind als zwei Größen nebeneinandergestellt bzw. durch die Kopula „und“ einander zugeordnet, wobei die Art und Weise der Zuordnung in der Schwebelage bleibt. In der Wendung spiegeln sich gegenwärtige Tendenzen, wird Bezug genommen auf das, was hierzulande weithin der Fall ist: Die Brücken zwischen Gemeinde – insbesondere im Sinne der Ortsgemeinde – und institutionalisierter Diakonie sind brüchig geworden. Die Präsenz der Kirche(n) in unserer Gesellschaft ist mit gekennzeichnet durch die tendenzielle Abspaltung der Diakonie von der Gemeinde und deren relativ autonome Organisation als Diakonisches Werk bzw. Caritas-Verband. Diese gewiß groben und vergrößernden, aber im Kern unabweisbaren Problemanzeigen haben eine sich in den letzten Jahren intensivierende Diskussion um den Zusammenhang von Gemeinde und Diakonie sowie um die Verstärkung bzw. Wiedergewinnung der diakonischen Dimension der Gemeinde evoziert. Dieser Diskussionsprozeß signalisiert eine Suchbewegung, die in den Forderungen nach einer „*Diakonisierung der Gemeinde*“ und der „*Gemeindewerdung der Diakonie*“ sowie im Ruf nach einer ‚diakonischen Gemeinde‘ ihren programmatischen Ausdruck gefunden hat. Die Formel ‚diakonische Gemeinde‘ weist als theologische Kategorie auf Verheißung. Sie weist über die gegenwärtige Praxis hinaus auf neue Möglichkeiten und rückt die Gemeindepraxis in eine hoffnungsvolle Perspektive. Soll sich allerdings die Kategorie der diakonischen Gemeinde nicht als destruktives Ideal und als lähmendes Postulat entpuppen, sind die in der Leitkategorie enthaltenen Bestimmungen auf gegenwärtige volkscirchliche und gesellschaftliche Bedingungen und Herausforderungen hin zu explizieren und mit ihnen so zu vermitteln, daß ein Prozeß eröffnet wird, dessen Gegenstand und Ziel – in Betracht der Formel ‚Gemeinde und Diakonie‘ – die Bearbeitung und Abarbeitung des ‚und‘ ist.

Prima facie stößt die Kategorie ‚diakonische Gemeinde‘ auf breite Zustimmung. Bei näherem Zusehen freilich zeigt sich, daß in der gegenwärtigen Diskussion die Auffassungen darüber durchaus

strittig sind, wie die Programmformel inhaltlich zu füllen ist und welche Realisierungschancen ihr zugemessen werden können. Das Plädoyer für eine stärkere Integration von (Orts-) Gemeinde und Diakonie löst neben Zustimmung auch kritische Rückfragen und Skepsis aus.

Die Anfragen an die Programmatik der diakonischen Gemeinde weisen zugleich zurück auf kontroverse Füllungen und unterschiedliche Akzentuierungen der Formel ‚diakonische Gemeinde‘: Die Konturierung fällt unterschiedlich aus, je nachdem, ob die gegenwärtige Problematik der Volkskirche und der volkscirchlichen Gemeinden eher als Relevanzkrise oder als Identitätskrise entschlüsselt wird. Sie fällt unterschiedlich aus, je nachdem, wie elementare Gegensatzpaare bzw. Grundspannungen, mit denen unterschiedliche Momente oder alternative Auffassungen von Diakonie in Rede stehen, in den Blick genommen werden: Diakonie kann – erstens – als Kennzeichen der Binnenstruktur der Gemeinde identifiziert oder als Dimension der Sendung verortet werden. ‚Karitative versus soziale bzw. politische Orientierung der Diakonie‘ bezeichnet eine zweite Polarität, der das Gegensatzpaar ‚personelle versus strukturelle Hilfe‘ entspricht. Ein dritter Problembestand ist durch die Spannung ‚Spontaneität versus Institutionalität‘ angezeigt. Je nachdem, wie die Problemkreise Beachtung finden, ob die angedeuteten Momente als konstitutive Aspekte von Spannungen oder als alternative Orientierungen gedacht werden, ergeben sich unterschiedliche Perspektiven und Schwerpunkte diakonischer Gemeindepraxis. Angesichts unterschiedlicher Füllungen bedarf die Formel ‚diakonische Gemeinde‘ der Klärung.

Christliche Gemeinde vollzieht sich im Bezeugen eines Anderen. Die Dignität und die Verantwortung christlicher Gemeinde erwachsen daraus, daß sie die Geschichte *des* Gottes bezeugt und zu bezeugen hat, dessen erwählende Zuwendung dem gilt, was vor der Welt töricht und schwach, gering und verachtet ist (vgl. 1. Kor 11,27 f.). ‚Diakonie‘ erweist sich in diesem Zusammenhang als Dimension kirchlichen und christlichen Handelns, als Kennzeichen und Gestalt des Tuns der Gemeinde in seiner ganzen Weite und Tiefe: „mit ihrem Zeugnis *dient* sie Gott und *dient* sie den Menschen“. Im engeren Sinne läßt sich Diakonie verstehen als Praxis des Beistands zum Bestehen des Lebens im Licht des Evangeliums. Dieses elementare Verständnis fokussiert einerseits Diakonie auf die mit der Lebbarkeit des Bestehens unter den Bedingungen der Geschichte gegebenen Nöte und Bedürfnisse hin. In heuristischer Perspektive erscheint es andererseits offen genug, um unterschiedliche Phänomene in den Blick zu bekommen und relevante Sachver-

halte sowie Prozesse nicht von vornherein auszugrenzen.

Im Licht der vorläufig skizzierten Problem- und Aufgabenstellungen ist mit den folgenden Untersuchungsschritten der Versuch unternommen, einige reale Entwicklungen und Faktoren sowie theologische Diskussionsprozesse darzustellen, die in bezug auf ein Denken, das unterwegs ist zu einer Praxistheorie diakonischer Gemeinde, in besonderer Weise relevant erscheinen. Im I. Teil sollen geschichtliche Linien von der Reformation bis in unsere Gegenwart hinein in exemplarischer Weise rekonstruiert werden. Es geht dabei vornehmlich um die Darstellung theologischer Reflexionszusammenhänge einerseits und praktischer Realisierungsansätze andererseits. Daß dieser Teil relativ ausführlich ausfällt, hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß in der gegenwärtigen Debatte um die diakonische Gemeinde geschichtliche Tiefendimensionen und Paradigmen, die seit der Reformation ausgebildet worden sind, nur am Rande Beachtung gefunden haben. Im II. Teil wird zunächst versucht, im Sinne einer Annäherung an die gegenwärtige Gemeindepraxis Tendenzen und Problemkreise zu markieren und damit die Wendung ‚Gemeinde und Diakonie‘ weiter zu deklinieren. Die folgenden Ausführungen zielen darauf, Fragestellungen namhaft zu machen, die helfendes Handeln im sozialstaatlichen Kontext sowie angesichts der Paradoxien der Moderne zum Gegenstand haben. Damit soll zumindest ansatzweise die unabdingbare Aufgabe beleuchtet werden, Gemeindepraxis im Zusammenhang gesellschaftlicher Entwicklungen und Herausforderungen wahrzunehmen. Der sich anschließende Abschnitt ist der Darstellung exemplarischer neuerer praktisch-theologischer Konzeptionen des Gemeindeaufbaus bzw. der Gemeindepraxis gewidmet. Auf dem Hintergrund der vorausgehenden Untersuchungsschritte soll danach gefragt werden, wie diakonische Anliegen in neueren Entwürfen der Gemeindepraxis zur Geltung gebracht werden. Im Sinne einer perspektivischen Bündelung suchen die Überlegungen des III. Teils Elemente eines Orientierungsrahmens zu bezeichnen für eine Praxis im Unterwegs zu einer diakonischen Gemeinde, für eine Praxis mithin, die ihr Kennzeichen durch die Entsprechung zu Gottes gnädigem Bund gewinnt. Daß mit den Schlußüberlegungen lediglich einige Bausteine umrissen werden, daß der angedeutete Rahmen weiter ausgeformt und auf spezifische Problemstellungen hin konkretisiert werden müßte, ist mir deutlich bewußt. Entsprechendes gilt für die insgesamt verfolgte Intention, geschichtliche, systematisch-theologische, empirische und sozialwissenschaftliche Aspekte und Faktoren konstruktiv aufeinander zu beziehen. Erscheint die Aufgabe der Vermittlung unterschiedlicher Aspekte im Rahmen praktisch-theologischer Theoriebildung geboten, so kann diese Vermittlung angesichts der Komplexität der damit verbundenen Problemstellungen hier nur

sehr ansatzweise geleistet werden. Das Stichwort „Studien“ markiert einerseits den Versuch, unterschiedliche Zugänge zu einer diakonischen Gemeindepraxis zu erhellen, und deutet andererseits darauf hin, daß die in Rede stehenden Aufgabenstellungen einer vertiefenden Bearbeitung in breit angelegter inter- und intradisziplinärer Zusammenarbeit bedürfen.

Klaus Müller

### **Diakonie im Dialog. Von der sozialen Verantwortung im Gespräch zwischen Judentum und Christentum [1997]**

Im wissenschaftlichen und auch ökumenisch-kirchlichen Diskurs um das Verständnis von Diakonie zeichnet sich je länger je deutlicher die Überzeugung ab: Die Frage nach Begründung und Profilierung diakonisch-sozialer Verantwortung kann und soll nicht sozusagen „monologisch“ oder „monophon“ abgeleitet und beantwortet, sondern in der Grundsituation eines Gesprächs – „dialogisch“ – gestellt und bearbeitet werden. Im Ansatz wird die christliche Theologie in dieser Untersuchung in einem Beziehungsfeld zum Judentum verstanden. Demgemäß kommt dann auch das Anliegen der Diakoniewissenschaft – dem nachzusinnen, was *theologisch* begründet mit sozialer Verantwortlichkeit gemeint sein könne – und die Klärung ihrer Grundlagen entscheidend *im Gespräch zwischen Judentum und Christentum* in den Blick. Als Gesprächspartner der christlichen Diakoniewissenschaft kommt dezidiert das *klassische Judentum* zum Zuge und damit im Kern jene nachbiblisch sich ausbildende rabbinische Überlieferung, die bis heute den zentralen formgebenden Faktor jüdischer Religion darstellt. In der Systematik des Aufbaus der Studie wird versucht, den Weg eines dialogischen Prozesses nachzuempfinden und nachzugehen.

Systematische Priorität im Dialogprozeß (Gesprächsteil A) gehört der *judaistischen Explikation* der wichtigsten Traditionen sozialer Verantwortung im klassischen Judentum. Die judaistisch-traditionsgeschichtliche Explikation verläuft in *vier* Sinnabschnitten:

Abschnitt I der Explikation widmet sich den *praktischen Konkretionen* klassischer Liebeswerke in der rabbinischen Literatur – zunächst dargestellt am „Kanon“ der sechs *chässäd*-Erweise: Gastfreundschaft, Großziehen von Waisen, Hineinführen der Brautleute, Krankenbesuch, Bestatten der Toten und Trösten der Trauernden. Komplementär dazu erscheint dann die Reihe von elf Taten der *tsedaqa*: Speisung der Armen, Kleiden der Nackten, Auslösung der Gefangenen, Aufnahme der Fremden, Aussteuer für die mittellosen Bräute und Vorsorge für die Witwenschaft, Rechtsschutz für die Waisen,

Sorge um Wohnraum, Lebensunterhalt für die ältere Generation und die Bereitstellung einer Lebensgrundlage für die jüngere Generation, Versorgung der Schwachen und Kranken sowie die Armenbergnisse.

Abschnitt II wendet sich einer ersten Klärung der rabbinischen Grundbegrifflichkeit zu: Begrifflich-terminologisch spannt sich die Thematik der Sozialverantwortung im rabbinischen Judentum entscheidend zwischen den Topoi *gemilut chassadim* und *tsedaqa* – Erweise der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit.

Die Abschnitte III und IV der Explikation sind parallel strukturiert und eruieren zum einen die *theologische Begründungsstruktur* und zum anderen die *ethische Profilierung* klassischer rabbinischer Sozialtraditionen im Zeichen der beiden Grundworte *chässäd* und *tsedaqa*. Die jeweils vier Kapitel in beiden Abschnitten stellen – je auf ihrer Argumentationsebene – die Grundfragen nach dem Verständnis des sich erbarmenden und gerechten Gottes, des Menschen als dem Gegenüber Gottes, der Bundes-Gemeinschaft bzw. der Bundes-Verantwortung sowie der Perspektive des kommenden Heils und arbeiten die hier jeweils angelegten theologisch-metaethischen Prinzipien (Abschnitt III) bzw. die sozialetischen Entsprechungen in der Profilierung verantwortlichen Handelns (Abschnitt IV) heraus.

Im elementarisierten Dialoggeschehen korrespondieren Wort und Ant-Wort. Im Duktus der Unterredung erhält der Gesprächsteil B nun das Wort zu einer *diakoniewissenschaftlichen Vergewisserung* des Gehörten. Es wird historisch-phänomenologisch und begrifflich-systematisch entfaltet, welchen Zugewinn eine Öffnung der Diakoniewissenschaft auf die jüdischen Sozialtraditionen hin für die Grundlegung und Profilierung der Diakonie haben kann.

Die *diakoniewissenschaftliche Vergewisserung* korrespondiert mit dem gedanklichen Duktus der vier Abschnitte aus der judaistischen *Explikation* des ersten Teils. In der Verarbeitung der Impulse aus dem Gespräch mit dem Judentum ist das christliche Verständnis der Diakonie *vierfach* zu ihrer Sache gerufen:

Auf der phänomenologischen Ebene werden unter dem Stichwort *Praktische Konkretionen* Berührungspunkte faktischer Gestaltung von Nächstendienst im Judentum und im Christentum bezeichnet. Exemplarisches Untersuchungsfeld sind hier die motivischen Bezüge zwischen den – in etwa kontemporär überlieferten – klassischen Liebeswerken im rabbinischen Judentum und in der altkirchlichen Diakonie.

Unter der Formel *Begriffliche Orientierung* geht es zunächst um eine Präzisierung des Diakonie-Begriffs in besonderer Hinsicht auf die traditionsge-schichtlich-konzeptionelle Interdependenz von *diakonía*, *gemilut chassadim* und *tsedaqa*. Hier wird das Hervorwachsen des neutestamentlich-frühchristlichen *diakonia*-Topos aus dem griechisch-schreibenden Judentum gezeigt und für das christliche Diakonieverständnis theologisch bewertet.

Auf der Ebene *sozialetischer Profilierung* soll zum Zuge kommen können, was sich als eines der profiliertesten Momente jüdischer Sozialtradition erweist: Die in der *Explikation* herausgearbeitete Konvergenz und Interdependenz von „Recht“ und „Erbarnten“ im Begriff von *tsedaqa* als Bundesverhalten einerseits und zwischen den beiden Grundtermini *tsedaqa* und *chässäd* andererseits soll nun für den Bereich christlichen Diakonieverständnisses fruchtbar gemacht werden. Der Diakonie wird zugemutet, sich der Frage nach dem „Recht des Nächsten“ (Erik Wolf) zu stellen, jenseits des Spontan-Karitativen ein „Recht auf Nächstendienst“ zu formulieren. Ausgehend von den Befunden in der jüdischen und der frühchristlichen Tradition wäre die Einsicht in eine Diakonie im Kraftfeld von Erbarnten und Recht neu einzuholen.

Auf dem Felde *theologischer Grundmotivik* wird auf theologisch-metaethischer Ebene danach gefragt, welche Konturen sich für eine christliche Grundlegung der Diakonie im Kontext eines Gesprächs mit dem Judentum ergeben könnten. Die *Explikation* jüdischer Quellen zeigt breit gefächerte Beziehungsstrukturen der Sozialthematik zum Gesamten der Substanz theologischer Tradition. Soziale Verantwortung findet Grund und Orientierung sozusagen allenthalben „zwischen“ Schöpfung und Erlösung. In einer christlichen *Vergewisserung* gebührt gerade einer möglichen „inklusiv-theologischen“ Einbindung von Diakonie besondere Aufmerksamkeit. Mehr und mehr werden Elemente etwa der Schöpfungslehre, der Bundestheologie oder der Eschatologie für den Diakoniediskurs fruchtbar gemacht. Bereits Johann Hinrich Wichern hatte in den Überlegungen zu seinem berühmten Gutachten über die Diakonie (1856) „mit der *ganzen* Offenbarung“ auf die Frage der Diakonie zu antworten gesucht und der Diakoniewissenschaft einen inklusiv-theologischen Weg „in die Tiefen der Gottheit“ gewiesen, „um in die Tiefen der Menschheit ... einzudringen.“ Jüdischerseits läßt sich das *Sabbatmotiv* als theologisches Integral auch der Sozialtraditionen identifizieren. Wie eine *christliche Diakonie im Horizont des Sabbath* entworfen werden könnte, ist in einer ersten vorläufigen Linienführung angedeutet.

## Vorstellung einiger in Vorbereitung befindlicher Dissertationen (Arbeitstitel)

Martin Beckord

### **Das Ehrenamt und die Herausforderung der Unternehmensführung von sozialwirtschaftlichen Unternehmen. Untersuchungen zu Fragen der adäquaten Beteiligung ehrenamtlicher Mitarbeiter in Organen diakonischer Unternehmen**

*Untersuchungsfeld:* Sozialwissenschaftliche Unternehmen in der BRD mit Spitzenverbandszugehörigkeit zum Diakonischen Werk.

*Untersuchungsrichtung/vorläufige Fragestellungen:*

- Klärung eventueller Veränderungen ehrenamtlicher Organfunktionen in der Schnittstelle zu professionellem Unternehmensmanagement.
- Werden in den betreffenden Einrichtungen (und in deren kirchlichem Umfeld) Veränderungen wahrgenommen im Hinblick auf die Frage eines adäquaten Einsatzes ehrenamtlicher Mitarbeiter in Leitungsgremien? Werden Probleme offenbar? Wird ein auf Ehrenamtlichkeit bezogener Handlungsbedarf sichtbar?
- Untersuchung der Veränderungen von Rahmenbedingungen und deren Konsequenzen für ehrenamtliche Ausübung von Organfunktionen.
- Verliert die ehrenamtliche Ausübung von Leitungshandeln an Bedeutung bei zunehmender Notwendigkeit der Berücksichtigung komplexer „Sachzwänge“, die ein hohes Maß an Professionalität erfordern?
- Sind Korrelationen zwischen der Bedeutung von Ehrenamtlichkeit und der Bedeutung von Kirchlichkeit für das Profil eines diakonischen Unternehmens feststellbar?
- Was trägt Ehrenamtlichkeit aus im Blick auf das Erreichen der Unternehmensziele?
- Gibt es Handlungsfelder, in denen ehrenamtliche Mitglieder spezifische Impulse in die Organarbeit einbringen können?
- Welche Gründe werden genannt, die ausschlaggebend dafür sind, daß bestimmte Leitungs- und Aufsichtsfunktionen im Ehrenamt wahrgenommen werden sollen.
- Gibt es einen Zusammenhang zwischen ehrenamtlichem Engagement in den Trägerorganen und dem Umfang von bürgerschaftlichem Engagement in den betreffenden Unternehmen?
- Welche Faktoren rufen in den befragten Unternehmen Entscheidungserschwernisse und Konflikte durch die Stellung Ehrenamtlicher hervor?
- Sind Änderungen in der Satzung/Verfassung der Rechtsträger vorgenommen worden oder beabsichtigt mit dem Ziel, Ehrenamtlichen eine veränderte Stellung zuzuweisen?
- Werden die Ehrenamtlichen als Gewähr oder als

Gefährdung für die ökonomische Stabilität des Unternehmens gesehen?

- Welche Maßnahmen können genannt werden, um die Fachkompetenz der Ehrenamtlichen zu sichern bzw. zu verbessern?
- Wie werden motivationspsychologische und –soziologische Aspekte berücksichtigt, um den Beitrag Ehrenamtlicher zu sichern und zu optimieren?
- Die Beteiligung von Ehrenamtlichen in Trägerorganen mag der Zielsetzung entsprechen, u.a. die Kirchlichkeit diakonischer Unternehmen zu gewährleisten. Wo besteht hinsichtlich des Ehrenamtes die Gefahr, daß diese Zielsetzung verfehlt wird, da sie keine wirkliche Bedeutung für die Praxis hat, aber die Handlungsfähigkeit der Managementorgane mitunter erheblich behindern kann?
- Wie kann das Ehrenamt Brückenfunktion zwischen kirchlichem Umfeld und diakonischem Handeln in freier Rechtsträgerschaft übernehmen?
- Wie beurteilen die Beteiligten (ehrenamtliche und professionelle Organmitglieder) die Möglichkeiten einerseits und die Grenzen andererseits für eine ehrenamtliche Arbeit in Trägerorganen?

*Zu den Methoden:*

- Aufarbeitung einschlägiger Literatur.
- Erhebung mittels eines Fragebogens, der zu entwickeln ist. – Die Befragung richtet sich an Personen, die sich als Haupt- und Ehrenamtliche im Management ausgewählter Einrichtungen befinden.
- Strukturierte und teilstrukturierte Interviews im weiteren Umfeld der Befragung, z.B. bei Funktionären von Spitzen- und Fachverbänden oder auch bei Diakoniebeauftragten im Kirchenkreis.

Martin Bach

### **Verantwortung für die urbanisierte Gesellschaft. Der Faith in the City-Prozeß im Rahmen der sozialen Verantwortung der Church of England**

Der Vorgang der Verstärkung mit seinen problematischen Implikationen bildet eine der wesentlichen Dimensionen der gegenwärtigen sozialen Wirklichkeit. In den altindustrialisierten Gebieten Europas hat die Krise der klassischen Industrien der urbanen Krise einen entscheidenden Aspekt hinzugefügt. Es entstanden innerstädtische Brennpunkte, deren Bewohner in mehrfacher Hinsicht benachteiligt sind.

Die Church of England hat auf diese Herausforderung mit dem Bericht „Faith in the City. A Call for Action by Church and Nation“, der im Jahre 1985 erschienen ist, reagiert. Dieser Bericht hat einen bemerkenswerten Prozeß in Gang gesetzt, der bis heute andauert. Die Gestaltung der Lebenswelt in

den Innenstädten wurde zu einem der zentralen Themen des theologischen Nachdenkens und der sozialen Verantwortung in Großbritannien.

Insbesondere mit diesem Bericht und seinen Wirkungen soll sich die Arbeit auseinandersetzen. Sie wurde durch die Mitarbeit am ökumenischen Forschungsaustausch zur diakonisch-sozialen Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß angeregt, den das Diakoniewissenschaftliche Institut durchgeführt hat und führt eine Abschlußarbeit vom Wintersemester 1993/94 weiter.

In einem ersten Schritt wird nach historischen Perspektiven gefragt werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Aspekten des Verhältnisses zwischen der Church of England und der städtischen Industriearbeiterschaft im Laufe der Geschichte des anglikanischen sozialen Denkens. Nach einem Blick auf zeitgenössische Entwürfe zur Theologie der sozialen Verantwortung im anglikanischen Raum sollen die wesentlichen Determinanten des Faith in the City-Berichts betrachtet werden.

Einen weiteren Schwerpunkt wird die Einordnung der aus dem Bericht entstandenen Initiativen und Projekte in den Zusammenhang der diakonisch-sozialen Arbeit der Church of England bilden.

Astrid Giebel

### **„Die Diakonie im Bund Evangelisch-Freikirchlicher (Baptisten- und Brüder-) Gemeinden in Deutschland (BEFG) unter besonderer Berücksichtigung der Zeit nach 1945“**

Als am 25. Juli 1945, einen Monat vor der Gründung des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland in Hephata / Treysa (27.-31.8.1945), in Wiedenest die Leitung des BEFG die „Bruderhilfe“ als Hilfswerk der 1941 zu einem freikirchlichen Bund zusammengeschlossenen Baptisten- und Brüdergemeinden ins Leben rief, schuf sie damit nur den organisatorischen Rahmen für ein informell schon seit längerem bestehendes Hilfesystem, in dem über Grenzen von Gemeinden hinweg obdachlos Gewordene untergebracht, Güter geteilt, verwaiste Kinder aufgenommen und Flüchtlinge beherbergt wurden. Nötig wurde die „Bruderhilfe“ insbesondere dadurch, daß die 40.000 Mitglieder (mit Kindern und Angehörigen aus dem Freundeskreis etwa 100.000 Personen) der jenseits der Oder/Neiße gelegenen Gemeinden (1/3 aller Bundesgemeinden, meist Baptistengemeinden) sich auf der Flucht befanden und 1/3 der Gemeindegebäude im übrigen Deutschland völlig oder zum großen Teil zerstört waren. Die Geschichte der Bruderhilfe, die zunächst von den (insbes. Brüder-) Gemeinden des BEFG, bald auch von skandinavischen, britischen, schwedischen und Nord- und Südamerikanischen Baptisten- und Brüdergemeinden getragen wurde, Aufbau, Organisation und Umfang der Bruderhilfe,

Arbeitszweige, die aus der ihr hervorgingen (Kirchlicher Wiederaufbau, Suchdienste, Waisenhäuser und Kindererholungsheime, Flüchtlingsbetreuung in Lagern und Bunkern, Spendenverteilung, Sozialwerke mit Flüchtlingsheimen, Lehrlingsheimen, Mädchenheimen, Studentenheimen, Kindergärten, Studentenspeisungen an den Universitäten Göttingen, Tübingen, Hamburg und München, Alten- und Kinderspeisungen, Auswandererdienste...), sind Gegenstand der gegenwärtigen Untersuchung sowie die Kooperation der Bruderhilfe mit anderen freikirchlichen Hilfswerken im Freikirchlichen Zentralausschuß, dessen Zusammenschluß mit dem Hilfswerk der Evangelischen Kirche zum „Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland“ und die Verbindung der Bruderhilfe zum Weltkirchenrat, zur Baptist-World-Alliance, War Relief Commission, dem Overseas Relief Committee, CRALOG u.a. Spezielle Fragestellungen, die die Studie begleiten, sind die nach theologischen Begründungen für diakonisches Handeln und gesellschaftspolitischen Ansätzen innerhalb des BEFG, dem Verhältnis von Mission und Diakonie, der Beziehung von Gemeindediakonie zur Mutterhaus- und Einrichtungsdiakonie, Ansätzen zu einem Diakonat innerhalb des BEFG insbesondere in der Nachkriegszeit und dem Spezifikum und Proprium freikirchlicher Diakonie (unter Einbeziehung der Diakoniegeschichte seit den Anfängen der Baptisten- und Brüdergemeinden in Deutschland und gegenwärtiger Entwicklungen im BEFG). Nachdem von landeskirchlicher Seite (Johannes Michael Wischnath, „Kirche in Aktion. Das Evangelische Hilfswerk 1945-1957 und sein Verhältnis zu Kirche und Innerer Mission“, Göttingen 1986) und methodistischer Seite (Jörg Kibitzki, Zwischen Restauration und Erneuerung. Die Bischöfliche Methodistenkirche in Deutschland von 1945-1968, Stuttgart 1990; Ulrike Schuler, Missionsarische Aufbrüche in Gesellschaftlichen Umbrüchen. Bislang unveröffentlichte Dissertation zur Geschichte der Evangelischen Gemeinschaft, 1997) erhellende Forschungsergebnisse vorgelegt wurden, trägt diese Arbeit hoffentlich dazu bei, eine weitere Forschungslücke zu schließen.

Christine Heekeren

### **Auf dem Weg zu einer diakonischen Unternehmenskultur. Das Profil diakonischer Einrichtungen mit einer exemplarischen Darstellung der Evangelischen Stiftung Volmarstein und ihrer Unternehmenskonzeption**

Die Diakonie ist als ein wesentlicher Träger der Freien Wohlfahrt in die Krise des sozialen Wohlfahrtsstaates einbezogen. Durch die tiefgreifenden Veränderungen der Rahmenbedingungen und Ressourcen diakonischer Arbeit und den Wandel sozialer wie gesellschaftlicher Werte, ist die Identität

diakonischer Unternehmen in eine Krise geraten, die ein Umdenken in der Konzeption diakonischer Arbeit erforderlich macht. Das diakonische Profil ist gefragt.

Um als Diakonie der Kirche, als Arbeitgeber und als ein Anbieter unter mehreren auf dem Markt der Dienstleistungen wahrgenommen zu werden, müssen die Einrichtungen der Diakonie angesichts der sich verändernden Rahmenbedingungen ihr Profil stärker herausarbeiten. Reaktionen auf die neue Situation zeigen sich bereits in mehreren Einrichtungen in der Formulierung von Unternehmensgrundsätzen oder -philosophien.

Die Autorin vertritt die These, daß, ausgehend von der jeweiligen Philosophie eines diakonischen Unternehmens, aus dem Konzept der diakonischen Kultur als Sinnvermittlung ein diakonisches Profil wachsen kann. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist das Problem der Unternehmenskultur in den Diakoniewissenschaften bisher weitgehend unbeachtet geblieben. Das bedeutet, die Praxis kann nicht auf Theorien zurückgreifen, an denen sie sich bei der Bewältigung der Probleme orientieren kann. Es besteht in der Praxis aber offensichtlich ein Bedürfnis nach einer systematischen Aufbereitung der Thematik.

Im Rahmen dieser Arbeit soll versucht werden, einen Beitrag dazu zu leisten, die Diskussion um das diakonische Profil transparent zu machen und durch einen unternehmenskulturellen Ansatz voranzubringen. Dazu ist es notwendig, auf benachbarte Wissenschaftsbereiche zurückzugreifen und diese so zu transformieren, daß sie für die diakonische Praxis nutzbar gemacht werden können. Dabei soll der Graben zwischen Kirche (und Theologie) und Diakonie nicht mit Apologetik, sondern mit einer inhaltlichen und grundsätzlichen Neubesinnung auf theologisch-diakonische Aussagen beantwortet werden. Vorschläge, wie diakonische Einrichtungen ihre Konzeption theologisch und humanwissenschaftlich auch in der Zukunft verantwortlich gestalten können, werden damit in dieser Arbeit aufgezeigt.

Volker Herrmann

### **Martin Gerhardt (1894-1952) – der Historiker der Inneren Mission. Leben und Werk**

Die Diakoniegeschichte hat im letzten Jahrzehnt einen enormen Aufschwung erlebt. Das 150jährige Jubiläum der organisierten Diakonie in Deutschland profitiert von diesem Umstand. Die Analyse der gegenwärtigen Praxis und die Gewinnung neuer Perspektiven diakonisch-sozialer Arbeit können durch die Einbeziehung der historischen Hintergründe an Profil gewinnen. Dabei gilt es, die Geschichte der „Erfolge“ ebenso zu berücksichtigen wie die Phasen des Scheiterns. Beides kann noch heute –

bewußt oder unbewußt – Einfluß auf Entscheidungen ausüben. Selbstvergewisserung ist in diesem Zusammenhang überaus sinnvoll.

Die Forderung nach Berücksichtigung der Diakoniegeschichte stammt von Johann Hinrich Wichern und ist so alt wie die neuzeitliche Diakonie. Ihre Blütezeit erlebte die historische Aufarbeitung diakonisch-sozialen Handelns jedoch vor allem im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts, verbunden mit dem Namen Martin Gerhardt. Er ist der Pionier des Archivwesens der Inneren Mission, der Grundlage jeglicher historischen Diakonie-Forschung. Seine Biographien Johann Hinrich Wicherns, Theodor Fliedners und Friedrich von Bodelschwinghs d.Ä. sind nach wie vor Standardwerke, die noch keinerlei ebenbürtige Nachfolger gefunden haben. Dasselbe gilt für seine Geschichte des Central-Ausschusses für die Innere Mission, die vor nun bald 50 Jahren zum 100jährigen Jubiläum der Vorgängerinstitution des Diakonischen Werkes der EKD erschien. In der Dissertation geht es darum, erstmals Leben und Werk dieses Historikers der Inneren Mission darzustellen.

Kim Ok-Soon

### **Ekklesiologische und gesellschaftlich-politische Ansätze von Diakonietheorien in ihrer Bedeutung für die presbyterianische Kirche in Korea**

In Korea stehen sich liberale und konservative Gruppen der Kirche besonders schroff gegenüber. Hierbei haben der Schamanismus und das Wirken der protestantischen Missionare aus Amerika das Gemeindeleben sicherlich grundlegend geprägt. Durch den Einfluß der Missionare ist der Charakter der Theologie in Korea bis heute stark konservativ-fundamentalistisch geprägt. Deshalb tendiert der Charakter des Glaubens zur unpolitisch-jenseitigen Frömmigkeit. Der Glaube der Gemeinde prägt nicht die Gemeinschaft, sondern die einzelnen.

Die meisten ekklesiologischen Ansätze haben das Problem der Dichotomie nicht überwunden, die Kirche und Welt voneinander trennt. Dadurch wird in der koreanischen Kirche das Wesen der Kirche ohne Beziehung zur Welt und zur Gesellschaft verstanden. Es fehlt eine sinnvolle Synthese von starkem Engagement in der Gemeinde und weltweiter Offenheit.

Die koreanische Kirche setzt sich aus einzelnen Personalgemeinden zusammen. Diese einzelnen Gemeinden haben sich mit großer Kraft ihrer Entwicklung und ihrem Wachstum gewidmet. Seit der Industrialisierung in den 60er Jahren veränderte sich die Gesellschaft Koreas schnell und von Grund auf. Dies führte zu einer Spaltung in Reiche und Arme, Starke und Schwache, die sich in Ober- und Unterschicht gegenüberstehen. In dieser Zeit wuchsen die einzelnen Gemeinden zwar sehr rasch an,

spielten jedoch keine große Rolle als diakonische Gemeinden. Sie existierten nur im Hinblick auf sich selbst und nicht für ihre Nächsten. Die Kirche in Korea als die Gemeinschaft der Jünger Christi hat die Verantwortung für die gesellschaftlichen Probleme übersehen.

Um die Kirche zu erneuern, muß man sich dessen bewußt sein, daß die wahre Kirche ohne Diakonie nicht existieren kann. Im Hinblick auf diese Entwicklung wurde in den 80er Jahren gefordert, die auf Einzelfallhilfe beschränkte christliche Liebestätigkeit um die soziale Dimension zu erweitern. Demgemäß muß sich das Bewußtsein der Gemeindepastoren und der Gemeindeglieder einem neuen Verständnis von Diakonie öffnen. Bisher konnte über den Begriff Diakonie kein einheitlicher Nenner gefunden werden.

Die Struktur des Pfarramtes soll insgesamt erneuert werden, um einen effektiven Dienst leisten zu können. Die kirchliche Sozialverantwortung sollte nicht allein an das Pfarramt gebunden werden, sondern auch im Rahmen der Ortsgemeinde und größerer kirchlicher Regionen dadurch wahrgenommen werden, daß die amtlichen Verantwortungsträger in ihren Gemeinden und mit ihren Gemeinden Zellen und Strukturen sozialer Verantwortung in die Gesellschaft hineinbauen.

Es zeigt sich die Notwendigkeit einer theologischen Erforschung der Diakonie. Die Untersuchung analysiert kritisch die Situation der koreanischen Gemeinden, ausgehend von den diakonischen Theorien Paul Philipps und Heinz-Dietrich Wendlands, um zu einer Neuausrichtung und einem Neuaufbau der Gemeinden zu gelangen.

Im ersten Teil der Arbeit werden die theologischen Ansätze Philipps für die Diakonietheorie unter historischen, systematischen und biblischen Aspekten dargestellt. Diese Diakonietheorie wird danach im Lichte der Ekklesiologie beleuchtet, da die von Christus ausgehende Diakonie ein Strukturprinzip der Gemeinde ist. Dieses Prinzip soll als Lebensform zunächst unter Gemeindegliedern gestaltet werden. Darüber hinaus soll diese Lebensform in bezug auf die Praxisfelder in der Gesellschaft, dem Staat und der Welt ausgedehnt werden.

Im zweiten Teil wird die gesellschaftlich-politische Diakonietheorie Wendlands dargestellt. Im Gegensatz zu Philipps versucht er, ein alternatives Konzept diakonischer Theologie im Rahmen seiner Theologie der Gesellschaft zu entfalten. Die dienende Gesamthaltung der Kirche geht über die Gemeinde hinaus, so daß Diakonie eine Position zwischen Kirche und Welt – zwischen Kirche und moderner Gesellschaft – gewinnt. Wendland entwickelt die Theologie der Diakonie für die Gestalt kirchlichen Handelns in der Gesellschaft korrelativ zur Sozialethik. Somit sollen zunächst die sozialetischen Ansätze Wendlands im Rahmen seiner diakonischen Theologie dargestellt werden. Danach wird auch diese Diakonietheorie im Licht der Ek-

klesiologie beleuchtet. Letztlich wird seine gesellschaftlich-politische Diakonie in bezug auf die Theologie der Gesellschaft untersucht.

Im dritten Teil wird der diakonische Gemeindeaufbau der Presbyterianischen Kirche in Korea mit Aspekten von Philipps und Wendlands Diakonietheorie erwogen. Es wird versucht, die Diakonie in geschichtlichen Linien von der Aufnahme der Botschaft bis in unsere Gegenwart zu definieren und typologisch zu analysieren. Vor allem soll der calvinistische Presbyterianismus dargestellt werden, da die koreanische presbyterianische Kirche in der calvinischen Tradition wurzelt, wobei der Ekklesiologie und Amtslehre Calvins besondere Bedeutung zukommt.

Zuletzt werden Philipps und Wendlands Impulse zum Aufbau der koreanischen Gemeinden ausgewertet und es wird auf die zukünftige Diakonie in Korea geblickt. Es wird versucht, echte Diakonie als Aufgabenstellung der Gemeinde innerhalb der Gemeinde und darüber hinaus in der Gesellschaft zu verankern.

Lee Seung-Youl

### **Die Geschichte der Diakonie in den protestantischen Kirchen Koreas und Perspektiven für eine Erneuerung des diakonischen Anliegens dort – Eine Fallstudie zur P.C.K.**

Der Verfasser dieser Arbeit, ein koreanisch-presbyterianischer Pfarrer (P.C.K.), unternimmt in seiner Arbeit den Versuch, die Geschichte der Diakonie in den koreanischen protestantischen Kirchen darzustellen. In der geschichtlichen Darstellung der Diakonie analysiert der Verfasser die wichtigen diakonischen Begriffe, Handlungen, kirchlichen Einstellungen, theologischen Hintergründe und Probleme sowie entscheidende Defizite der diakonischen Entwicklung der Kirche.

Obwohl die protestantische Kirche Koreas eine kurze Missionsgeschichte (von 1884 bis zur Gegenwart: 113 Jahre) hat, war ihr Kirchenwachstum sehr schnell und stark. Die Zahl der Christen hat weit über 12 Mio. erreicht, das entspricht 25 % der Bevölkerung von Süd-Korea. Aber in bezug auf ihre diakonische Aufgabe und Verantwortung entwickelte sie sich tatsächlich mangelhaft. Vielfältige Einflüsse wirkten sich als Hindernis des diakonischen Verantwortungsbewußtseins der Christen aus, so etwa die Prägungen durch die traditionellen Religionen wie Schamanismus, Buddhismus, Konfuzianismus und Taoismus, durch konservativen und fundamentalistischen Evangelikalismus, den Einfluß der Missionare und der Missionspolitik, außerdem die auf die Einzelgemeinde zentrierte und denominationsegoistische Tendenz sowie die Kirchenspaltung.

Die Arbeit gliedert sich in fünf Hauptteile:

1. Die Aufnahme des Christentums und die diakonische Mission der frühen Missionare (1876-1906).
2. Die frühe protestantische Kirche und die Diakonie Koreas unter der japanischen Kolonialherrschaft (1907-1945): Pfarrer Kil Sun-Ju (1896-1935) und Diakonie.
3. Die Diakonie der koreanischen protestantischen Kirche nach der Unabhängigkeit (1945-1969): Pfarrer Han Kyung-Chik (\* 1902) und Diakonie.
4. Die Diakonie der Industrialisierungszeit (1960-1992): Pfarrer Kim Jin-Hong (\* 1941) und Diakonie.
5. Die Diakonie der gegenwärtigen protestantischen Kirche Koreas und Perspektiven für eine Erneuerung der Diakonie am Beispiel der P.C.K.

Der Verfasser beleuchtet die diakonischen Gedanken und Handlungen dreier herausragender Pfarrer der koreanischen protestantischen Kirche: Kil Sun-Ju, Han Kyung-Chik und Kim Jin-Hong. Pfarrer Kil Sun-Ju war 1907 einer der koreanischen Kirchenleiter unter der japanischen Kolonialherrschaft. Pfarrer Han Kyung-Chik ist ein diakonischer Gemeindepastor, dessen presbyterianische Gemeinde (Youngnak) sich zu einer vorbildlichen diakonischen Gemeinde durch seine Seelsorge an vielen Flüchtlinge, Kriegswaisen und Witwen im Kriegszeitraum nach der koreanischen Unabhängigkeit entwickelte. Pfarrer Kim Jin-Hong ist Pfarrer, der von der Industrialisierungszeit bis zur Gegenwart seine presbyterianische Gemeinde (Hwalbin) auf die armen Leute und vielfältig Hilfsbedürftige ausrichtete.

Ende der 80er Jahre begann die koreanische Kirche, ihre diakonische Aufgabe und Verantwortung mit starkem Interesse zu konkretisieren. Dafür braucht sie diakoniewissenschaftliche Forschung zur Geschichte der Diakonie, zur Theorie und diakonischen Praxis, zur diakonischen Ausbildung der diakonischen Mitarbeiter/innen, Theologen und Pastoren. Der Vf. möchte mit dieser Arbeit zur Erneuerung und Entwicklung der Diakonie in den koreanischen protestantischen Kirche beitragen.

Diana Lipps

### **Gemeinde in Diakonie und Mission. Das Verhältnis von Diakonie und Mission in der Theologie Zinzendorfs und in den Anfängen der Herrnhuter Brüdergemeine**

Die Arbeit baut auf eine Abschlußarbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut auf, die sich mit den Anfängen der Herrnhuter Mission unter Zinzendorf (dargestellt an den Missionsgebieten: Westindische Inseln, Grönland, Nordamerika) befaßte.

Zum Verständnis des diakonischen und missionarischen Wirkens der Brüdergemeine ist die Beschäftigung mit dem Denken des Reichsgrafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf unabdingbar. Seine Person hat Herrnhut grundlegend geprägt.

Auch die Entstehungsgeschichte der Brüdergemeine zeigte Wirkungen auf das Handeln der Geschwister. Die sich herausbildenden Strukturen in Herrnhut fanden ihren Niederschlag in den Missionsgebieten, und der hohe Anteil mährischer Geschwister war gerade in den Anfangsjahren prägend. Die Arbeit will die Grundzüge der Missionstheorie und -theologie Zinzendorfs herausarbeiten und ihren praktischen Niederschlag im Handeln der Geschwister auf ausgewählten Missionsgebieten verfolgen. Da die Herrnhuter Mission nicht am Anfang der evangelischen Missionsgeschichte steht, werden ihre spezifischen Leistungen gegenüber evangelischer Missionsarbeit vor Herrnhut erkennbar. Die Theologie der Diakonie Zinzendorfs soll in ihren wesentlichen Punkten erarbeitet und durch ihre gemeindlichen Konkretionen, die diakonischen Strukturen in Alt-Herrnhut ergänzt werden. Dabei ist zu fragen, welche Elemente der Tradition Zinzendorf zur Kenntnis nahm, so daß sie sich für die Diakonie Herrnhuts prägend erwiesen. Besondere Bedeutung wird der Verhältnisbestimmung von Diakonie und Mission zukommen – einmal in der Theologie Zinzendorfs, zum anderen im Leben und Wirken der Geschwister auf den Missionsfeldern.

Christoph Mehl

### **Reich-Gottes-Arbeit. Der Augsburger Textildirektor Ernest Mehl (1836-1912) als Wegbereiter der Gemeinschaftsbewegung**

#### A. Zur Biographie

Direktor Ernest Mehl ist noch zu Lebzeiten als sozialer Unternehmer und als Gründer eines Diakonissenmutterhauses über sein Wirkungsumfeld hinaus bekannt geworden, wenngleich diese Erwähnungen eher marginaler Art waren und aufgrund ihrer Ungenauigkeit das Lebenswerk Mehls in Vergessenheit geraten ließen. Nach Vorarbeiten des Verf. zur Biographie (Christliches Unternehmertum und Diakonie, Diakoniewissenschaftliche Diplomarbeit, Heidelberg 1992, und: Die Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen der Augsburger Kammgarnspinnerei; in: Th. Strohm/J. Thierfelder, Diakonie im Deutschen Kaiserreich, Heidelberg 1995), haben weitere umfangreiche Quellenfunde eine völlige Neubestimmung der Rolle Mehls als eines engagierten Mitarbeiters der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung (1888 ff.) möglich gemacht. Der Gliederung der Arbeit entsprechend, können drei Bereiche genannt werden, in denen seine Initiativen bis heute nachwirken:

1. Ernest Mehl wurde zum Gründer von vorbildlichen Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in seiner Firma, der Augsburger Kammgarnspinnerei. Vom Fabrikbad über Unterstützungskassen bis zum Kindergottesdienst für Arbeiterkinder wurde unter

seiner Regie ein dichtes Netz innerbetrieblicher Sozialleistungen geschaffen.

2. Als Gründer und Leiter der „Augsburger Gemeinschaft“ (1894-1904) wurde Ernest Mehl zu einem der Wegbereiter der Gemeinschaftsbewegung. Mit einer Vielzahl von Vortragsreihen und Evangelisationsveranstaltungen bemühte sich die Gemeinschaft um den „Aufbau des Reiches Gottes“.

3. Als ein „Reich-Gottes-Werk“ verstand Ernest Mehl auch den Ankauf und Ausbau der Hensoltshöhe (Gunzenhausen/Franken) als Erholungsheim und Diakonissenmutterhaus. Von der Hensoltshöhe aus wirkte Ernest Mehl für die Verbreitung der Gemeinschaftsbewegung im nördlichen Bayern. Mit der projektierten Überschrift dieser Dissertation – „Reich-Gottes-Arbeit“ – ist das Hauptanliegen der religiösen Anschauungen und praktischen Ziele Ernest Mehls wiedergegeben: Die Gemeinschaft derer, die sich als „entschiedene Christen“ verstanden, wurde für ihn im Laufe seiner biographischen Entwicklung zum Standort einer religiösen Existenz, die ganz auf die Arbeit für das Reich Gottes ausgerichtet war. Mehls Einsatz für die Ziele der Gemeinschaftsbewegung erhielt eine radikale Dynamik durch die Vorstellung, daß die in der Gegenwart bereits anbrechenden endzeitlichen Kämpfe die kompromißlose Entscheidung für das Reich Gottes fordern. Heftige Konflikte mit der Landeskirche waren damit verbunden; der endgültige Bruch konnte jedoch vermieden werden.

B. Zum diakoniegeschichtlichen Ansatz der Arbeit  
Der Stand der Forschung zur Geschichte der Gemeinschaftsbewegung ist kurz so zu charakterisieren, daß besonderes Augenmerk auf die insgesamt wegbestimmenden theologischen Konferenzen, auf die grundsätzliche Orientierung an den Beschlüssen des leitenden Gnadauer Verbandes und auf die theologischen Vorstellungen der prägenden und führenden Persönlichkeiten gelegt wurde. Die Geschichte der praktischen Arbeiten der Gemeinschaften, in denen Laien seelsorgerischen, missionarischen und diakonischen Dienst taten, ist noch nicht geschrieben. Hier kann diakoniegeschichtliche Forschung durch ihr besonderes Interesse an der Erforschung des *sozialen Wirkens christlicher Laien in Kirche, Diakonie und Gesellschaft* eine Lücke schließen. Die in Kap. II der Arbeit unternommene *Verhältnisbestimmung von Gemeinschaftsbewegung und „sozialer Frage“* zeigt, welche besonderen Leitvorstellungen die Gemeinschaftsbe-

wegung und ihre *Diakonie* prägten: Hier ist einerseits eine kritische Neubestimmung diakonischer Praxis, der Versuch einer Lösung aus institutioneller Erstarrung zu beobachten, andererseits aber ist festzustellen, daß eine theologische (eschatologisierende und subjektivierende) Engführung dazu führte, daß die gesellschaftliche Realität, die „soziale Frage“, nur als missionarische Gelegenheit wahrgenommen wurde.

Martin Michel

### **Paradigmenwechsel in der kirchlich-diakonischen Altenhilfe**

*Die Neuordnung diakonischer Altenhilfe nach Einführung des sozialen Pflegeversicherungsgesetzes. Am Beispiel der 1859 gegründeten kirchlichen Stiftung „Ev. Stift Freiburg“ als einer typischen Komplexeinrichtung der kirchlich-diakonischen Altenhilfe*

Die Dissertation soll aus der Innensicht des Ev. Stifts Freiburg – als einer typischen Komplexeinrichtung der kirchlich-diakonischen Altenhilfe – die vor allem durch das soziale Pflegeversicherungsgesetz geforderte Neuordnung der bundesdeutschen Altenhilfe als Fallstudie aufzeigen und die aktuellen und tendenziellen Auswirkungen aus theologischer, rechtlicher, wirtschaftlicher und organisatorischer Perspektive reflektieren sowie einen Beitrag in der Suche nach der zukünftigen Ausgestaltung diakonischer Altenhilfe leisten.

Gliederung (skizziert): Kapitel 1-2: Einleitung. Problemstellung, Forschungsstand, methodologische Vorüberlegungen, Theologische Einleitung.

Kapitel 3-6: Darlegung des Paradigmenwechsels; Schema „bisher-jetzt“ mit Fallbeispielen, Exkursen und zusammenfassender Reflektion aus rechtlicher, betriebswirtschaftlicher, organisatorischer, qualitätssichernder, theologischer Sicht.

Kapitel 7: Theologische Beurteilung und Beschreibung alternativer Modelle; Reflektion, was in der neuen Situation theologisch sinnvoll und richtig erscheint; Stichworte wie: Abkehr von der Wirtsfunktion und Rückkehr des Samaritaners, neue Modelle diakonischer Altenhilfe, neue Balance zwischen Haupt- und Ehrenamt, Emanzipation der Träger und Konsequenzen für den Bedarf an Verbandspolitik und -strategie u.a.m.

Kapitel 8-9: Anlagen und Literaturverzeichnis.

## Vorstellung in Vorbereitung befindlicher Habilitationsschriften (Arbeitstitel):

Arnd Götzelmann

### **Seelsorge als Diakonie. Aufgaben spezialisierter Seelsorge in Krankenhaus, Psychiatrie, Behindertenhilfe, Strafvollzug und anderen Kontexten. Kurzbeschreibung eines Forschungsprojektes**

Das Forschungsvorhaben will die grundlegenden und aktuellen Fragen und Probleme des Zusammenhangs von Seelsorge und Diakonie anhand von ausgewählten Handlungsfeldern spezialisierter Seelsorge in einem problemorientierten Zugang erheben. Dabei gilt es auch den systematischen Ort der Seelsorge zwischen kirchlicher Verkündigung, diakonischer Praxis und psychosozialer Beratungsarbeit, bzw. – in ökumenisch-theologischem Kontext – zwischen diakonia, martyria, leiturgia und koinonia, zu klären.

Seelsorge wurde seit den Zeiten der alten Kirche und des Mittelalters immer wieder als Beicht- und Verkündigungshandeln verstanden. Seit Oskar Pfisters „Analytische(r) Seelsorge“ (1927), sicher seit Joachim Scharfenbergs psychoanalytischer Deutung des Falles der „Gottliebin Dittus“ und Dietrich Stollbergs Dissertation „Therapeutische Seelsorge“ (1969) wurde die Seelsorge stärker der psychotherapeutischen Praxis zugeordnet und somit als „beratende Seelsorge“ durch die moderne Seelsorgebewegung neu geprägt. Immer jedoch hat Seelsorge auch diakonische Aspekte impliziert und soziale Ziele mitverfolgt. Schon Dietrich Bonhoeffer hatte in seinen Finkenwalder Seelsorgevorlesungen (1935-39) den Begriff „diakonische Seelsorge“ eingeführt und ihre Zuordnung zur „kerygmatischen“ oder verkündigenden Seelsorge später weiter modifiziert (Ethikfragmente 1940/41).

Diakonische Formen hatte die Seelsorge bereits in der Herrnhuter Brüdergemeine Mitte des 18. Jahrhunderts angenommen, wo das gesamte Gemeindeleben in seelsorglichen Gruppen, die durch seelsorgliche Ämter unterstützt wurden, geordnet war. Im Horizont ihres diakonalen Paradigmas bestand historisch gesehen dann seit dem 19. Jahrhundert eine enge Beziehung zwischen Innerer Mission und Seelsorge in dem Sinne, daß die Innere Mission als seelsorgerliche Funktion der Kirche gelten konnte. Die Zuordnung der Inneren Mission zur Diakonie reicht ebensowenig aus wie die Unterordnung allen kirchlichen Handelns unter den Primat der Wortverkündigung. Innere Mission war genauso wie unsere heutige Diakonie mehr als Seelsorge. Umgekehrt fand bzw. findet Seelsorge nicht nur in Innerer Mission bzw. Diakonie statt, auch wenn aus den Reihen der Inneren Mission beachtliche seelsorgliche Neuerungen, wie zu-

nächst etwa die Gefängnis- und zuletzt die Telefonseelsorge, hervorgingen.

Rekurriert man jedoch auf die Tradition der Inneren Mission im Gefolge Johann Hinrich Wicherns, so kann die moderne Seelsorge mit Karl Janssen (1965)<sup>1</sup> vor Verengungen, wie dem Verbalismus, der Spiritualisierung, der Privatisierung, der Pfarrerzentrierung, der Überprofessionalisierung sowie der Subjekt-Objekt-Spaltung in der seelsorglichen Beziehung, bewahrt werden. Gegen solche Tendenzen hatte das Wichernsche Konzept einer freien, vereinsmäßigen und voluntaristischen Inneren Mission, die zugleich die materiellen und die geistig-sittlich-geistlichen Massennotstände in einer umfassenden Reform des sozialen und individuellen Status bekämpfte, wesentliche neue Impulse gesetzt. Im Sinne der Inneren Mission war Seelsorge – und hier hat sie heute wieder aus der Geschichte und im Kontext ihres diakonalen Paradigmas zu lernen – ein auf die Reform, auf die innere Erneuerung und Durchdringung der Gesellschaft gerichtetes Geschehen, ein in der Gesellschaft und auf die zu erneuernde Gesellschaft hin sich ereignendes Handeln.

Dietrich Rössler löste mit der Zuordnung von Diakonie und Seelsorge in seinem „Grundriß der Praktischen Theologie“ (1986) eine neue Debatte aus, die von Henning Luther u.a. kritisch fortgeführt wurde. Rösslers Einordnung beider Handlungsfelder in die theologische Enzyklopädie unter der Rubrik des „privaten Christentums“, das sich an den Einzelnen wendet, ist – zu Recht – nicht unwidersprochen geblieben. Seine Verhältnisbestimmung von Seelsorge und Diakonie jedoch bleibt weiterhin zu diskutieren. Diakonie nämlich sei in zwei Formen historisch aufgetreten, einmal als Fürsorge im Rahmen der Inneren Mission bzw. Diakonie außerhalb der verfaßten Kirche und zum anderen als Seelsorge im Kontext pastoraler Praxis. Seelsorge ist nach Rössler ein Sonderfall der Diakonie. Diakonie umfaßt heute drei fundamentale Aufgabenbereiche, nämlich Zuwendung für Menschen in leiblicher, seelischer und sozialer Not. Seelsorge als auf das seelische Leiden bezogene Diakonie läßt sich im Sinne eines holistischen Welt- und Menschenbildes nicht von der leiblichen und sozialen Fürsorge trennen. Wird Diakonie zum Oberbegriff der Seelsorge und diese zum Spezialfall jener, so sind neue Fragen bezüglich des Eigentümlichen der Seelsorge und ihrer Einordnung in eine praktisch-theologische Enzyklopädie aufgeworfen. Im Sinne Henning Luthers wird man fragen müssen, wie eine Seelsorge zu denken und praktizieren sei, die allein auf das individuelle Seelische bezogen wird, die sozialen und leiblichen Kontexte menschlichen Lebens jedoch vernachlässigt.

In neueren theologischen Publikationen wird die Beziehung zwischen Seelsorge und Diakonie immer wieder hergestellt, und zwar auf durchaus unterschiedliche Weise. Im „Handbuch der Praktischen Theologie“ hg. v. Peter C. Bloth u.a. sind Seelsorge und Diakonie eng zusammengebunden und werden – dem Ansatz Rösslers nicht unähnlich – als Doppeltthema unter dem verbindenden Paradigma des Hilfshandelns jeweils in den drei Handbuchteilen „der Einzelne/die Gruppe“, „Gemeinden“ und „Gesellschaft und Öffentlichkeit“ abgehandelt. Auf katholischer Seite sind es akademische Lehrer wie Heinrich Pompey und Isidor Baumgartner, die Seelsorge und Caritas auf neue Weise in Korrelation bringen. Baumgartner etwa führt in seiner Pastoralpsychologie (1990) den Begriff der „diakonisch-heilenden“ oder „diakonisch-therapeutischen“ Seelsorge unter dem leitenden Beispiel der johanneischen Emmaus-Geschichte ein und diskutiert sie im ökumenischen Horizont der Paradigmen diakonia, leiturgia, martyria und koinonia. Er sieht in einer diakonischen Seelsorge geradezu die Voraussetzung für gelingende Verkündigung: „Wenn solche Erfahrungen therapeutisch-diakonischen Helfens in der Gemeinde fehlen, wenn also kaum Gesprächsbegleitung in den Krisen und Ausweglosigkeiten des Lebens vorkommt, dann verlieren Verkündigung und Gottesdienst ihre Basis.“ (125) In der neuesten Publikation zur Seelsorge von Klaus Winkler (1997) wird unter der Themenstellung „Neue systematisch-theologische Einbindung der Seelsorge“ auch das Verhältnis von Diakonie und Seelsorge skizziert. Winkler stimmt Rösslers Ansatz zu, der es erlaube, Seelsorge auch als einen wesentlichen Teil des sozialen Dienstes der Kirche zu verstehen und ihr so eine gesellschaftspolitische Dimension zuzuschreiben. Sein Fazit lautet: „Der geistig-seelische Bereich und der körperlich-soziale Bereich sind auf den einzelnen Handlungsfeldern der Seelsorge ... nicht ohne nachteilige Folgen zu isolieren.“ (215) Grundlage für diesen ganzheitlichen Zugang ist nicht zuletzt die biblisch-christliche Anthropologie. Winkler zeigt vier Bereiche auf, in denen ein ganzheitlicher, dialektischer Konnex zwischen Seelsorge und Diakonie besteht: „eine Dialektik zwischen Wort und Tat“, „eine Dialektik zwischen Initiative und Organisation“, „eine Dialektik zwischen christlich-kirchlich und sozialstaatlich verantworteten Maßnahmen gegenüber Notlagen und deren Bewältigung“, „eine Dialektik zwischen einer diakonischen Hilfe vor Ort und einer weltweiten Hilfe an notleidenden Bevölkerungsgruppen“ (217). Auch die soeben erschienene Bibliographie zur evangelischen Seelsorgelehre und Pastoralpsychologie zusammengestellt und herausgegeben von Martin Jochheim (1997) führt die Rubrik Diakonie und Seelsorge mit 20 Belegstellen von Wichern bis Rauchfleisch. Die Bibliographie ist eine Fundstelle für zahlreiche Spezialfragen und -formen der Seelsorge und kann, trotz ihrer eigenwilligen Systeme-

matik, als gutes Hilfsmittel für das Forschungsprojekt dienen.

Die kirchlichen Mitgliedschaftsstudien der vergangenen fünfundzwanzig Jahre (Wie stabil ist die Kirche?, Was wird aus der Kirche?, Fremde – Heimat – Kirche u.a.) haben empirisch erhoben, daß die Menschen in erster Linie seelsorgliche Zuwendung und karitative Hilfen von ihrer Kirche erwarten. Dieser Tatbestand verdeutlicht, daß die Seelsorgelehre unter den anderen Aufgabengebieten der akademischen Praktischen Theologie und der kirchlichen Praxis stärkeres Gewicht gewinnen muß und sich nicht von Homiletik, Religionspädagogik oder Liturgik an den Rand drängen lassen darf. Vielmehr wird es zukünftig von Relevanz sein, die Poimenik in Theorie und Praxis weiter zu profilieren. Das kann m.E. heute nur im engen Zusammenhang mit der Diakonik geschehen. Denn seelsorgliches Handeln wird, sei es in der kirchlichen Gemeindegarbeit oder in der Telefonseelsorge, sei es durch Pfarrer/innen, Diakon/innen oder Ehrenamtliche, sei es in diakonischer Beratungsarbeit oder religiöser Seelsorge, gegenwärtig weithin als selbstloser Dienst der Kirche am Menschen und – bis auf wenige Ausnahmen – nicht als „missionarische Gelegenheit“ verstanden. Zudem hat die Diakonie in ihren freien Organisationen und Vereinen und auch in ihren kirchlichen Diakonischen Werken die Bedeutung der Seelsorge als genuines Merkmal christlicher sozialer Arbeit sowie den ganzheitlichen Zusammenhang von Fürsorge und Seelsorge erkannt. Deshalb sorgt sie – hier aufwendiger, dort sparsamer – stets für seelsorgliche Angebote in ihren Einrichtungen der Alten-, Behinderten-, Jugend-, Kranken- und sonstigen sozialen Hilfe und für Seelsorge an Mitarbeitenden. Seelsorge erfährt heute folglich bezüglich ihrer Trägerschaft und ihres konzeptionellen Ansatzes bei der ganzheitlichen Begleitung von Menschen – insbesondere bei der zu beobachtenden, verstärkten Situationsbezogenheit und ehrenamtlichen Durchführung gerade neuer Seelsorgeformen im Bereich der Telefonseelsorge oder der Hospizbewegung – zunehmend eine Wandlung vom pastoralen und ekklesialen zum diakonalen Paradigma.

Der methodische Ansatz dieses Projektes wird in einer multidisziplinären Zugangsweise bestehen. Dazu gehören Literaturrecherchen über den Stand der derzeitigen Fachdiskussion ebenso wie quantitative und qualitative Erhebungen zu den gegenwärtigen seelsorglichen Angeboten. Eine präzise Zusammenschau der speziell für Seelsorge eingerichteten Stellen und vorhandenen Initiativen und Organisationen mit besonderem Fokus auf ihre Trägerschaft im aufgefüllten Angebot kirchlich-diakonischer und psychosozialer Praxis in Deutschland ist dringend erforderlich. Darüber hinaus sind die Konzeptionen und Ziele, die Methoden und Rahmenbedingungen der betr. Seelsorgefelder deutlich zu machen. Schließlich sollen Menschen,

die Seelsorge in Anspruch nehmen, nach ihren Erfahrungen mit der und ihren Erwartungen an die Seelsorge befragt werden.<sup>2</sup> Denn zu einer diakonisch verstandenen Seelsorge gehört unweigerlich das Axiom der Betroffenenorientierung.

Die Publikation der Forschungsergebnisse soll sowohl der Schulung Lernender in Sachen Seelsorge dienen als auch den Diskurs unter Experten in Seelsorge und Diakonie, Praktischer Theologie und Gemeindepraxis voranbringen. Die Auswahl der speziellen Handlungsfelder wird einerseits nach ihrer kirchlich-diakonischen Relevanz geschehen, die sich etwa in der Quantität dafür speziell eingerichteter Seelsorgestellen oder im Umfang der publizierten Literatur widerspiegelt, andererseits sollen besonders Seelsorgefelder mit Nähe zum diakonalen Paradigma genauer inspiziert werden. Dadurch fallen Spezialzweige wie etwa die Militär- oder Soldatenseelsorge weg.

Es gilt in diesem Forschungsvorhaben, speziell auch innovative Formen spezieller Seelsorge zu untersuchen und darzustellen, wie etwa die im Aufbau befindliche Notfallseelsorge, neue Angebote etwa der Seelsorge im Internet oder in sog. City-Kirchen. Die Studie will damit einen Beitrag zur Neugestaltung kirchlich-diakonischer Praxis in der sich funktional ausdifferenzierenden Gesellschaft leisten und nach dem theologischen, ekklesialen, diakonalen und gesellschaftlichen Ort von Seelsorge in der Zukunft fragen.

#### Anmerkungen:

- 1 Karl Janssen, Die Innere Mission als seelsorgerliche Funktion der Kirche, in: Seelsorge als Lebenshilfe, Studien zu Fragen der Praktischen Theologie, FS Walter Uhsadel zum 65. Geburtstag, hg. v. Helmut Harsch, Heidelberg 1965, 211-221.
- 2 Vgl. dazu meinen Aufsatz: Eine neue Seelsorgestudie aus der Psychiatrie. Ihre Bedeutung im Kontext anderer empirischer Untersuchungen zur Akzeptanz der Seelsorge, in: Praktische Theologie 32 (1997), 294-302.

Renate Zitt

### **Armut als Herausforderung diakonisch-sozialen Handelns im städtischen und kommunalen Kontext. Herausforderungen – geschichtliche Entwicklungen – Perspektiven. Ein diakoniewissenschaftliches Forschungs- und Habilitationsprojekt**

#### *1. Armut als aktuelle Herausforderung für die soziale Stadt und Kommune*

Die Frage nach dem diakonisch-sozialen Handeln und seinen Organisations- und Kooperationsformen im Kontext der sozialen Stadt<sup>1</sup> ist in der gegenwärtigen prekären Lage des Sozialstaats von besonderer Bedeutung, denn die finanzielle Krise sowie der Umbau und der Abbau des Sozialstaats wirkt sich insbesondere auf kommunaler Ebene aus. Die mas-

senhafte Aktualisierung von Existenzrisiken kulminiert derzeit in einer zunehmenden Armut, die in den Kommunen zwei Gesichter trägt: Die zunehmende Armut *in* den Kommunen und die zunehmende Armut *der* Kommunen. Alle Probleme, die der Bund bzw. die Länder im Hinblick auf die Absicherung der Existenzrisiken nicht bewältigen, landen über kurz oder lang auf dem Tisch der Kommunen. Der kommunale Sozialstaat steht daher vor immensen Herausforderungen, für die auch neue Bewältigungsstrategien entwickelt werden müssen.

Die soziale Stadt, die nach ihrem Selbstverständnis die Allzuständigkeit für die örtlichen Lebensbedingungen hat, sichert durch die Sozialhilfe atypische Nöte und Bedarfslagen materieller Art ab und hält andererseits ein breitgefächertes Angebot ambulanter, teilstationärer und stationärer Hilfen bereit. Ziel dieser sozialen Infrastruktur ist es, ein funktionsfähiges Gemeinwesen und eine sozial ausgewogene Stadt zu gewährleisten. Die verschiedenen sozialen Schichten sollen sich mischen und die Ungleichheit soll sich nicht in der Qualität des Wohnens niederschlagen. Dabei ist gerade auch der Beitrag der Träger diakonisch-sozialer Arbeit gefragt. Die Frage, wie die duale Struktur der öffentlichen und der freien Träger der Wohlfahrtspflege vor Ort – angesichts einer zunehmenden Finanzkrise und Privatisierung des sozialen Sektors – fortentwickelt wird, ist also ebenfalls von entscheidender Bedeutung.

Die aktuellen Herausforderungen, vor denen die Kommunen derzeit stehen, lassen sich insbesondere an der Armutsentwicklung und hier an der Zahl der Sozialhilfeempfänger/innen deutlich machen. Durchschnittlich ist hier ein Anstieg von 150 % zu verzeichnen. Insgesamt erhalten ca. 3 % der Bevölkerung Hilfe zum Lebensunterhalt. Durch das Asylbewerberleistungsgesetz von 1993 ist außerdem ein großer Personenkreis der hierzulande in Armut Lebenden aus der Statistik der Sozialhilfe herausgefallen. Zusätzlich muß in Anschlag gebracht werden, daß in Westdeutschland ca. jeder zweite seinen Anspruch auf Sozialhilfe nicht wahrnimmt. Die Lebenslagenuntersuchung der Rat- und Hilfesuchenden in den offenen Diensten von Caritas und Diakonie in den neuen Bundesländern „Menschen im Schatten“<sup>2</sup> vom 14.5.1997, zählt sogar 17 verdeckt in Armut Lebende auf zehn Sozialhilfeempfänger/innen. Aus all dem geht hervor: die Sozialhilfe sichert nicht mehr atypische Notlagen ab, sondern ist zu einer Grundsicherung geworden. Die hohe Fluktuation zeigt aber auch, daß viele wieder den Weg aus der Sozialhilfe finden. Armutsgefährdet in dem Sinne, daß sie weniger als die Hälfte des durchschnittlichen Einkommensniveaus in diesem Land haben, sind 12,5 %, also jede/r achte. Jede/r vierte ist in seinem Leben einmal kurzfristig arm gewesen. Es muß also insgesamt von einer wachsenden psychosozialen Not- und Bedarfslage gesprochen werden. Außerdem besteht das Problem

der Armut auch bei Erwerbstätigkeit mit niedrigem Einkommen und den damit verbundenen Kürzungen der sozialen Sicherungsleistungen. Somit wird die Sozialhilfe zunehmend zur Grundsicherung der allgemeinen Risiken, und die Kommunen sind mit den Herausforderungen der Grundsicherung konfrontiert. Diese Tendenz scheint sich zu radikalisieren angesichts der generellen Tendenz zur Deregulierung des Sozialstaats in einem Milieu sich verschärfender Konkurrenz in der Marktwirtschaft.

Angesichts der Kürzungen des Bundes wird auf Gemeindeebene immer stärker nach dem Sozialstaat in der Kommune gefragt. Die Kommunen sollen für preiswerten Wohnraum sorgen und die Beschäftigungs- und Arbeitsmarktpolitik vor Ort – auch im Sinne des Vorrangs der Arbeit vor Sozialhilfe – intensivieren. Welche flankierende Hilfe kann angesichts der großen Probleme erfolgen? Wie können Netzwerke bürgerschaftlichen Engagements entstehen? Wie kann angesichts der Spaltung und Polarisierung innerhalb der Gesellschaft zwischen Armen und Reichen eine Stadtentwicklung des sozialen Ausgleichs initiiert werden?

## 2. Das diakoniewissenschaftliche Forschungsprojekt

Angesichts der hier geschilderten aktuellen Herausforderungen und anzustrebenden Zielperspektiven möchte mein Forschungsprojekt einen diakoniewissenschaftlichen Beitrag zur Bearbeitung der ange deuteten Problemkreise bieten. Für die Bewältigung der Aufgabe, Kriterien der Organisation diakonisch-sozialer Arbeit vor Ort zu überprüfen und weiterzuentwickeln, ist der Blick in die Geschichte (vor Ort) von entscheidender Bedeutung, da die Strukturen sozialer Arbeit stark von ihrem geschichtlichen Entwicklungsprozeß geprägt sind. Wie sind die Konfessionen im Lauf der Jahrhunderte seit der Reformation mit Armut umgegangen? Welche Strategien, Institutionen und Umgangsformen haben sie entwickelt? Wie interagieren diese mit spezifisch humanistischen Traditionslinien? Wie ist das Paradigma der „Sozialdisziplinierung“ hiermit in Beziehung zu setzen? Mit welchen ethischen Kriterien wird argumentiert?

Diakonie und Kirche stehen heute auch vor der Herausforderung, die eigene Stellung in der Gesellschaft neu zu reflektieren, um ihrem Auftrag der Option für die Armen und Schwachen gerecht zu werden. Viele der heutigen Fragen haben verschiedene Modelle der Verwirklichung im Lauf der Geschichte gefunden, wie z.B. die Frage des Verhältnisses von Motivation und sozialem Handeln, des Verhältnisses von Konfession und sozialem Handeln sowie seinen Organisations- und Kooperationsstrukturen, das Verhältnis von Gemeinde und Gemeinwesen, das Verhältnis von ehrenamtlich und hauptamtlich ausgeführter sozialer Arbeit, die Frage nach der spezifischen Rolle der Frauen als von Armut Betroffenen und auf Armut Reagieren-

den und die Frage der Finanzierung und der Ökonomie sozialen Handelns. Wie sind heute – in einer pluralistischen, modernen Gesellschaft – die verschiedenen Motivationsgründe für soziales Handeln miteinander in Beziehung zu setzen?

Diese grundsätzlichen Fragen sollen in einer konkreten Stadt in geschichtlicher und aktueller Perspektive bearbeitet werden. Die Konzentration auf einen bestimmten Ort macht die Erhebung konkreter historischer Entwicklungslinien und aktueller Konstellationen möglich, kann verschiedene diakoniewissenschaftliche Fragestränge lokal integrieren und macht allgemeine Forschungsmeinungen am konkreten Beispiel kritisch überprüfbar.

## 3. Die geschichtliche Perspektive

Die Geschichte der Armenfürsorge und Wohlfahrts-tätigkeit ist erst seit einigen Jahren ein intensiv bearbeiteter Gegenstand sozialgeschichtlicher Forschung. Hier hatte man sich lange auf die Erforschung der Sozialpolitik im Sinne der Arbeiterpolitik und Sozialgesetzgebung im 19. Jahrhundert konzentriert. Erst Christoph Sachße und Florian Tennstedt haben sich seit den 1980er Jahren in umfassender Weise in ihrer mehrbändigen „Geschichte der Armenfürsorge“<sup>3</sup> der Armenfürsorge und Wohlfahrtspflege als „Unterstock“ des Systems sozialer Sicherung zugewandt, bislang vom Spätmittelalter bis zum Nationalsozialismus. Die Geschichte der Fürsorge wird hier primär unter dem Paradigma der Sozialdisziplinierung beschrieben, und die Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert unter die Begriffe der Kommunalisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung und Pädagogisierung gefaßt. Diesem Paradigma sind in der Forschung inzwischen die Fragen nach dem „Sozialkapital“ der Familie, Verwandtschaft und Freundeskreise, des Dialogs zwischen den Lebenswelten und den obrigkeitlichen Disziplinierungsmaßnahmen und – insbesondere durch die historische Frauenforschung – eine Binnendifferenzierung der Betroffenenperspektive hinzugefügt worden.

Die Analyse der Wirksamkeit christlich bzw. religiös motivierter sowie konfessionell ausgeprägter Strukturen der Armenpflege fand bislang wenig wissenschaftliche Beachtung. Angesichts gesellschaftlicher Umbrüche spielten aber christliche Erneuerungsbewegungen – die Reformation, der Pietismus, die Erweckungsbewegung, die „innere Mission“, ökumenische Initiativen etc. – eine wichtige und konstitutiv mitzuberücksichtigende Rolle. Ihre Korrelation mit den Transformationsschüben der Entwicklung der Armenfürsorge an den jeweiligen gesellschaftlichen Umbrüchen mit ihren wirtschaftlichen, politischen und geistigen Faktoren sind dabei offensichtlich. Im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation wurde das religiös motivierte Almosen durch eine planmäßige Armutspolitik ersetzt, der Übergang zum Flächenstaat des Absolutismus und seiner merkantilistischen Wirt-

schaftspolitik prägte sich in Zucht- und Arbeitshäusern aus, der Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert der bürgerlichen und industriellen Gesellschaft manifestierte sich in bürgerlichen Reformen und Säkularisierung. Angesichts der massenhaft auftretenden Nöte im Pauperismus reagierten religiös und philanthropisch motivierte Vereine. Außerdem prägten sich Strukturen der Kooperation zwischen öffentlicher Armenpflege und ehrenamtlichen Kräften aus, wie etwa im Elberfelder und im Straßburger Modell. Der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert bringt eine Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der sozialen Arbeit mit sich, eine allmähliche „Vertrusting“ der freien Wohlfahrtspflege sowie die rechtliche Ausgestaltung des Subsidiaritätsprinzips in der Weimarer Republik. Die Perverterung des Wohlfahrtsstaats unter dem Paradigma des Volks und der Rasse vollzog sich im Nationalsozialismus mit verheerenden Auswirkungen. Die Neuanfänge nach 1945 sind von einer Wiederaufnahme der Entwicklungen der Weimarer Republik gekennzeichnet. Die Fürsorge wurde allmählich zum Recht auf Sozialhilfe weiterentwickelt. Eine umfassende Verrechtlichung des Bereichs sozialer Sicherung wurde eingeleitet und ausgebaut. Seit jüngerer Zeit werden die freien Wohlfahrtsverbände unter dem Stichwort des „Neo-Korporatismus“ heftig kritisiert und in jüngster Zeit als „intermediäre Organisationen“ von der Verbändeforschung auf ihre Stärken und Schwächen hin analysiert. Hier wird besonders die Frage nach dem bürgerschaftlichen Engagement in der Zivilgesellschaft gestellt.

Für die Aufarbeitung der kommunalen Wohlfahrtspflege gibt es gerade in jüngster Zeit eine Fülle von Einzelstudien zu verschiedenen Städten, oft mit Schwerpunkten auf dem Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, den Folgen der Reformation, dem Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert und auf dem Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert. Andreas Wollasch hat 1993 die Aufarbeitung der kommunalen Wohlfahrtspflege als wichtiges Desiderat angemahnt.<sup>4</sup> Die Stadt als soziologische Größe bildet einerseits einen „Mikrokosmos der Gesellschaft“ ab, d.h. sie bildet die allgemeinen Probleme in einem überschaubaren Rahmen ab. Andererseits ist sie auch lokaler Lebenszusammenhang, in deren stadt-spezifischen Konstellationen die Bürger/innen auf Entscheidungen direkten Einfluß haben und Lösungsmodelle für gesamtgesellschaftliche Probleme erarbeiten. Hier hat auch die These des „Munizipal-sozialismus“ und seine Bedeutung für die Entwicklung des Sozialstaats wichtige Ergebnisse gezeitigt.

Am lokalen Beispiel können Entwicklungen, Organisations- und Kooperationsmodelle der Armenfürsorge, Wohlfahrtstätigkeit und der sozialen Arbeit von allgemeiner Bedeutung studiert, veranschaulicht und gleichzeitig in ihrem eigenen Stellenwert betrachtet werden. Dabei muß natürlich das Stadtprofil in seiner lokalen und regionalen Differenzie-

rung, der Größe und den dominierenden Sozialmilieus genau berücksichtigt werden.

#### 4. Der exemplarische Ort

Der Ansatz des Forschungsprojekts ist, die allgemeinen Fragestellungen in einer diakoniewissenschaftlichen Längsschnittstudie anzugehen und auf einen exemplarischen Ort zu beziehen. Für die Frage, wie die Aufgabe der Armenpflege und Wohlfahrtstätigkeit im Spannungsfeld von staatlichen, kommunalen, kirchlichen und gesellschaftlichen Initiativen im Laufe der Geschichte gemeistert wurde, ist Heidelberg ein lohnendes Forschungsfeld. Hier bietet sich die Erforschung der Entwicklung der Organisations- und Kooperationsstrukturen deshalb besonders an, da die Entwicklung der Armenpflege stark von theologischen Grundentscheidungen und religiöser Motivation (mit-)geprägt war. Deren Beleuchtung bildet einen zentralen Schwerpunkt der Untersuchung. Die Rückbindung an Heidelberg als exemplarisches Beispiel bietet einerseits die Möglichkeit der praktischen Veranschaulichung allgemeiner Fragestellungen, andererseits können die besonderen Konstellationen der Stadt herausgearbeitet werden.

Typisch für die Residenz- und Universitätsstadt Heidelberg scheint gewesen zu sein, daß das Armenwesen – wie auch in den meisten freien Reichsstädten – schon vor der relativ spät eingeführten Reformation in die Verantwortung des Magistrats übergegangen war.<sup>5</sup> Eine starke humanistische Tradition seit dem ausgehenden Mittelalter, eine moderate Durchführung der Reformation und eine reformierte bereits leicht absolutistisch geprägte Armenordnung des reformierten Kurfürsten Friedrich III. von 1574 zogen eine mit starken Elementen der Sozialdisziplinierung geprägte, gut organisierte Durchführung der Armenpflege nach sich. Diese Armenordnung galt für die Pfalz insgesamt, hatte aber für Heidelberg als Residenzstadt des Kurfürsten besondere Bedeutung.

Heidelberg war keine freie Reichsstadt und somit von den politischen und dreimaligen konfessionellen Herrschaftswechseln zwischen reformierten und lutherischen Kurfürsten und schließlich der neuen katholischen Kurlinie seit 1685 unmittelbar betroffen. Dies hatte einerseits großen Einfluß auf die weitere Entwicklung und zunehmende konfessionelle Trennung und Aufspaltung der Armenfürsorge zwischen Katholiken, Reformierten und Lutheranern. Andererseits war die Bevölkerung konfessionell inhomogen und die Konfessionen mußten frühzeitig lernen, ihre eigenen Traditionen und die Gestaltung des Miteinanders in Einklang zu bringen. Im 17. Jahrhundert funktionierte die Armenpflege in einem Milieu der Toleranz und Kooperation, die Rekonfessionalisierungstendenzen im 18. Jahrhundert erschwerten jedoch die Kooperation. Die Übernahme der Herrschaft durch die aufgeklärte Regierung des Badischen Großherzogs zu Beginn des

19. Jahrhunderts und der ökumenische Frühling der Erweckungsbewegung förderten in der ersten Hälfte des 19. Jh. die gemeinsamen Initiativen. In der zweiten Hälfte des 19. Jh. gab es einerseits starke konfessionell geprägte Aufbrüche in der Wohlfahrts-tätigkeit (z.B. die Heidelberger Stadtmission um die Kapellengemeinde mit ihren vielfältigen Ausprägungen). Andererseits gingen wiederum konfessionelle Streitigkeiten der Übernahme der Armenpflege durch die Stadt 1870 voraus. Die allgemeinen rechtlichen Rahmenbedingungen der Kooperation zwischen öffentlichen und freien Trägern können seit der Weimarer Republik mit dem Stichwort „Subsidiarität“ umschrieben werden.

Einige leitende Fragestellungen für die diakoniewissenschaftliche Längsschnittstudie seien exemplarisch genannt: Welche Formen wurden seit der Neuzeit zur Analyse und Bewältigung der Armut entwickelt? Wie wurde nach der konfessionellen Spaltung infolge der Reformation zwischen den Konfessionen, dem Staat und der Stadt kooperiert? Welchen Einfluß und welche Rolle hatten Kirche, Staat, Konfession, Kommune und Verein? Lassen sich Charakteristika für den Umgang mit der Armut bei den verschiedenen Konfessionen benennen?<sup>6</sup> Was veränderte sich insbesondere durch die Umbrüche im Übergang vom 18. zum 19. Jh. durch die Säkularisierung, den Pauperismus, die allmähliche Industrialisierung und die soziale Frage? Welche Folgen hatte die Auflösung der Klöster und Orden? Welche Formen der Armutsbewältigung entwickelten Bürgerinnen und Bürger, Arbeiterinnen und Arbeiter und die von Armut Betroffenen selbst? Welche Initiativen und Vereine bildeten sich und wie entwickelten sie sich? Welche Kooperationsstrukturen entwickelten sich zwischen den neuen Initiativen und den bestehenden Institutionen? Wie verhielten sich freie, bürgerliche und kirchliche Armenpflege zueinander? Und welche Fragen werden heute zum Umgang mit der Armut und zur Entwicklung der sozialen Stadt und Kommune diskutiert?

##### *5. Die Perspektive: Sozialplanung als Kooperationsaufgabe der öffentlichen und freien Träger*

Wenn es darum geht, zielgruppenorientiert und präventiv die Lebensbedingungen zu verbessern, dann ist eine örtliche Armuts- und Sozialberichterstattung von entscheidender Bedeutung. Die Sozialplanung in einem umfassenden Kooperationsprozeß von öffentlichen und freien Trägern ist gefragt. Der politische Wille braucht eine abgestimmte Strategie, um das Übergewicht der ökonomischen über die sozialen Ziele zu hinterfragen. Dabei ist offen auszusprechen, daß die sozialen Leistungen und die Prioritäten der sozialen Stadt und Kommune an den Schwächsten ausgerichtet sind. Genau an dieser Stelle ist meines Erachtens auch der spezifische Beitrag der freien Träger gefragt, als Beitrag im Rahmen der Kooperation zu einem Gemeinwesen, das an den Bedürfnissen des

Schwächsten ausgerichtet ist. Zielbildungsprozesse, Prioritätendiskussionen und Kooperationsstrukturen sind in der Sozialplanung hier von entscheidender Bedeutung.

Im Lauf der Geschichte besonders des 20. Jahrhunderts bestanden oftmals heftige Konkurrenzen zwischen Kommune und freien Trägern. Das Subsidiaritätsprinzip hat in den 1920er Jahren einen formalen Rechtsrahmen für die Kooperation geschaffen und hat im Bundessozialhilfegesetz 1961 und weiteren Gesetzen seine rechtliche Verankerung gefunden. Das Subsidiaritätsprinzip ist ein schwieriges und komplexes Themengebiet<sup>7</sup> und ist als automatisches Vorrangprinzip der freien Träger auch immer wieder umstritten gewesen. Die Diskussion in den 1980er Jahren um die „neue Subsidiarität“ hat die automatisch so verstandene ordnungspolitische Bedeutung des Begriffs erneut in Bewegung gebracht. Im Zusammenhang mit den Herausforderungen, vor denen diakonisch-soziales Handeln im Kontext der sozialen Stadt und Kommune steht, sollte der Begriff im Sinne der Ermöglichung menschenwürdiger Lebensbedingungen verwendet werden. Vorrang hat die Orientierung am hilfsbedürftigen Menschen und die Bereitstellung und Ermöglichung unterschiedlichster Hilfenetze, die Mündigkeit und Freiheit des einzelnen achten und Hilfe zur Selbsthilfe ermöglichen.

Gegenüber der allgemeinen Dominanz der ökonomischen Fragestellungen muß in einer Gegenbewegung nach sozialpolitischen Bündnissen zugunsten der Benachteiligten gefragt werden und in dieser Hinsicht müssen „lokale Sozialgipfel“ initiiert werden. Gerade in den Fragen der Bewußtseinsbildung für die Opfer des Systems ist meines Erachtens die Diakonie gerufen, auch um politischen Handlungsdruck zu erzeugen. Letztlich geht es aber darum, auf örtlicher Ebene alle sozialen Gruppen zu integrieren und eine breite Öffentlichkeit zur Verantwortung für die soziale Stadt und den kommunalen Sozialstaat zu gewinnen. Dazu und zu einer grundsätzlichen diakoniewissenschaftlichen Orientierung angesichts der Armut als Herausforderung diakonisch-sozialen Handelns im städtischen und kommunalen Kontext möchte mein Forschungsprojekt einen Beitrag leisten.

##### Anmerkungen:

- 1 Wichtige Überlegungen zu den aktuellen Herausforderungen, vor denen die soziale Stadt heute steht, verdanke ich dem Referat des Armutsforschers Prof. Dr. Walter Hanesch, Darmstadt, am 19.6.1997 auf dem Kirchentag in Leipzig unter dem Titel: „Wohin geht die soziale Stadt?“
- 2 Menschen im Schatten. Erfahrungen von Caritas und Diakonie in den neuen Bundesländern. Untersuchungen der Lebenslagen der Rat- und Hilfesuchenden in den offenen Diensten von Caritas und Diakonie in den neuen Bundesländern, veröffentlicht am 14.5.1997, hg. v. Diakonischen Werk der EKD und dem Deutschen Caritasverband e.V., in: Diakonie, Sondernummer Juni 1997. Vgl. dort in den Fußnoten die Hinweise auf weitere Literatur zu Armutsberichten der Diakonie, Caritas und weiteren Forschungen zum Thema.

- 3 Christoph Sachße/Florian Tennstedt, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg, Stuttgart u.a. 1980; Bd. 2. Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871-1929 (1988); Bd. 3. Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus (1992).
- 4 Vgl. Andreas Wollasch, Tendenzen und Probleme gegenwärtiger historischer Wohlfahrtsforschung in Deutschland, in: Der Wohlfahrtsstaat in der Stadt. Wohlfahrtspolitik und Wohlfahrtspflege in Westfalen (1890-1945), in: Westfälische Forschungen 43/1993, 1-25.
- 5 Vgl. Walter Schmitt, Die Organisation der Armpflege in Heidelberg bis 1870, Ms. Diss. jur., Heidelberg 1959 und

Theodor Strohm, Die soziale Frage in Heidelberg. Die christlichen Kirchen in den Umbrüchen des 19. Jahrhunderts, in: 800 Jahre Heidelberg – Die Kirchengeschichte, Heidelberg 1996, 87-94.

- 6 Vgl. hierzu etwa die Thesen Gerhard Uhlhorns, Die christliche Liebestätigkeit, 2., verb. Aufl., Stuttgart 1895.
- 7 Vgl. hierzu etwa Ursula Schoen, Subsidiarität. Bedeutung und Wandel des Begriffs in der katholischen Soziallehre und in der deutschen Sozialpolitik. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung, (Neukirchener Theologische Dissertationen und Habilitationen 13), Neukirchen-Vluyn 1997.

### 3. Abschluß- und Diplomarbeiten

#### Diakoniewissenschaftliche Diplomarbeiten am Diakoniewissenschaftlichen Institut

BDW.D 63-76, 1996-97 = Beiträge zur Diakoniewissenschaft. Neue Folge – Diplomarbeiten

Zu BDW.D 1-62, 1993-1996, vgl. DWI-Info Nr. 30, 100-103

zusammengestellt von Volker Herrmann

#### Wintersemester 1996/97:

GÜNNEMANN, UTE: Das Frauenbild der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie in der NS-Zeit und die Rolle der Diakonissen zwischen Anpassung und Widerstand 1933-1939, BDW.D 63, Heidelberg 1996.

LIERMANN, SABINE: „Gefallen“ – Ledige Mütter im 19. Jahrhundert. Ihre Rechte und das Verhalten der Inneren Mission, BDW.D 64, Heidelberg 1996.

NITSCHKE, ULRIKE: „Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen ...“ Der Umgang der Kirche mit der Schuld an Jüdinnen und Juden nach 1945. Dargestellt anhand der Synodenprotokolle der EKH bis zur Ergänzung des Grundartikels am 3. Dezember 1991, BDW.D 65, Heidelberg 1996.

POPESCU, MARIA-MARINELA: Die Entwicklung und gegenwärtige Wirklichkeit der Diakonie in der Rumänisch-Orthodoxen Kirche, BDW.D 66, Heidelberg 1996.

SCHMITTKNECHT, ANTJE: Hilfe zur Erziehung im Spannungsfeld von Familienorientierung und Fremdunterbringung. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung am Beispiel der Tagesgruppe Rulandstraße der Evangelischen Diakonissenanstalt Speyer, BDW.D 67, Heidelberg 1996.

WILLEMER, KARSTEN: Diakonie als Zeugendienst der Gemeinde. Karl Barths Verständnis von Diakonie

im Rahmen seiner Ekklesiologie der Versöhnungslehre (KD IV, §§ 63, 67, 72), BDW.D 68, Heidelberg 1996.

#### Sommersemester 1997:

KATRIN BORRMANN: Diakonischer Gemeindeaufbau am Beispiel der ökumenischen Nachbarschaftshilfe. Eine Fallstudie aus dem Stadtteil Heidelberg-Wieblingen, BDW.D 69, Heidelberg 1997.

CLAUDIUS FABIAN: Problemfeld Arbeitslosigkeit – Diakonische Initiativen der Evangelischen Kirche der Pfalz von 1977 bis 1997, BDW.D 70, Heidelberg 1997.

STEPHAN GLASER: Die Liebestätigkeit der ersten Christen in der Sicht des frühen Gottfried Arnold (1666-1714). Eine Annäherung an die „Erste Liebe“, BDW.D 71, Heidelberg 1997.

SABINE HOFER: Frauenhaus – Eine gesellschaftliche und diakonische Herausforderung. Eine Fallstudie zum Frauenhaus Ansbach, BDW.D 72, Heidelberg 1997.

KAI SAGAWA: Der Umgang mit alten Menschen im Alten Testament, BDW.D 73, Heidelberg 1997.

DOROTHEE SPECK: Unvermutete Verheißung. Petrusgeschichten in diakonischer Perspektive, BDW.D 74, Heidelberg 1997.

ANETTE STORK: Zwischen Professionalität und dem guten Herzen. Ehrenamtliche Mitarbeit in der Telefonseelsorge. Unter besonderer Berücksichtigung von Aspekten der nichtprofessionellen Mitarbeit, BDW.D 75, Heidelberg 1997.

ANDREAS WEISBROD: Versöhnung contra Vergeltung. Das Recht des Staates zu strafen und seine Begrenzung an der Bewahrung des menschlichen Lebens, BDW.D 76, Heidelberg 1997.

## **Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Abschlußarbeiten am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1996/97)**

Hannes Jäkke

### **Sterilisation im Dritten Reich. Voraussetzungen, NS-Politik und deren Auswirkungen in der Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische in Kork/Baden**

SoSe 1997, A 16, 60 Seiten

Eugenische Fragestellungen drängen sich heute genauso auf wie in früheren Generationen. Daß eine ethisch verantwortliche Auseinandersetzung mit diesen Fragestellungen immens wichtig ist, darauf weist das abschreckende Beispiel des nationalsozialistischen Umgangs mit diesem Thema nachdrücklich hin. Die Eugenikdebatte im Dritten Reich war fast ausschließlich durch ideologische Gesichtspunkte motiviert. Mit ihrem Sterilisationsgesetz gelang es den Nationalsozialisten, einen Teil ihrer fatalen erb- und rassenpflegerischen Pläne zu verwirklichen. Daß diesen Plänen ein höchst fragwürdiges Menschenbild zugrunde lag, war den meisten Zeitgenossen nicht ausreichend bewußt.

Die vorliegende Arbeit versucht, den Weg zum nationalsozialistischen Sterilisationsgesetz nachzuzeichnen und die Durchführung dieses Gesetzes zu erhellen. Dabei wird sich zeigen, daß das nationalsozialistische Sterilisationsgesetz das Produkt einer lange vor 1933 einsetzenden Entwicklung war, die mit diesem Gesetz keineswegs zu Ende kam. Vielmehr wurde es im Laufe der Jahre immer weiter verschärft, und neue Gesetze traten hinzu.

Im einzelnen besteht die Arbeit aus drei Teilen. Im ersten Teil werden die ideologischen und geschichtlichen Entwicklungslinien aufgezeigt, die zur Sterilisationspolitik des Dritten Reiches führten. Für die Darstellung dieser Voraussetzungen soll genügend Raum gelassen werden, da sie für das Verständnis der Vorgänge im Dritten Reich von entscheidender Bedeutung sind. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem nationalsozialistischen Sterilisationsgesetz und dessen Ausführung im allgemeinen. Aufgabe des dritten Teils ist es schließlich, den Vollzug des nationalsozialistischen Sterilisationsgesetzes am Beispiel der Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische in Kork/Baden, einer Einrichtung der Inneren Mission, zu veranschaulichen.

Die Haltung der Inneren Mission zu eugenischen Fragestellungen sowie zu dem nationalsozialistischen Sterilisationsgesetz kommt im ersten und zweiten Teil der Arbeit ausdrücklich zur Sprache, um den Rahmen deutlich zu machen, den die Innere Mission für ihre Einrichtungen und damit auch für die Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische in Kork/Baden abgesteckt hatte.

Michael Maier

### **Diakonie und Kirche – Diakonie a/s Kirche? Eine Untersuchung aktueller diakonischer Leitbilder auf ihre ekklesiologischen Bezüge**

SoSe 1996, A 15, 49 Seiten

Derzeit entstehen in den verschiedensten Diakonischen Werken, Einrichtungen und Fachverbänden im Bereich der EKD – vor dem Hintergrund der zu erwartenden Öffnung des Marktes im Bereich der öffentlichen Wohlfahrt – sog. „Leitlinien“ oder „Leitbilder“, die das Proprium diakonischer Arbeit knapp und prägnant aufzeigen sollen.

Die Abschlußarbeit untersucht 19 ausgewählte Leitbilder daraufhin, ob der Bezug „der“ Diakonie zu „der“ Kirche überhaupt zur Sprache kommt und inwiefern er zur Beschreibung des jeweiligen Selbstverständnisses genutzt wird. Damit soll an verschiedene Einrichtungen der Diakonie die „Gretchenfrage“ gestellt werden: „Wie hast Du's, Diakonie, mit der Kirche?“

Ein erster Schwerpunkt der Untersuchung liegt darauf, im Rahmen einer Begriffsanalyse die vielschichtige Relation zwischen „Diakonie“ und „Kirche“ zu klären und so Kategorien für die Beurteilung der Leitlinien zu entwickeln. Diese Verhältnisbestimmung mündet in zwei Fragen: 1. Was trägt Diakonie zur Wesensbestimmung der Kirche bei? 2. Wie kann der Bezug zur Kirche dazu beitragen, das Proprium der Diakonie (im Vergleich zu anderen Trägern und Anbietern sozialer Dienste) zu formulieren? Im Blick auf beide Fragen wird die These entwickelt, daß Diakonie und Kirche jeweils notwendige Bedingungen zur gegenseitigen Identitätsbestimmung sind.

Der zweite Schwerpunkt der Untersuchung richtet dann den Fokus auf das Selbstverständnis von 19 Diakonischen Werken, Einrichtungen und Fachverbänden. Nach einem kurzen Überblick über den sog. „Leitbildprozeß“ im Bereich der EKD werden zunächst drei Entwürfe exemplarisch vorgestellt und analysiert: die „Unternehmenskonzeption“ der Evangelischen Stiftung Volmarstein, die „Leitlinien für die psychologische Beratung ...“ der Ev. Konferenz für Familien- und Lebensberatung e.V. und der „Perspektivplan Diakonie“ des Diakonischen Werkes Pfalz. In einem zweiten Arbeitsgang wird dann ein Überblick über die Thematik „Diakonie und Kirche“ in allen untersuchten Leitbildern vorgestellt.

Die Antworten der Entwürfe auf die „ekklesiologische Gretchenfrage“ sind in zweifacher Hinsicht bemerkenswert:

1. So wird einhellig gemäß der Grundordnung der EKD die „Diakonie als Wesensäußerung der Kirche“

bestimmt und damit zwar die – eher kircheninterne – Frage nach der *Identität der Kirche*, nicht aber die nach dem *Proprium der Diakonie* beantwortet.

2. Aufgrund einer meist fehlenden Differenzierung zwischen „empirischer“ („verfaßter“) und „geglaufter Kirche“ wird entweder die Distanz zur „verfaßten Kirche“ betont oder die „verfaßte Diakonie“ wird mit der „verfaßten Kirche“ identifiziert. Im Gegensatz dazu wäre es mit Hilfe der Unterscheidung zwischen „empirischer“ und „geglaufter Kirche“ möglich, sowohl in der „verfaßten Kirche“ als auch in der „verfaßten Diakonie“ je eine eigene Sozialgestalt der „geglauften Kirche“ zu sehen. In diese Richtung weisen Formulierungen, die den Ereignischarakter von Kirche betonen und diesen in der Diakonie erkennen. Damit würde sich die Möglichkeit eröffnen, das Proprium der Diakonie zu profilieren, indem Diakonie *als Kirche* beschrieben wird.

Peter Trittenbach

### **Selbsthilfe und Selbsthilfeförderung**

SoSe 1997, A 17, 71 Seiten

Die Neue Selbsthilfebewegung in Deutschland hat sich seit ihrem Entstehen in den 70er Jahren vieler sozialer und gesundheitlicher Probleme angenommen. Zu ihren klassischen Arbeitsfeldern gehören chronische Erkrankungen, psychosoziale Probleme sowie Behinderungen. Sie ist mit ihren Aktivitäten auch in Bereichen tätig geworden, die traditionell vom Sozialstaat, von Wohlfahrtsverbänden und professionellen Diensten abgedeckt wurden und übernimmt dort soziale, gesundheitliche und – aus kirchlicher Sicht gesehen – diakonische Aufgaben.

Die Aufgabenstellung der Neuen Selbsthilfebewegung hat rasch nach der Vereinigung Deutschlands auch in den neuen Bundesländern Annahme erfahren und weist inzwischen keine wesentlichen Unterschiede – außer der Verbreitung – mehr auf. So ist die Selbsthilfebewegung auch nach der Wiedervereinigung noch ein gesamtdeutsches Thema.

In dieser Arbeit wird im ersten Teil anhand von geschichtlichen Schlaglichtern der Begriff „Selbsthilfebewegung“ umrissen. In einem weiteren Teil folgt eine Definition der verschiedenen Arten von Selbsthilfegruppen, die sich an deren Motivation und Zielsetzung orientiert. Aufgrund dieser Kriterien wird im folgenden das besondere Förderungsbedürfnis der einzelnen Gruppentypen ermittelt.

Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht im dritten Teil die Förderung von Selbsthilfegruppen. Geleitet wird dieser Teil von dem Fragenkomplex: Unter welchen Bedingungen werden Selbsthilfegruppen von welchen Instanzen und Institutionen (Bund, Ländern, Kommunen, Wohlfahrtsverbänden, Krankenkassen, Verbänden und Professionellen) und nach welchen Modellen (direkte, infrastrukturelle, institutionelle Förderung) gefördert?

Eine besonders intensive Berücksichtigung erfährt die infrastrukturelle Förderung durch Selbsthilfekontaktstellen, weil es sich hierbei um das mittlerweile von allen Seiten gleichermaßen anerkannte Förderungsmodell handelt. Dies liegt im Aufgabenprofil der Selbsthilfekontaktstellen begründet. Die Selbsthilfekontaktstellen wenden sich mit Information, Beratung und Vermittlung bzw. Vernetzung an ein breites Nutzerspektrum, zu dem suchende Bürgerinnen und Bürger, Selbsthilfegruppen, städtische Verwaltungen und Professionelle zählen.

Ein breiter empirischer Hintergrund, der eine möglichst objektive Betrachtung ermöglicht, ist inzwischen durch das vom Bundesministerium für Familie und Senioren in den alten Bundesländern initiierte und 1987-91 finanzierte Projekt „Informations- und Unterstützungsstellen für Selbsthilfegruppen“ und das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend von 1992-96 in den neuen Bundesländern durchgeführte Projekt „Förderung der sozialen Selbsthilfe in den neuen Bundesländern“ gegeben. Wegen ihrer großflächigen Durchführung und Auswertung können die Werte aus beiden Projekten verallgemeinert werden, vor allem deshalb, weil das zweite Projekt die Wertungen des ersten bestätigt hat. Im Schlußteil sollen Thesen die Ergebnisse zusammenfassen, so daß Erwartungen, Förderung und Leistung noch einmal in Relation zueinander gesetzt werden.

## **Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Diplomarbeiten am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1996/97)**

Claudius Fabian

### **Problemfeld Arbeitslosigkeit – Diakonische Initiativen der Evangelischen Kirche der Pfalz von 1977 bis 1997**

SoSe 1997, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 70, 100 Seiten/Anhang

Je häufiger ein Begriff im öffentlichen Leben fällt, um so inhaltsloser wird seine Bedeutung. Der „Gewöhnungsfalle“ zu entkommen – eine Aufgabe, die ich mir für den Ausdruck „Arbeitslosigkeit“ selbst gestellt habe. Und ich wurde schon nach kurzer Überlegung an jene Menschen erinnert, die mir in meiner Funktion als Gemeindepfarrer begegnet sind. Menschen, die vom Verlust des Arbeitsplatzes

getroffen, niedergeschlagen und stellenweise auch entwurzelt wurden. Ich mußte mich neu mit der eigenen Erfahrung der Hilflosigkeit auseinandersetzen, als ich keinen Erfolg bei der helfenden Suche nach einem Arbeitsplatz hatte und manchmal monatelang einem Menschen (nur) Mut machen konnte, daß er die Hoffnung nicht aufgibt, weil sich vielleicht doch noch etwas ergibt.

Einen Menschen zu begleiten, ihn als eine lebendige Anklage zu erleben, die das bedrückende Gefühl, nichts – oder nicht viel – tun zu können, ständig am Leben erhält.

Aber auch die Erfahrung zu machen, daß nach langer Zeit eine neue Beschäftigung gefunden wird, die das Leben wieder in „anständigen“ Bahnen (so ein Betroffener) verlaufen läßt, und sich von ganzem Herzen mitfreuen zu können.

Arbeitslosigkeit ist mehr als ein statistisches Faktum mit finanzieller Auswirkung. Arbeitslosigkeit schiebt Menschen ins Abseits, indem ihnen die Anteilnahme an gesellschaftlich wichtiger Betätigung verwehrt wird. Arbeitslosigkeit asozialisiert. Sie beschädigt Menschen als soziale Wesen. Arbeitslosigkeit stigmatisiert. Die Schuld (daran) wird individualisiert. Die (ungerechte) Schuldzuweisung verkehrt das Evangelium von der Wahrheit, die befreit.

Arbeitslosigkeit entsolidarisiert. Die Furcht vor dem Verlust des Arbeitsplatzes läßt im Zweifelsfall *hominem homini lupus* werden. Die Würde des Menschen ist verletzt. Arbeitslosigkeit profitmaximiert. Je höher die Arbeitslosigkeit, desto höher die Ansprüche an „Qualität“ zu kleinem „Preis“. Der Arbeiter ist nicht mehr seines Lohnes wert...

Arbeitslosigkeit trifft die, die arbeitslos geworden sind. Und sie betrifft jene, die mit den Arbeitslosen leben. Sie berührt eine Gesellschaft, der scheinbar die Arbeit, aber nicht das Geld ausgeht. Obwohl die Gelder „knapper“ werden, war noch nie soviel vorhanden. Arbeitslosigkeit ist teuer. Versorgungsanspruch und Steuerausfälle lassen die Frage nach der Finanzierbarkeit des „Sozialstaates“ aufkommen. Arbeitslosigkeit bedroht unsere Gesellschaft. Denn bei steigenden Preisen wird die Kluft zwischen denen, die Arbeit haben, und jenen, die arbeitslos sind (und bleiben), immer größer werden. Der soziale Friede ist bedroht.

Ich habe mich um die nüchterne Darstellung einiger Fakten bemüht.

Um die Bedeutung von Arbeitslosigkeit, ihren Ursachen und ihrer Wirkung nicht zu vergessen und um nachzufragen, wo (meine) Kirche etwas für diese Menschen getan hat und tut, dazu habe ich mir die Arbeit gemacht.

Ich habe es gewagt, (meine) Rückschlüsse zu ziehen und ans Ende (meine) Gedanken zu setzen, in der Hoffnung auf konstruktive Kritik und bessere Überlegungen.

Auch deshalb, damit (zumindest bei mir) aus der Gewohnheit jenes Wortes „Arbeitslosigkeit“ nicht die Gewöhnung an einen Skandal wird.

Stephan Glaser

### **Die Liebestätigkeit der ersten Christen in der Sicht des frühen Gottfried Arnold (1666-1714). Eine Annäherung an die „Erste Liebe“**

SoSe 1997, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 71, 79 Seiten/Anhang

Die Arbeit untersucht ein diakoniegeschichtliches Thema. Sie beschäftigt sich mit Gottfried Arnolds erstem Hauptwerk *„Die Erste Liebe Der Gemeinen JESU Christi/ Das ist/ Wahre Abbildung Der Ersten Christen/ Nach Ihren Lebendigen Glauben Und Heiligen Leben. ...“* von 1696. Dieses Werk, das in zwei Teile zu je vier Büchern gegliedert ist, hat insofern eine für die Diakonieggeschichte bedeutende Wirkungsgeschichte aufzuweisen, als es Zinzendorf die entscheidenden Anstöße zur Gründung und Ausgestaltung der Herrnhuter Brüdergemeine geliefert hat. Die Arbeit versucht, sich Arnolds Schrift, die nach der Erstausgabe von 1696 bearbeitet wurde, zu nähern und die für die diakonischen Handlungs-, Organisations- und Begründungszusammenhänge wichtigen Bücher und Abschnitte zum ersten Mal grundlegend herauszuarbeiten. Damit ist intendiert, Arnolds Sicht der ersten Christen und ihrer Liebestätigkeit wieder in Erinnerung zu rufen und im 300. Jahr des Erscheinens diese Grundzüge der „Ersten Liebe“ zugänglich zu machen. Gleichzeitig versteht sich die Arbeit als Hinführung zur Person und zum Denken Arnolds. Auf Verständlichkeit in Aufbau und Darstellung wurde deshalb Wert gelegt.

In einem ersten Teil (Kap. 2) nähert sich die Arbeit zunächst der Person Arnolds und dessen religiösem Umfeld. Arnolds Biographie erscheint voller äußerer Widersprüche, so daß die Forschungsdiskussion bezüglich seines Lebens – ob es in Brüchen oder eher in kontinuierlicher Entwicklung verlaufen sei – aufgegriffen wird. Einer Skizzierung des Pietismus als kirchliche Reformbewegung anhand von Spencers „*Pia Desideria*“ folgt eine Charakterisierung des sog. „radikalen Pietismus“, zu dem Arnold in der Regel hinzugerechnet wird. Lebens- und Zeitbild dienen dem besseren Verständnis Arnolds und der „Ersten Liebe“.

Die eigentliche Untersuchung der „Ersten Liebe“ umfaßt den Hauptteil der Arbeit (Kap. 3-6). Zunächst werden die *formalen, methodischen und hermeneutischen Grundfragen*, die die Schrift Arnolds betreffen, geklärt (Kap. 3). Arnold fühlte sich durch die Übersetzung von William Caves „*Primitive Christianity*“ herausgefordert und entwarf seine „unparteiische“ Darstellung von Glauben und Leben der ersten Christen, die er thematisch in Form einer

Pflichtenlehre gliederte. Seine Unparteilichkeit versuchte Arnold durch den Aufweis historisch-wissenschaftlicher und literarkritischer Kriterien zu untermauern, denen er jedoch bei genauer Prüfung nicht gerecht wird und auch nicht gerecht werden kann und will. Denn über der Vernunft steht für ihn die Offenbarung; entscheidend ist der durch die Erleuchtung erkannte Nutzen der „Abbildung“, nicht ein Objektivität beanspruchendes Geschichtsbild. Der Nutzen seiner Darstellung liegt vielmehr darin, das apostolische Christentum für Arnolds eigene Zeit als Vorbild zu übertragen und mit Hilfe des Heiligen Geistes eine Verschränkung der Zeiten, eine Realisierung apostolischer Lauterkeit bei den Christen seiner Zeit anzustreben. Entsprechend hierzu zeichnet Arnolds Kirchengeschichtsverständnis das Bild des Verfalls. Die Nachfolge Christi im Leiden durch die ersten Christen nahm ab. Die innere Lauterkeit ging entsprechend zurück, je mehr das äußerliche Christentum vornehmlich nach der Konstantinischen Wende zunahm („opus operatum“).

Die *theologische Grundlegung* (Kap. 4) orientiert sich an den drei theologischen Hauptbegriffen der „Ersten Liebe“: Bekehrung, Erleuchtung, Wiedergeburt. Hinzu kommt die Verschränkung von Glaube und Liebe, die zugleich Grund und Motivation christlichen Liebeshandelns ist. Bekehrung (die Umkehr zu Gott und die völlige Abkehr von der Sünde) und Erleuchtung (Wachsen in der Erkenntnis Gottes und seines Willens), die sich je schon in einem heiligen Leben ausweisen, führen zur Wiedergeburt. Die Wiedergeburt ist der zentrale theologische Begriff in der „Ersten Liebe“. Im Wiedergeborenen wohnt der Heilige Geist und richtet dessen Seele nach Gott hin aus. Ihr Ziel ist die Erneuerung der Gottesgemeinschaft und des Ebenbildes Gottes. Dieser Würde gerecht zu werden, trägt der Wiedergeborene die Verantwortung. Zur Innenperspektive der Wiedergeburt tritt die Außenperspektive. Gottgefälliges Handeln wird zum Ausweis der wahren Wiedergeburt.

Dem Wachsen des Christen im Inneren korrespondiert die Bewährung des lebendigen Glaubens nach außen als eines tätigen Glaubens. Die in der Wiedergeburt begründete Verschränkung von Glaube und Liebe ist Grund und Motivation christlicher Liebestätigkeit.

Ort der von Arnold beschriebenen Liebestätigkeit ist primär die *christliche Gemeinde* (Kap. 5). Sie basiert auf der Verbindung durch den Heiligen Geist und ist eine Gemeinschaft von Wiedergeborenen, deren konstitutive Merkmale Gleichheit, Einigkeit und Liebe sind. Als bestimmendes Prinzip kommt das allgemeine Priestertum aller Gläubigen hinzu.

Ämter begründen keine Hierarchie, sie stehen ganz im Nutzen der Gemeinde. Für die Bekleidung eines Amtes ausschlaggebend sind Charisma, Wahl durch die Gemeinde und ein vorbildliches heiliges Leben.

Das kultische Leben zielt immer auch auf die Tat, denn das Tätigwerden in der Liebe bewahrt vor einem lediglich geheutelten, rein äußerlichen Gottesdienst. Die Wasser-Taufe ist äußeres Zeichen, das heilige Leben nach der Taufe Indiz für die innerliche Geisttaufe. Im Abendmahl wird an die Sündenvergebung erinnert und die Stärkung des Gemeindebewußtseins und ein heiliges Leben angestrebt.

Die *christliche Liebestätigkeit* (Kap. 6) hat ihren Grund im Wechselverhältnis von Glaube und Liebe und ihren Ursprung in Christus. Arnold unterscheidet zwischen einer allgemeinen Pflicht des einzelnen zur Liebestätigkeit (Hilfe in leiblichen und geistlichen Anliegen; Gütergemeinschaft) und einer besonderen Liebestätigkeit, die die konkreten Handlungsfelder in der Verantwortung der Gemeinde betrifft. Hierzu gehört die Versorgung der Armen insgesamt sowie die Versorgung der Witwen, Waisen, Findlinge, Alten, Kranken, Schwachen, Märtyrer, Gefangenen, Fremden und Toten. Aspekte der Finanzierung, Organisation, Kontrolle und Bedürftigkeitsprüfung werden relevant, wie sie auch in später formulierten Armen- oder Almosenordnungen bezeugen.

Die *Wirkungsgeschichte* von Arnolds Schrift (Kap. 7) ist sehr vielfältig, lieferte er damit doch die historische Grundlage für die pietistischen Forderungen. In besonderer Weise hat die „Erste Liebe“ die Gründung der Herrnhuter Brüdergemeine mit angeregt und wirkt somit bis heute fort als wichtiges theologie- und diakoniegeschichtliches Dokument eines diakonischen, von christlicher Liebe geprägten Gemeindeaufbaus.

Eine *Zusammenfassung* (Kap. 8) schließt die Arbeit über Arnolds „Erste Liebe“ ab.

Arnolds erstes Hauptwerk wird gewürdigt als Entwurf diakonischen Gemeindeaufbaus und theologisch begründete Grundlage christlicher Liebestätigkeit. Dadurch, daß Arnold in seiner Darstellung und seinem Selbstverständnis auf den Grund und Ursprung christlichen Glaubens zurückgeht und insofern „radikal“ ist, liefert er theologische Begründungszusammenhänge, die auch für ein Diakonieverständnis in heutiger Zeit zu vergegenwärtigen sind. So leistet diese Untersuchung über Arnolds „Erste Liebe“ nicht nur einen Beitrag zur Diakoniegeschichte, sondern vermag vielleicht auch einzelne Anstöße zu vermitteln für das Nachdenken über die Verankerung des diakonischen Auftrags in Theologie und Gemeinde.

Ute Günnemann

**Das Frauenbild der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie in der NS-Zeit und die Rolle der Diakonissen zwischen Anpassung und Widerstand 1933-1939**

WS 1996/97, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 63, 76 Seiten/Anhang

In den letzten Jahren haben sich sowohl die Gesellschaft als auch die Kirchen verstärkt mit der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Geschichte beschäftigt. Auch innerhalb der Diakonie nimmt dieses Thema inzwischen einen großen Raum ein. Besonders die Bedeutung der Zwangssterilisations- und Euthanasiemaßnahmen in den verschiedenen diakonischen Einrichtungen sowie die Stellung der Inneren Mission zu diesen Fragen wurden bereits vielerorts gründlich analysiert. Allerdings wurden die Untersuchungen bis in die 70er Jahre fast ausschließlich von Männern vorgenommen, die sich thematisch eher auf theologische und historische Themen konzentriert haben, so daß bisher die Frage nach der Rolle der Frauen in der Diakonie, besonders der Diakonissen, in der NS-Zeit zu kurz gekommen ist. Nur vereinzelt wurden die Schwesternschaften bislang auf ihr Verhalten während des Nationalsozialismus untersucht. Welche Bedeutung hatte z.B. das Frauenbild der Mutterhausdiakonie für die nationalsozialistische Ideologie? Welche Werte propagierte es? War es dem der Nationalsozialisten ähnlich, für den Nationalsozialismus anfällig? Wie sah die Diakonie die Arbeit der Frauen? Wie sahen sich die Schwestern selbst? Diesen und ähnlichen Fragen wird in der vorliegenden Arbeit nachgegangen. Dabei liegt die Konzentration auf der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie, da deren Gründer Theodor Fliedner das Diakonissenamt wieder neu ins Leben gerufen hat und sich aus diesem auch die anderen Verbände ableiten. In der Arbeit wird herausgestellt, daß die Diakonissen aufgrund der Mutterhausstruktur in einer der Weltpolitik relativ fernen, unpolitischen Haltung lebten und ihren Dienst in Treue und Gehorsam, auch in dieser Zeit, auch gegenüber diesem Staat, ausübten.

Um überhaupt einen Einblick in die Kaiserswerther Anstaltsdiakonie zu bekommen, wird zunächst ein geschichtlicher Abriss über die hundert Jahre von den Anfängen 1833 bis zum Nationalsozialismus gegeben. In einem zweiten Kapitel arbeitet die Autorin dann das Frauenbild innerhalb der Diakonie in seiner geschichtlichen Entwicklung heraus, wobei sie von Fliedners Grundgedanken ausgeht und untersucht, an welchen Punkten diese sich gewandelt haben oder ob sie sich konstant bis in die NS-Zeit durchgezogen haben. Dabei finden drei Punkte besondere Aufmerksamkeit: die Einordnung der Diakonissen innerhalb der diakonischen Struktur,

die Beschreibung des weiblichen Wesens und seiner inneren Werte und drittens die Diakonisse in ihrer Arbeit. Anschließend werden diese drei Punkte wieder aufgegriffen und mit ihrer Hilfe das Frauenbild der nationalsozialistischen Ideologie umrissen. Im folgenden Kapitel wendet sich die Verfasserin konkret der Zeitschrift „Die Diakonisse“ zu. Dadurch bleiben das Frauenbild der Diakonie und das der NS-Ideologie nicht unvermittelt nebeneinander stehen. Hier wird untersucht, wie sich die Mutterhausdiakonie zu dem neuen Staat verhalten und welche Rolle dabei das Frauenbild gespielt hat. In einem letzten Kapitel wird die Frage nach Anpassung oder Widerstand, die Frage einer möglichen Mittäter- und Mittäterinnenschaft gestellt, bevor in einem Fazit die Ergebnisse der Arbeit zusammengefaßt und ein kurzer Ausblick auf die weibliche Diakonie heute gegeben werden.

Es soll in der Arbeit weder darum gehen, das Verhalten und die Fragestellungen der Diakonie allgemein zur NS-Zeit zu untersuchen, noch soll eine umfassende Analyse der NS-Ideologie geleistet werden; die Grundgedanken des Nationalsozialismus werden daher als bekannt vorausgesetzt. Auch das Verhalten der evangelischen Frauenverbände, der Frauenbewegung und der staatlichen Wohlfahrtspflege, also der Sozialarbeiterinnen und Fürsorgerinnen, bleiben weitestgehend unberücksichtigt, da sich die Verfasserin ganz bewußt auf das Frauenbild in der Diakonie, auf eine spezielle Gruppe von Frauen aus der NS-Zeit konzentriert.

Da die im zweiten Kapitel herausgearbeiteten Begriffe und Werte des Frauenbildes in der Diakonie bei der Untersuchung an der Zeitschrift wieder aufgegriffen und in Zusammenhang mit der Ideologie des Nationalsozialismus gebracht werden, lassen sich Wiederholungen manchmal nicht vermeiden. Unterstrichen und mit Inhalten gefüllt werden sie jedoch in diesen drei Kapiteln mit verhältnismäßig vielen und z.T. recht ausführlichen Zitaten. So kommen die Inhalte dieser Werte erst richtig deutlich zum Ausdruck und verleihen ihnen ein Stück Lebendigkeit.

Sabine Hofer

**Frauenhaus – Eine gesellschaftliche und diakonische Herausforderung. Eine Fallstudie zum Frauenhaus Ansbach**

SoSe 1997, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 72, 100 Seiten + 28 Seiten Anhang

Ein Charakteristikum dieser Frauenforschungsarbeit ist die inhaltliche Betroffenheit, die sie erkennen läßt. Frauen können über Angelegenheiten von Frauen nur als Betroffene forschen. In ihrem Frauensein sind sie parteilich. Im Sinne eines Sich-an-die-Seite-der-Unterdrückten-Stellens ist Parteilichkeit

auch aus diakonischer Sicht geboten, denn das Eintreten für die Bedrohten in unserer Gesellschaft ist ein im Vorbild Jesu verankertes diakonisches Handeln. „Es gibt mehr als Wut / mehr als Trauer / mehr als Angst und Schrecken. / Es gibt Hoffnung.“

Diese Zeilen begegnen den Betrachter/innen von Plakat und Faltblatt zum Frauenhaus des Ansbacher Caritasverbandes. Sie umschreiben Umfeld und Anliegen des Arbeitsbereichs „Frauenhaus“: Frauenhaus als oft einziger Zufluchtsort für Frauen und ihre Kinder aus der – derzeit vieldiskutierten – Problematik familiärer Gewalt. Aufgrund seines unattraktiven, in Kirche und Gesellschaft meist verdrängten Arbeitsbereichs ist ein Frauenhaus auch heute noch eine gesellschaftliche und diakonische Herausforderung, so die Grundthematik dieser Diplomarbeit. Um diese Herausforderung zu verdeutlichen, umreißt die Arbeit im ersten Kapitel das „Problemfeld Gewalt gegen Frauen in der Familie“. Auf der Grundlage der Definition des der Studie zugrundeliegenden Gewaltbegriffs befaßt sie sich mit Vorkommen, Art und Folgen sowie mit den psychologischen, gesellschaftlich bedingten und religiösen Ursachen von Gewalt in der Familie.

Das zweite Kapitel „Frauenhaus – eine Zuflucht vor Gewalt“ skizziert die 20jährige Entstehungsgeschichte der Frauenhäuser aus der Neuen Frauenbewegung, um den geschichtlichen „Sitz im Leben“ der Frauenhausarbeit verständlich zu machen. Die Darstellung gesellschaftlicher, politischer und rechtlicher Grundlagen der Frauenhausarbeit zeigt den Status und die Lobby dieser Arbeit heute. Die Geschichte der Frauenhäuser verdeutlicht, daß sie keineswegs radikal feministische Projekte sind, sondern wie keine andere Einrichtung das notwendige Paket gleichzeitiger Hilfen anbieten können: Anonymität, Selbständigkeit der Frauen, Parteilichkeit für die Frauen, sofortiger Schutz auf unbestimmte Zeit sowie Beratungsangebote durch professionelle Mitarbeiterinnen und Betreuung betroffener Frauen haben sich als gemeinsame Grundlagen der verschiedenen Träger von Frauenhäusern erwiesen.

Die „Fallstudie zum Ansbacher Frauenhaus“ im dritten Kapitel dient als Grundlage für die Analyse der verschiedenen Konfliktfelder eines Frauenhauses, für die im letzten Kapitel ansatzweise thesenartige Lösungsansätze geboten werden. Das öffentliche, politische und kirchliche Tauziehen um die Errichtung eines Frauenhauses in Ansbach spiegelt die vielschichtigen Interessen und Vorbehalte gegenüber Frauenhausarbeit wider. Einerseits wird die strukturelle Notwendigkeit sowie die karitative Aufgabe gesehen, andererseits bestehen große Vorbehalte gegenüber kirchlicher Sozialarbeit, gerade in dem Punkt der Ehe- und Familienarbeit. Darüber hinaus steht Frauenhausarbeit immer in der Zerreißprobe zwischen Finanzierungsfragen, Effektivität, Klientinnenorientierung und eigenem diakonischem Auftrag. Besonders intensiv befaßt sich die

Studie mit Komponenten, die das Leben der Frauen, Mütter und Kinder im Frauenhaus betreffen. Es wird dabei deutlich, daß es das Frauenhaus als Institution an sich nicht gibt. Es existiert nur für und mit seinen Bewohnerinnen. Nur unter dieser Perspektive kann es Hoffnung für bedrohte Frauen und Kinder bieten. Unter anderem findet sich in der Arbeit neben einem statistischen Überblick ein von der Verfasserin erarbeitetes Modell der Krisenbewältigung im Frauenhaus, das sowohl die Komponenten der Frau als auch der Beratung beinhaltet. Zitate, die die Bewohnerinnen selbst zu Wort kommen lassen, stellen für die Leser/innen eine Nähe zur Thematik her, die dazu einlädt, sich in die Situation der Frauen hineinzudenken und die Perspektive der Frauen wahrzunehmen.

Spezifische Probleme der Arbeit mit Frauen und Kindern im Frauenhaus verdeutlicht die Darstellung der sozialpädagogischen, erzieherischen und ehrenamtlichen Arbeit sowie ihrer Rahmenbedingungen. Mit Ergebnissen aus einer Umfrage der Autorin unter haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen werden deren Einstellungen und Anfragen zur Frauenhausarbeit untermauert. Da die im Frauenhaus gewonnene Hoffnung mit dem Auszug sehr gefährdet ist, wird der Darstellung der Situation ehemaliger Frauenhausbewohnerinnen ein breiter Raum in der Untersuchung eingeräumt. Die Verfasserin plädiert für die Intensivierung der Nachbetreuungsangebote für ehemalige Bewohnerinnen. Als weiterer Schwerpunkt von Frauenhausarbeit werden die Öffentlichkeitsarbeit und die damit eng zusammenhängende Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderen Dienststellen untersucht. Erkenntnisse aus einer Umfrage der Verfasserin in der Ansbacher Fußgängerzone zum Bekanntheitsgrad und Informationsstand der Bevölkerung werden in die Analyse miteinbezogen.

Die zusammenfassende Aufstellung von Chancen und Grenzen der Frauenhausarbeit sowie der Problemthesen mit Lösungsversuchen zeigt das Spannungsfeld auf, in dem sich Frauenhausarbeit befindet: Als Chancen der Frauenhausarbeit erweisen sich die Verknüpfung von Zufluchtsmöglichkeit und Krisenintervention, Kongruenz von Wohnort und Beratungsstelle, Ermöglichung rascher Hilfe durch ständige Erreichbarkeit, Anonymität und Parteilichkeit, Hilfe zur Selbständigkeit, vertraute Beziehungen als Basis effektiver Nacharbeit, Erfahrungskompetenz in der Öffentlichkeit sowie sozialpädagogisches Handeln auf der Basis christlicher Hoffnung. Als Konfliktfelder werden Interessens-, Kompetenz- sowie Kommunikations- und Kooperationskonflikte in der Praxis derzeitiger Arbeit aufgespürt. Die Schlagworte Transparenz, verbesserter Informationsfluß, Kompetenzklärung und -anerkennung, Kooperationsbereitschaft, Vernetzung, Vergrößerung des Zeitbudgets und Qualifikation umschreiben die Vorschläge der Verfasserin für eine best-

mögliche Qualitätssicherung und Effizienz von Frauenhausarbeit.

An der Untersuchung wird deutlich, daß diakonische Arbeit im Frauenhaus genuin vorhanden ist. Ein spezieller „christlicher Geist“ ist eng mit der Arbeitsweise und Haltung der Mitarbeiterinnen verbunden. Um ihn nicht durch Arbeitsüberlastung zu verdrängen, muß der Träger dafür Sorge tragen, daß Freiräume entstehen, damit sich Ideen und Charismen entfalten können. Mitarbeiterinnen benötigen dafür vor allem Kommunikations- und Kooperationsbereitschaft, den Mut, ihre Phantasie zu entwickeln und ihre Fähigkeiten selbstbewußt einzusetzen. Diakonie hat ihre traditionellen und ureigenen Tätigkeiten in der Gewährung von Zuflucht und Schutz sowie darin, Stimme für verfolgte und bedrohte Menschen zu sein.

Diakonische Arbeit im Frauenhaus lebt von der Hoffnung auf eine Zukunft ohne Angst und Schrecken, ohne Wut und Trauer in der gegenseitigen Achtung der Würde aller Menschen: Damit Frauenhäuser mit ihrer Arbeit in unserer Gesellschaft überflüssig werden können, wie es das ursprüngliche Ziel der Frauenbewegung war.

Sabine Liermann

### **„Gefallen“ – Ledige Mütter im 19. Jahrhundert. Ihre Rechte und das Verhalten der Inneren Mission**

WS 1996/97, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 64, 99 Seiten/Anhang

Im 19. Jahrhundert gab es eine auffällige Zunahme an unehelichen Geburten in Europa. Sie erreichte auf deutschen Gebieten in der Mitte des Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Die Diplomarbeit stellt dar, wie es um ledige Mütter im 19. Jahrhundert in den deutschen Staaten bzw. im Deutschen Kaiserreich stand, und fragt insbesondere danach, inwieweit die Innere Mission sich mit der Situation lediger Mütter und ihrer Kinder beschäftigt hat.

Im ersten Kapitel der Arbeit wird ein Überblick über die spezifischen Ursachen unehelicher Geburten im 19. Jahrhundert gegeben. Er zeigt, daß der gewaltige gesellschaftliche Wandlungsprozeß jener Zeit mit seinen weitreichenden ökonomischen und sozialen Folgen wie Pauperismus, hohe Mobilität, Desintegration des Gesindes aus dem Familienverband eine grundlegende Rolle spielt. Im zweiten Kapitel wird die rechtliche Situation lediger Mütter in den deutschen Staaten betrachtet. Daran kann abgelesen werden, ob die Gesellschaft die ledigen Mütter und ihre Kinder zu Außenseiterinnen der Gesellschaft machte oder ihnen Schutz vor materieller Not und Anfeindung gewährte. Wie die Untersuchung verschiedener Gesetzessammlungen, insbesondere des „Allgemeinen Landrechts für die

Preußischen Staaten“ (1794), der Revision seines Nichtehelehenrechts von 1854 und des BGB von 1900 zeigt, bot die Gesetzgebung diesen Frauen insgesamt nur wenig Schutz und Unterstützung. Eine Ausnahme unter den Gesetzen bildet das seit Anfang des 19. Jh. in den preußischen Staaten geltende „Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten“. Es versuchte, die Frauen vor der Desintegration aus der Gesellschaft zu bewahren, sie ökonomisch abzusichern und ihnen günstige Prozeßregelungen einzuräumen. Dieses Gesetz wurde jedoch um der Institution der Ehe willen bald revidiert. (Die Gesetzestexte sind der Arbeit im Anhang beigegeben.)

Die Innere Mission hat sich mit der Problematik unehelicher Geburten bzw. lediger Mutterschaft beschäftigt. Dies ergab die im dritten Kapitel dargestellte Untersuchung der Zeitschrift „Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg“ (Jahrgänge 1844-1905), die das Öffentlichkeitsorgan des Centralausschusses der Inneren Mission war. Die Innere Mission verurteilte den vorehelichen Geschlechtsverkehr als einen Sittenverfall. Sie sah aber u.a. in den schwierigen Lebens- und Arbeitsbedingungen der Mädchen und jungen Frauen eine Ursache für die unehelichen Geburten und begann eine differenzierte diakonische Arbeit, um diese Bedingungen zu verbessern. Die Not lediger Mütter und ihrer Kinder erkennend, entstand in den 70er Jahren auch eine spezielle „Rettungsarbeit“ für diese Frauen und Kinder. Versorgungshäuser wurden in verschiedenen deutschen Städten eröffnet; von 1873-1910 ca. 36-38 Häuser. Deren Ziel war es, die ledigen Mütter und ihre Kinder vor dem sozialen Absturz zu bewahren und ihnen zu helfen, in der Gesellschaft wieder Fuß zu fassen. Initiiert und angeregt wurde diese neue diakonische Arbeit von einer Frau: Berta Lungstras aus Bonn, der Gründerin des ersten Versorgungshauses.

Ulrike Nitsche

### **„Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen ...“ Der Umgang der Kirche mit der Schuld an Jüdinnen und Juden nach 1945. Dargestellt anhand der Synodenprotokolle der EKHN bis zur Ergänzung des Grundartikels am 3. Dezember 1991**

WS 1996/97, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 65, 114 Seiten + Anhang

Die Kirchensynode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau beschloß im Dezember 1991 mit der notwendigen verfassungsändernden Mehrheit, dem Grundartikel der Kirchenordnung zwei Sätze hinzuzufügen, die das Verhältnis der Kirche zu den Juden betreffen. Die Sätze lauten: „Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen, bezeugt

sie neu die bleibende Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen. Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis ein.“

Erkenntnisleitendes Interesse, die Entwicklung gerade dieses Vorganges nachzuzeichnen, war die Suche nach einer Antwort auf die Frage, wie die Kirche mit der Schuld an den Jüdinnen und den Juden sowie von den ehemals „rasseverfolgten“ Christinnen und Christen umgeht, die sie aufgrund ihres Verhaltens im „Dritten Reich“ mitzutragen hat.

Meine Motivation, mich mit dieser Thematik auseinanderzusetzen, resultierte nicht zuletzt aus dem Besuch des kirchengeschichtlich-diakoniewissenschaftlichen Seminars „Diakonie im ‚Dritten Reich‘. Bilanz und Perspektiven der Forschung“ unter der Leitung der Professoren Dr. Dr. Theodor Strohm und Dr. Jörg Thierfelder im Sommersemester 1995. In dieser Veranstaltung erarbeitete ich ein Referat über das Thema „Judenfrage. Kirchliche Hilfe für jüdische Mitbürger (Büro Grüber)“ und wurde damit konfrontiert, wie beschämend gering die Hilfe der Kirche für jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger war. Erschreckend war für mich zu erfahren, inwieweit die Kirchen in das Unrechtsregime verflochten waren und somit selbst Verursacherinnen des Leides waren, das Jüdinnen und Juden zu ertragen hatten. In Gesprächen mit Jüdinnen und Juden meines Alters in der Evangelischen Akademie Arnoldshain mußte ich lernen, wie sehr ein Dialog auch noch in meiner Generation belastet ist durch die nationalsozialistische Vergangenheit.

Ausgangspunkt der Überlegungen in dieser Arbeit war die These, daß ein fruchtbarer und weitgehend ausgeglichener christlich-jüdischer Dialog nur auf dem Nährboden von Schuldeingeständnissen seitens der Kirchen möglich ist. Der sogenannte christlich-jüdische Dialog wurde in meiner Untersuchung nur am Rande gestreift, denn ich wollte mich auf den Umgang der Kirche mit der Schuld an Jüdinnen und Juden konzentrieren. In der Ergänzung des Grundartikels der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau liegt meines Erachtens eine Chance zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Verhältnis zum Judentum vor, die sich diese Landeskirche selber gegeben hat. Die EKHN hat sich damit selbst in diesem Schuldeingeständnis eine Möglichkeit zu einem Dialog mit Jüdinnen und Juden geschaffen.

Meine Motivation war nun zunächst, den Prozeß nachzuzeichnen, den die Kirchensynode bis zum synodalen Beschluß zur Ergänzung des Grundartikels gegangen ist, um zu erfahren, welchem Wandel das Thema „Kirche und Israel“ in der Zeit von der Verfassungsgebenden Synode 1949 bis zur Herbstsynode 1991 unterworfen war. Die mir wichtig erscheinenden Beiträge habe ich auf Empfehlung von Professor Dr. Dr. Strohm zusammengetragen und dieser Diplomarbeit im Anhang beigelegt.

Der Darstellung des Themas „Kirche und Judentum“ im Spiegel der synodalen Verhandlungen mit Schwerpunkten auf der Herbstsynode 1981 und

dem eigentlichen Prozeß der Grundartikelergänzung ist eine Analyse des Umgangs der Kirchen mit der Schuld an Jüdinnen und Juden nach 1945 vorangestellt. Exemplarisch wurden zum einen der Arbeitsbereich des Diakonischen Werkes in den „Hilfsstellen für rassistisch verfolgte Christen“ – insbesondere in Frankfurt am Main – ausgewählt und auf die Motivation hin untersucht, mit der diese Arbeit geleistet wurde. Zum anderen wurden kirchliche Stellungnahmen zum Verhältnis der Kirche zum Judentum daraufhin hinterfragt, wie sie sich zu der Schuldproblematik äußern. Aufgrund dieser Untersuchungen bestätigte sich meine Ausgangsthese, daß die Kirchen mit der Schuld nur sehr schwer umzugehen wußten.

Maria-Marinela Popescu

### **Die Entwicklung und gegenwärtige Wirklichkeit der Diakonie in der Rumänisch-Orthodoxen Kirche**

WiSe 1996/97, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 66, 60 Seiten

Die vorliegende Diplomarbeit trägt Hintergründe und zugängliche Informationen zusammen, um die aktuelle Situation der Diakonie in der Rumänisch-Orthodoxen Kirche darzustellen. Dazu ist zuerst ein Blick in die Geschichte nötig. Wie für andere orthodoxe Kirchen gilt auch für die Rumänisch-Orthodoxe Kirche, daß es – entgegen dem weitverbreiteten Vorurteil – eine lange Tradition der Wohltätigkeit gibt. Sie ist vor allem im Rahmen der Gemeindegottesdienste und in den Klöstern verankert. Es ist wichtig, diese Tradition beim Aufbau von neuen kirchlichen und christlichen Initiativen im Bereich der Diakonie zu berücksichtigen und zu integrieren.

Der Hauptteil der Diplomarbeit enthält eine Zusammenstellung aller diakonischen Angebote und Organisationen im heutigen Rumänien. Mit viel Mühe hat die Verfasserin in Rumänien und im Ausland Material zusammengetragen. So ist eine Sammlung entstanden, die in ihrer Aktualität und Vollständigkeit einzigartig im deutschen Sprachraum ist. Der erste Abschnitt des Hauptteils beschäftigt sich mit den diakonischen Aktivitäten im Rahmen der Gemeindegottesdienste der Rumänisch-Orthodoxen Kirche insbesondere ihrer Priester. Der zweite Abschnitt geht dann auf die diakonische Arbeit der Klöster ein, bevor im dritten als wichtige Arbeitsbereiche die Seelsorge in Krankenhäusern, Altenheimen, Kinderheimen und Gefängnissen sowie die Kinder- und Familienarbeit genannt werden. Unter dem Ceauşescu-Regime waren sowohl Abtreibungen als auch alle Verhütungsmittel verboten, damit möglichst viele rumänische Kinder geboren wurden. Deshalb sind die Betreuung und Unterstützung von ungewollten Kindern und ihren

Familien besonders dringend. Es leuchtet ein, daß die Rumänisch-Orthodoxe Kirche viel Energie in diese diakonische Aufgabe investiert. In einem weiteren Teil werden freie orthodoxe oder ökumenische Vereinigungen vorgestellt, die sich auf dem Gebiet der Diakonie engagieren. Der Charakter dieser Organisationen ist sehr unterschiedlich. Zum einen findet sich AIDROM unter ihnen, der ökumenische Zusammenschluß aller in Rumänien vertretenen Kirchen für soziale Hilfsprogramme, der auch vom Ökumenischen Rat der Kirchen unterstützt wird. Zum anderen werden kleine, freie Initiativen beschrieben wie beispielsweise ASOR, eine freie Vereinigung rumänischer Studenten, die an diakonischer Arbeit interessiert sind, oder der Verein für medizinische Hilfe Christiana.

Im einen darauf folgenden Teil geht die Verfasserin auf neueste sozialpolitische Entwicklungen in Rumänien ein, insbesondere im Bereich der Gesetzgebung. Es können zwar Fortschritte und Verbesserungen für benachteiligte Gruppen festgestellt werden, doch besteht nach wie vor eine Diskrepanz zwischen den in den Gesetzen festgehaltenen Rechten und der Praxis vor Ort. Auch können Lücken und Mängel in der Gesetzgebung identifiziert werden. Gerade vor diesem Hintergrund erweist sich die Bedeutung des diakonischen Engagements der Rumänisch-Orthodoxen Kirche. Der rumänische Staat wird in der Zukunft die Rumänisch-Orthodoxe Kirche brauchen, um seine sozialen Probleme lösen zu können.

Dorothee Speck

### **Unvermutete Verheißung. Petrusgeschichten in diakonischer Perspektive**

SoSe 1997, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 74, 44 Seiten

Was hat Petrus mit Diakonie zu tun? Ist es nicht so, daß das Bild von Petrus als dem Hirten und als ‚Verwalter göttlicher Macht‘ gar nicht passen will zu unserer Idee von Diakonie, von Lieben und Helfen und Miteinander-auf-dem-Weg-Sein?

Paul Philippi deutet in seinem Buch „Diaconica“ Konturen der Petrusgestalt an: „Den erwarteten Christus bekennt Petrus gerne – seinen Leidensweg lehnt er ab“. „Petrus wird auch den Sklavendienst der Fußwaschung ebenso leidenschaftlich zurückweisen, wie er andererseits den Anteil am Heil, der damit verbunden ist, dann doch enthusiastisch begehrt.“ (S. 4) Angeregt von dieser Perspektive versucht die Verfasserin, einige Stationen des Petrus auf seinem Weg mit Jesus, sein Verstehen und Nichtverstehen, sein Versagen und Bemühen nachzuzeichnen. Dabei wird deutlich, daß gerade dem unzuverlässigen Petrus die Nachfolge und das

gegenseitige Dienen zugemutet werden: unvermutete Verheißung.

Ausgehend von Christusbekenntnis, Leidensankündigung, Verklärung und Fußwaschung wird eine Sicht von Diakonie entfaltet, die aus der Perspektive der Liebe geschieht, die Raum schafft für Erfahrungen des Miteinander, für das Akzeptieren von Leid, das Hören und Warten auf Gott. Leitidee ist ein von Geschwisterlichkeit geprägtes Verständnis von Diakonie und Kirche.

Anette Stork

### **Zwischen Professionalität und dem guten Herzen. Ehrenamtliche Mitarbeit in der Telefonseelsorge. Unter besonderer Berücksichtigung von Aspekten der nichtprofessionellen Mitarbeit**

SoSe 97, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 75, 81 Seiten + Anhang

Das Jahr 1997 ist für die Telefonseelsorge ein besonderes Jahr. Zum einen blickt sie auf ein 40jähriges Bestehen in Deutschland zurück, zum anderen sind seit dem 1. Juli d.J. alle Telefonseelsorgeanschlüsse flächendeckend koordiniert, d.h. von jedem Ort in Deutschland aus ist die Telefonseelsorge qua Euro-Notrufnummer zu erreichen: gebührenfrei und datengeschützt. Eine Besonderheit der Telefonseelsorge von jeher ist die Mitarbeit Ehrenamtlicher. Die Arbeit unternimmt den Versuch, einerseits die Institution Telefonseelsorge in ihrer Entwicklung, ihrem Selbstverständnis, ihren Möglichkeiten und Grenzen darzustellen und andererseits Fragen der Mitarbeit in den Mittelpunkt zu rücken, wobei nach der besonderen Chance der Mitarbeit Ehrenamtlicher für die Arbeit der Telefonseelsorge gefragt wird.

Im ersten Hauptteil wird ein Portait der Telefonseelsorge gezeichnet. Einen besonderen Schwerpunkt bildet hierbei die Frage nach dem Standort der Telefonseelsorge in Kirche und Gesellschaft. Fragen nach ihrer Verortung im Netz der psychosozialen Einrichtungen, nach ihrem Selbstverständnis sowie nach ihrer theologischen und diakonischen Dimension werden aufgeworfen. Ganz unterschiedliche Einschätzungen treten dabei zutage: Zum Teil wird ihr eine Vorreiterrolle als Einrichtung im Schnittpunkt zwischen Kirche und Gesellschaft zugesprochen, dann aber wird auch kritisch nach ihrer „corporate identity“ gefragt. Spannend wird es, wenn Chancen und Grenzen des Mediums Telefon in den Blick geraten. Die Möglichkeit der Anonymität, der schnellen Erreichbarkeit machen als „niedrige Schwellen“ mit die besondere Chance aus. Gleichzeitig ist aber zu fragen, ob nicht eine paradoxe Art von Nähe entsteht, ob echte soziale Kontakte nicht verhindert werden. Die Telefonseelsorge, die ein „Phänomen unserer Gesellschaft“ ist,

darf die gesellschaftliche Verflochtenheit der ihr anvertrauten Probleme nicht ignorieren.

Teil 2 thematisiert die Mitarbeit in der Telefonseelsorge. Einen Interessensschwerpunkt bildet hier das Ehrenamt. Wichtige Gestaltungsmerkmale, die auch bei der Diskussion um die „neue Ehrenamtlichkeit“ immer wieder hervorgehoben werden, werden genannt: Möglichkeiten der Qualifikation (Aus- und Weiterbildung, Supervision), geregelte Kriterien für die Mitarbeit, Mitsprachemöglichkeiten, eigenverantwortliche Tätigkeit, Mitarbeit in einem Kreis von Gleichgesinnten, persönlicher Gewinn. Gerade der letzte Punkt, die persönliche Bereicherung, wird im Unterschied zum Ehrenamt von einst (christlich motiviert und hingebungsvoll) betont. Grundlegendes Motiv für die ehrenamtliche Tätigkeit ist aber auch das Engagement für die Mitmenschen.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Frage nach der Qualität der Mitarbeit von Laien, die in der Arbeit zumeist als nichtprofessionelle Mitarbeiter/innen bezeichnet werden. Aspekte der Mitarbeit von qualifizierten Laien, auch aus den Bereichen Psychologie und Soziale Arbeit werden zusammengetragen. Dabei ergibt sich, daß sich Nicht-Profis vor allem in der Krisenhilfe bewährt haben, geht es hier doch häufig erst einmal nicht um konkrete Hilfen und gut strukturierte Gespräche, sondern zunächst um einen Menschen, der da ist, Anteil nimmt, zuhört. Außerdem wird immer wieder betont, daß die Nicht-Profis, eben weil sie nicht „verbildet“ durch eine Ausbildung sind, spontaner und gefühlvoller dem Menschen in Not begegnen können und Wärme und Einfühlungsvermögen tatsächlich unverkrampfter entstehen. Als Stärke der Profis wird zweifelsohne das Durchschauen, das Strukturieren, das „Auf-den-Punkt-Bringen“ genannt, Eigenschaften und Fähigkeiten, die besonders in der weiterreichenden Beratungsarbeit unerlässlich sind. Ihre Professionalität kann ihnen aber auch im Wege stehen, nämlich dann, wenn es darum geht, einfach „nur“ Mitmensch zu sein, nicht zu analysieren oder nach verborgenen Motiven Ausschau zu halten.

Ein dritter Teil schließlich stellt Konzeption und Ergebnisse einer Umfrage dar, die unter den Mitarbeiter/innen der Telefonseelsorge Rhein-Neckar zum Thema nichtprofessionelle ehrenamtliche Mitarbeit gestartet wurde. Die obigen Überlegungen zu Gestaltungsaspekten des Ehrenamtes finden dabei breite Zustimmung. Hinsichtlich des Komplexes der nichtprofessionellen Mitarbeit ergibt sich aus der Einschätzung der Mitarbeitenden, daß als Stärken der „Laien“ besonders betont werden: Motivation; Besinnung auf die menschliche, weniger die sachliche Seite eines Problems; Fähigkeit, Anteil zu nehmen und Wärme spüren zu lassen. Eigene Krisen- und Lebenserfahrung spielt hingegen eine überraschend geringe Rolle. Die Nicht-Profis laufen Gefahr, womöglich Kern und Tiefe eines Problems zu verkennen, eigene Probleme zu „lösen“, in ein Ratgeberverhalten zu verfallen und nicht genügend

Distanz zu wahren. Außerdem pflegen sie sich, was schwierige und ernst erscheinende Situationen angeht, selbst zu unterschätzen.

Als Ergebnis dieses Teils läßt sich festhalten: Die Arbeit der Telefonseelsorge, die als Krisenintervention, aber auch als Begleitung von Menschen in (Dauer-)Krisen verstanden werden kann, deren Mitarbeiter/innen auf „große“ und „kleine“ Probleme ansprechbar sind und den Anrufenden ein Ohr und die eigene Gefühlswelt „leihen“, wird durch die Mitarbeit von nichtprofessionell ausgebildeten Menschen wesentlich bereichert. Daß die Arbeit durch Ehrenamtliche geschieht, verleiht ihr ein Potential an Vielfalt und Motivationen.

Andreas Weisbrod

### **Versöhnung contra Vergeltung. Das Recht des Staates zu strafen und seine Begrenzung an der Bewahrung des menschlichen Lebens**

SoSe 97, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 76, 101 Seiten

„Strafe muß sein!“ – dieser Satz dürfte in der öffentlichen Meinung weithin auf Zustimmung treffen. Nicht ganz so einhellig sind jedoch die Ansichten darüber, *warum* Strafe sein muß. Über die Erwartungen an Strafe und ihren Sinn läßt sich schwer Übereinstimmung erzielen. Abschreckung, Besserung, Vergeltung, Wiederherstellung von Gerechtigkeit: So und anders hören sich die unterschiedlichen Erwartungen an die Verhängung von Strafen an; und so lauten auch die großen Alternativen, wie sie in den unterschiedlichen *Straftheorien* und ihrem Ringen um das rechte Verständnis vom Strafen seit einigen hundert Jahren immer wieder formuliert wurden.

Dabei haben nur etwa 7 % aller Verurteilungen in der Bundesrepublik eine Freiheitsstrafe zur Folge. Dennoch prägt die Freiheitsstrafe das Bild des öffentlichen Bewußtseins von der Strafe. Das kommt nicht von ungefähr: Fast nirgends werden Fragen wie die nach dem gesellschaftlichen Umgang mit Straftätern, nach Gerechtigkeit, Schuld und Wiedergutmachung, so exemplarisch vor Augen geführt wie im Falle der Freiheitsstrafe. Und nirgendwo bedarf es für das Strafhandeln des Staates so außerordentlicher Rechtfertigung wie hier, wo der Mensch mit dem Entzug dessen bestraft wird, was im Verständnis unserer Rechtsordnung grundlegender Bestandteil seines Wesens ist: Freiheit.

Die moderne Freiheitsstrafe steht am Ende einer langen Entwicklung, an deren Anfang sich Recht und Anspruch des Staates zu strafen überhaupt erst durchsetzen mußten. Die Geschichte dieses staatlichen „Straf-Rechts“ ist Gegenstand der Darlegungen im *ersten Kapitel* der Arbeit. Nach einer Zeit privatstrafrechtlicher Regelungen, wie sie schon in

germanischer Zeit von den Sippenverbänden gepflegt werden, kann erst am Beginn der Neuzeit von einem rechtlich verfaßten Strafanspruch des Staates gesprochen werden. Seit der Aufklärung ist diese Entwicklung immer wieder mit der Entstehung von Straftheorien auf das engste verknüpft, die sich bis heute in den gegensätzlichsten Definitionen und Erwartungen an staatliches Strafen widerspiegeln. Zur rein äußerlich-historischen Darstellung tritt so notwendigerweise die Beleuchtung der Genese dieser großen Theorien – Spezialpräventions-, Generalpräventions- und Vergeltungstheorie – in der Philosophiegeschichte.

Die Darstellung dieser Straftheorien ist Voraussetzung der Erörterungen im *zweiten Kapitel*. Hier werden in einem ersten Teil unter der Frage nach dem „Sinn“ von Strafe die Straftheorien kritisch beleuchtet. Dabei zeigt sich, daß keine von ihnen Strafe wirklich sinnvoll begründen kann. Im zweiten Teil geht es – als sachliches Gegenstück zur Darstellung der Herausbildung staatlicher Strafe im ersten Kapitel – um die zentrale Frage, wie angesichts der Freiheit und Würde des einzelnen Menschen der Anspruch des Staates auf Strafe wieder zu *begrenzen* ist, eine Fragestellung, die noch gänzlich außerhalb der Perspektive der großen Straftheorien lag. Die Begrenzung staatlichen Strafens wird besonders dann zum drängenden Anliegen, wenn man einmal von den spektakulär in den Medien verbreiteten Gewaltverbrechen absieht, an denen sich unser öffentliches Bewußtsein in seinem „Straftäter-Bild“ orientiert. Statt dessen ist zu berücksichtigen, daß die Menschen, die überwiegend unsere Gefängnisse füllen, oft selbst schwere soziale Schäden haben und an ihrer Lebensgeschichte leiden. Um diese geht es vor allem, wenn nach dem Ort des *Menschen* im Strafrecht gefragt wird, das also nicht nur die Tat, sondern auch den Täter in den Blick zu nehmen hat. Eine wichtige Rolle spielt in der Arbeit hier die Rechtsethik Wolfgang Hubers.

Neben den Tätern sind jedoch auch die Opfer in der Entstehung des staatlichen Strafanspruchs gänzlich ausgeblendet worden. Ihnen kommt dort wieder eine wichtige Rolle zu, wo es um die Gestaltung eines Strafrechts geht, das als Rahmen für gesellschaftliche Wiedergutmachung und für einen Ausgleich zwischen den verschiedenen von einer Straftat betroffenen Seiten fungieren kann. Um den Beitrag, den *theologische* Überlegungen zu einer Betonung des Menschen, primär der Täter, aber auch der Opfer, im Strafrecht und zu den erwähnten Versöhnungsprozessen leisten können, geht es im abschließenden *dritten Kapitel*. Dabei zeigt es sich, daß innerhalb der Theologie traditionell eher Positionen bezogen wurden, die mit straftheoretischem Rigorismus und mit Vergeltungsdenken konform gehen, weshalb es in der Gegenüberstellung zweier Beispiele aus der Theologie des 20. Jahrhunderts (Paul Althaus und Karl Barth) zunächst um den Auf-

weis der Unhaltbarkeit eines absoluten Strafverständnisses geht. Erst danach schließen sich einige vorsichtige Überlegungen an, wie die Bewahrung des menschlichen Lebens in heutigem Strafrecht zur Geltung gebracht werden könnte, wobei bewußt darauf verzichtet wird, ganzheitliche theologische Begründungszusammenhänge für die Ordnung des Staates und sein Strafhandeln zu erschließen.

Karsten Willemer

**Diakonie als Zeugendienst der Gemeinde.  
Karl Barths Verständnis von Diakonie im Rahmen seiner Ekklesiologie der Versöhnungslehre (KD IV, §§ 63, 67, 72)**

WS 1996/97, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 68, 73 Seiten

Anläßlich des achtzigsten Geburtstages von Karl Barth nennt Hans Christoph von Hase in einem Grußwort der Zeitschrift „Die Innere Mission“ den Jubilar einen „theologischen Helfer“ der evangelischen Diakonie, der dazu beigetragen hat, „dem Dienst des Christen und der Kirche im Ganzen der Ethik, ja der Dogmatik selbst, den rechten Platz zu geben“ (in: Die Innere Mission 56/1966, 193). Als theologischer Helfer für die Diakonie und die Diakoniewissenschaft ist Barth auch in der Folgezeit verschiedentlich in Anspruch genommen worden. Seine Theologie und insbesondere die Versöhnungslehre ist offenbar geeignet, etwas Hilfreiches zu den Problemstellungen der Diakoniewissenschaft beizutragen. Die vorliegende Arbeit schließt sich diesem Urteil an. Doch geht sie insofern einen eigenen Weg, als sie nicht indirekt nach der Bedeutung der Theologie Barths für eine dann noch zu entwickelnde Theorie der Diakonie fragt, sondern den Blick direkt auf das Verständnis von Diakonie richtet, das Barth selbst in der Versöhnungslehre formuliert hat.

Das Diakonieverständnis Barths kann nur dann richtig erfaßt werden, wenn es im Kontext seiner Ekklesiologie betrachtet wird. Deshalb ist die Arbeit so aufgebaut, daß in einem ersten großen Kapitel die Ekklesiologie der Versöhnungslehre entfaltet wird. In den so aufgespannten Rahmen zeichnet das zweite Kapitel Barths Verständnis von Diakonie ein. Ein Ausblick am Ende der Arbeit gibt Hinweise für die Relevanz von Barths Position für heutige diakoniewissenschaftliche Probleme.

Die Arbeit macht deutlich, daß Diakonie für Barth nichts Nebensächliches ist, sondern ein integraler Bestandteil des der ganzen Gemeinde aufgetragenen Zeugendienstes der Versöhnung. Die Gemeinde ist in Barths christologisch bestimmter Ekklesiologie vor allem Dienstgemeinschaft, die die in Jesus Christus geschehene Versöhnung der Welt mit Gott zu bezeugen hat. Sie ist ihrem Wesen nach ex-tro-

vertiert, denn sie ist Kirche in der Welt und für die Welt. Der Zeugendienst der Gemeinde konkretisiert sich in unterschiedlichen Formen, wobei in einigen das Reden überwiegt, in anderen das Handeln. Die Diakonie stellt eine besondere Form des Dienstes dar, weil in ihr das Heil in Christus, welches der Dienst insgesamt bezeugt, besonders konkret und greifbar wird. Sie macht die Versöhnung leibhaftig erfahrbar. Barth versteht Diakonie als Hilfe für den ganzen Menschen, wobei die physische und materielle Hilfe zunächst im Vordergrund steht. Sie geschieht im Schutzraum der umfassenden Hilfe Gottes als solidarisches Handeln unter gleichermaßen Hilfsbedürftigen. Diakonie ist ein Dienst der Ge-

meinde in und an der Gesellschaft. Das bedeutet, sie ist immer auch politische Diakonie. Dennoch geht sie weder in sozialer noch in sozialpolitischer Arbeit völlig auf. Denn als Dienst in der Nachfolge Christi bezeugt sie den Menschen die umfassende Hilfe Gottes. Durch seine christologische Begründung sowohl der Ekklesiologie als auch der Diakonie schafft es Barth, ein Diakonieverständnis zu entwerfen, das der Gemeinde einerseits eine konkrete gesellschaftliche Aufgabe zuweist, ohne andererseits ihre geistliche Dimension zu vernachlässigen. Nicht zuletzt dadurch gewinnt es für eine theologische Fundierung der Diakonie in der Gegenwart an Bedeutung.

## Vorstellung einiger in Vorbereitung befindlicher Abschlußarbeiten (Arbeitstitel)

Michaela Frenz

### Notfallseelsorge. Kirchliche Arbeit in Feuerwehr, Rettungsdienst und Polizei

Notfallseelsorge ist noch ein sehr junger Zweig der Seelsorge. Im Bereich der Polizei ist Seelsorge kein Novum und schon seit Jahren erprobt. Im Rettungswesen (Rettungsdienst, Feuerwehr und Katastrophenschutz) dagegen fehlte ein solches Angebot bisher völlig. Die Flugtagkatastrophe von Ramstein im August 1988 machte deutlich, wie wichtig ein Seelsorge- bzw. Nachsorgeangebot für Opfer, Angehörige und auch für Helferinnen und Helfer ist. Versuche, eine Seelsorgerin bzw. einen Seelsorger in der Akutphase zu erreichen, scheitern meist; auch ist für das Rettungsdienstpersonal oder die Polizei oft schwer festzustellen, wer zuständig ist. Erst wenn der Patient gestorben ist, erfährt dies der zuständige Seelsorger vom Bestatter. Aufgabe der Notfallseelsorge ist es aber auch, sich bewußt nicht nur um die Opfer sowie deren Angehörige, sondern vor allem auch um die Helferinnen und Helfer zu kümmern. Die Notfallseelsorge wendet sich also an drei verschiedene Personengruppen: 1. Primär Geschädigte (z.B. Unfallopfer), 2. Sekundär Geschädigte (z.B. unverletzte Beteiligte, Angehörige), 3. Helfende.

Es gibt derzeit eine Vielzahl von Organisationsstrukturen und Bezeichnungen dieser Arbeit, auch außerhalb der Kirchen. In der Abschlußarbeit soll aufgezeigt werden, warum dieses Angebot sinnvoll und nötig ist und wie die unterschiedlichen Projekte organisiert sind und arbeiten. Da ich im Rettungsdienst in drei Städten tätig war bzw. bin und auch am Aufbau eines Notfallseelsorgeprojektes in Koblenz beteiligt bin, habe ich selbst Einblick in die Schwierigkeiten, Probleme und auch Ängste, die bei dieser Arbeit auf seiten der Hilfsorganisationen aber auch auf seiten der Kirchen auftreten. Wichtig

ist, daß man die Notfallseelsorge als einen gesellschaftsdiakonischen Dienst ansieht, der von kirchlichen oder entsprechend ausgebildeten Mitarbeitern unter Beibehaltung ihrer bisherigen Aufgaben reihum in einer Rufbereitschaft durchgeführt wird. Hilfe wird dem angeboten, der in Not ist. Die Notfallseelsorge ermöglicht den kirchlichen Seelsorgern dort tätig zu werden, wo sie dringlich gebraucht werden: Menschen beizustehen in Schwierigkeiten, Ängsten, Nöten, in Grenzsituationen, an Schnittstellen ihres Lebens. Es geht nicht darum zu „missionieren“, es werden auch keine Wunder erwartet, sondern ein offenes Ohr, ein bißchen Zeit und die Bereitschaft, gemeinsam das Unfaßbare auszuhalten, dazusein bis dann Angehörige oder Freunde sich weiter um die Betroffenen kümmern können. Auch können Seelsorger auf Erfahrungen und Kontakte zurückgreifen, die in den Gemeinden gemacht wurden. So können Kontakte zu Sozialdiensten und Selbsthilfegruppen hergestellt werden. Heute bedarf es dazu offensichtlich der Organisation und Koordination.

Einsatzsituationen für den Notfallseelsorger sind z.B.:

- Betreuung der Angehörigen während einer Reanimation oder nach deren Abbruch,
- Betreuung auch der Angehörigen nach einem plötzlichen Kindstod oder nach einem Suizid oder Suizidversuch,
- Überbringen einer Todesnachricht,
- Geiselnahme,
- schwere Verkehrsunfälle,
- Katastrophen mit einer Vielzahl von Verletzten oder Toten (z.B. der Flughafenbrand in Düsseldorf).

Die Helferinnen und Helfer können dies nicht allein leisten. Sie fühlen sich überfordert und sind oft ja auch selbst viel zu sehr in das Geschehen verwickelt. Außerdem müssen sich die Einsatzkräfte so schnell wie möglich wieder einsatzbereit melden,

wenn medizinisch nichts mehr zu tun ist. Menschen dann mit ihren Nöten allein zurücklassen zu müssen, ist auch für sie nicht einfach und häufig belastend. Oft müssen sie schon wieder einen neuen Einsatz übernehmen, obwohl sie den vorherigen selber noch nicht verarbeitet haben. Vielfach wird gefordert, daß das Einsatzende neu definiert werden müßte. Denn man kann nicht vom Einsatzende sprechen, wenn die Patienten der Klinik übergeben sind und die Fahrzeuge wieder einsatzklar in der Halle stehen. Unfälle mit vielen Verletzten oder Toten, der Anblick von verbrannten oder verstümmelten Menschen, Kindernotfälle, plötzlicher Kindstod gehen auch an einem erfahrenen Helfer nicht spurlos vorbei. Solche Einsätze sind oft nach vielen Jahren noch präsent: Anblicke, Bilder, Gerüche und Geräusche kommen immer wieder ins Bewußtsein. Ähnliche Einsatzstichworte lassen Erinnerungen wiederkehren.

Mein Augenmerk liegt in dieser Arbeit auf den besonderen Belastungen, denen die unterschiedlichen Helferinnen und Helfer im Rettungsdienst (Notärzte, Leitstellenpersonal, Rettungsassistenten und -sanitäter sowie Zivildienstleistende) ausgesetzt sind, und wie sie versuchen, damit umzugehen. Es geht darum, Notwendigkeit, Aufgabe und Inhalt der Notfallseelsorge darzustellen und damit zugleich den Helfern zu helfen, damit sie nicht zu hilflosen Helfern werden.

Uwe Joas

### **Diakonie, Gemeinde, Sozialpastoral. Hermann Steinkamps Theorieansätze zur Erneuerung der diakonischen, kirchlichen und gemeindlichen Praxis**

Ein durchgängiges Thema innerhalb der diakoniewissenschaftlichen Diskussion der letzten Jahre ist der Zusammenhang von Diakonie und Gemeinde. Der katholische Theologe Hermann Steinkamp, Professor für Pastoralsoziologie und Religionspädagogik an der Universität Münster, hat sich mit profilierten und weiterführenden Beiträgen an dieser ökumenischen Diskussion beteiligt. Daher soll in der hier vorgestellten Abschlußarbeit versucht werden, die Entwicklung von Steinkamps Ansätzen während der vergangenen 20 Jahre nachzuzeichnen und Ausblicke auf die Tragfähigkeit dieser Ansätze im Blick auf die Herausforderungen heutiger diakonischer und kirchlicher Praxis zu geben.

Die Untersuchung gliedert sich in vier Kapitel, in denen verschiedene Phasen im Denken Steinkamps dargestellt werden.

Das erste Kapitel orientiert sich vor allem an Steinkamps 1985 erschienenem Band „Diakonie – Kennzeichen der Gemeinde“, in dem er dezidiert den Zusammenhang von Diakonie und Gemeinde thematisiert. Steinkamp analysiert zunächst ver-

schiedene empirische Gemeindetypen und die mit ihnen jeweils verbundenen Diakoniekonzeptionen, um dann am Beispiel basisgemeindlicher Praxis neue Perspektiven für die Konzeption gemeindlicher Diakonie zu entwickeln, die auch Auswirkungen auf die Identität von Gemeinden haben. Darüber hinaus wird in diesem ersten Kapitel auf die systemtheoretische Einordnung der Diakonie bei Niklas Luhmann eingegangen, da Luhmanns Theorie auch von Steinkamp kritisch rezipiert wird, der dieser bei der Abbildung der gegenwärtigen Realität eine hohe Plausibilität einräumt.

Im zweiten Kapitel bildet Steinkamps Kritik an den derzeitigen kirchlichen Strukturen den Schwerpunkt. Paradigmatisch wird diese verdeutlicht anhand des 1988 in der Zeitschrift „Diakonia“ erschienenen Aufsatzes „Selbst, wenn die Betreuten sich ändern“ – Das Parochialprinzip als Hindernis für Gemeindebildung“. Steinkamp expliziert in diesem Aufsatz seine These, daß die gegenwärtigen Kirchenstrukturen (Basis-)Gemeindebildung eher verhindern und kommt im Blick auf diakonische Aktivitäten zum Ergebnis, daß diese sich zwar noch am ehesten als basisgemeindliche Sozialformen, aber als solche meist eben nur an der Peripherie der herkömmlichen Pfarreien bilden.

Im dritten Kapitel wird Steinkamps Entwurf eines neuen Paradigmas christlich-kirchlicher Praxis vorgestellt, den er mit dem Begriff „Sozialpastoral“ bezeichnet. Den Hintergrund dafür bildet der 1991 erschienene Band „Sozialpastoral“. Anhand des Dreischritts „Sehen – Urteilen – Handeln“ analysiert Steinkamp zunächst die gesellschaftliche Realität, innerhalb derer die Kirche agiert („Sehen“), um dann als Grundoptionen der Sozialpastoral die „Option für die Armen“ sowie die Option einer diakonischen „Kirche für andere“ zu identifizieren („Urteilen“). In einem dritten Schritt geht es Steinkamp schließlich darum – anhand der Beispiele Arbeitslosigkeit, Jugendarbeit, Telefonseelsorge und Gemeinde –, Konturen der neuen Praxis der Sozialpastoral deutlich zu machen, wobei er die diakonische Gemeinde als „Zielkategorie von Sozialpastoral“ betrachtet („Handeln“).

Das vierte Kapitel bezieht sich vor allem auf den 1994 erschienenen Band „Solidarität und Parteilichkeit“, der auf „Sozialpastoral“ und „Diakonie – Kennzeichen der Gemeinde“ zurückgreift. Allerdings stellt Steinkamp diese beiden Ansätze nicht nur nebeneinander, sondern er integriert sie gleichsam, indem er die diakonische Gemeinde als „Ort“ sozialpastoraler Praxis definiert. Außerdem beschreibt er die Fremdenfeindlichkeit, die Asylproblematik sowie die Wohnungsnot und Obdachlosigkeit als weitere aktuelle Handlungsfelder der Sozialpastoral.

In einem fünften Kapitel sollen schließlich, neben einer kritischen Würdigung der Ansätze Steinkamps, Ausblicke auf deren Umsetzbarkeit gegeben werden.

Tilman Just

### **Ethische Konflikte in der humanitären Hilfe**

„Eine Vokabel hat Konjunktur – das Humanitäre“. Diese Feststellung kann man in jüngster Zeit immer wieder bestätigt finden. Ob in Somalia, Bosnien, Ruanda oder Zaire: bei allen Konflikten dieser Tage wird immer öfter und schneller eine „humanitäre Aktion“ eingeleitet. Darin spiegeln sich die enormen Schwierigkeiten wider, die die komplexen Notlagen seit Ende des Kalten Krieges kennzeichnen. In diesen Konflikten wird die humanitäre Hilfe mehr und mehr zum Spielball der Interessen. Die Grenzen zwischen politischem, militärischem und humanitärem Handeln werden zunehmend verwischt. Diplomaten und Militärs haben die humanitäre Hilfe entdeckt und machen sie sich zu ihren je eigenen Zielen dienstbar. Dies bringt auch für die Mitarbeiter/innen der humanitären Organisationen eine Fülle von Problemen mit sich. Anstatt ausschließlich humanitäre Hilfe für die Opfer zu leisten, haben die Organisationen weitreichende Aufgaben übernommen, die sie bei weitem überfordern und sogar ihren eigentlichen Auftrag gefährden können. „Die humanitäre Bewegung [hat] ... im Verlauf weniger Jahre außer der ethischen Verantwortung, der sie nur selten gerecht wurde, eine rechtliche Verantwortung übernommen, die ihre Kräfte definitiv übersteigt“, stellt Rony Braumann, der langjährige Vorsitzende von „Ärzte ohne Grenzen/ MSF“ fest.

Die ethischen Konfliktfelder in der humanitären Hilfe sind das Thema meiner Arbeit. Dabei geht es mir nicht nur um ethische Konflikte, der sich die humanitäre Bewegung als Ganze stellen muß, sondern ich will vor allem auch exemplarisch Konflikte aufzeigen, wie sie Menschen begegnen, die sich in der humanitären Hilfe engagieren. Dies will ich schwerpunktmäßig am Beispiel der Hilfe für Bosnien-Herzegowina tun und habe dazu Gespräche mit Menschen geführt, die sich in verschiedenen Positionen solchen Probleme stellen mußten. Meine Gesprächspartner waren Hannelore Hensle, die Leiterin der Katastrophenhilfe des Diakonischen Werks, ein leitender Diplomat des Arbeitsstabs humanitäre Hilfe im Auswärtigen Amt, der ehemalige EU-Administrator für Mostar, Hans Koschnick, Mitarbeiterinnen eines Frauentherapieprojekts, von

UNICEF und Ärzte ohne Grenzen/MSF, der Journalist und Buchautor Horand Knaup sowie Menschen aus verschiedenen Organisationen, die ich aus meiner Arbeit für die humanitäre Hilfe in Bosnien kenne.

Ich gehe der Frage nach, ob es für einen verantwortungsvollen Umgang mit solchen Gewissenskonflikten einen gemeinsamen „Wertekanon“ in der humanitären Hilfe gibt und ob der Rückgriff auf eine solche gemeinsame ethische Grundlage Hilfe geben kann für das Handeln der Mitarbeiter/innen. Eine gemeinsame ethische Basis wird von verschiedener Seite im „Humanitarismus“ gesehen. Dieses Konzept soll aufgegriffen und kritisch hinterfragt werden. Gerade von einem christlich-diakonischen Hilfsverständnis her wird es hier nötig sein, Fehlentwicklungen und Gefahren aufzuzeigen und zu benennen. Was bleibt ist die Frage nach einer gemeinsamen ethischen Orientierung der so unterschiedlichen Akteure in der humanitären Hilfe.

Sie alle stehen Situationen gegenüber, die sie zu einer schwerwiegenden Entscheidung drängen und dies meist unter Zeitdruck.

In einer solchen Situation können grundlegende ethische Werte und Normen allein aber nur bedingt helfen. Es bedarf vielmehr der Transformation ethischer Normen und Werte in ein auf die Situation abgestimmtes handlungssteuerndes Urteil. Nötig sind Kriterien, die ein solches Urteil begründen und verantwortbar machen können und damit für die Agierenden eine größere Transparenz ihrer Entscheidungen möglich machen. Genau diesem Problem geht Heinz Eduard Tödt in seinem Versuch einer ethischen Theorie sittlicher Urteilsfindung nach. Seine Überlegungen will ich aufgreifen und auf ihre Anwendbarkeit für die humanitäre Hilfe untersuchen. Abschließend wird noch zu fragen sein, was im Hinblick auf eine christlich verantwortete und motivierte Katastrophenhilfe wichtig und möglich ist.

Ich will mit dieser Arbeit keine fertigen Antworten auf die schwierigen Fragen geben, sondern vielmehr den Problemhorizont einer Form von Hilfstätigkeit etwas ausleuchten, die mich in den letzten Jahren selbst viel beschäftigt hat. Lösungen und Patentrezepte kann und darf es in diesen Fragen nicht geben, aber die Auseinandersetzung mit dem Thema scheint mir wichtig und lohnend, zumal sie in der Literatur bisher kaum stattgefunden hat.

## **Vorstellung einiger in Vorbereitung befindlicher Diplomarbeiten (Arbeitstitel)**

Harald Beutel

### **Der sozialreformerische Ansatz Thomas Chalmers (1780-1847)**

Es besteht heute ein weitgehender Konsens darüber, daß die Gemeinde ein Ort der Diakonie sein soll. Gleichzeitig ist der Anspruch da, daß sich Diakonie auf die ganze Gesellschaft richten soll. Wo die Gemeindediakonie im Zentrum steht, geht al-

lerdings oft der Blick für die Gesellschaft als ganze verloren und wo die Diakonie ihren Auftrag an der Gesellschaft wahrnimmt, hat hierbei die Gemeinde als solche keine Funktion. In dieser Arbeit soll herausgearbeitet werden, daß bei dem schottischen Theologen Thomas Chalmers ein Ansatz vorliegt, der Gemeinde und Gesellschaft gleichermaßen in den Blick nimmt. Die vielschichtige Art und Weise, in der bei Chalmers die Gemeinde in der sie umgebenden Welt präsent ist, soll deutlich gemacht werden, auch auf die spätere Modifizierung seines Modell zu einem ökumenischen Konzept soll eingegangen werden. Am Schluß der Arbeit soll noch durch zwei Beispiele der Einfluß deutlich gemacht werden, den Chalmers auf die soziale Arbeit in Deutschland ausübte.

Als Chalmers im Jahr 1819 in einem Armenviertel der Stadt Glasgow das Modell einer diakonischen Gemeinde errichtet, hat die industrielle Revolution dort ihren Höhepunkt erreicht. Die Stadt ist durch schnelles Wachstum zur zweitgrößten Stadt Großbritanniens geworden. In ihr zeigen sich die Auswirkungen der Massenproduktion so deutlich wie kaum in einer anderen. Mit einem Modellprojekt versucht Chalmers nun zu beweisen, daß eine Kirchengemeinde in der Lage ist, in umfangreicher Weise den sozialen Defiziten in ihrem Stadtteil zu begegnen. Vier Jahre lang leitet er selbst dieses Projekt, danach folgt er einer Berufung an die Universität St. Andrews und entfaltet seinen Ansatz in vielen Publikationen. Nicht zuletzt hierdurch wird er weit über die Grenzen Schottlands hinaus bekannt und beeinflusste nicht nur die Diakonie verschiedener britischer Kirchen, sondern auch die soziale Arbeit auf dem europäischen Kontinent.

In dieser Arbeit sollen nun zunächst einmal Stationen der Biographie Chalmers skizziert werden. Hier soll deutlich werden, wie vielfältig die Interessen dieses Mannes sind, die sein Werk prägen. Er begegnet uns nicht nur als Pfarrer und Professor für Moralphilosophie und Theologie, sondern auch als Mathematiker, Nationalökonom und Kirchenpolitiker. Dann soll auf Chalmers sozialtheologischen Ansatz eingegangen werden: Seine Anthropologie ist von dem Begriff der Würde des Menschen bestimmt, aus dem Chalmers die Notwendigkeit ableitet, den Armen zu mündigem Verhalten zu erziehen. So ist für ihn Förderung der Bildung ebenso wichtig wie die Anregung von Selbsthilfeinitiativen.

Sein soziologischer Horizont ist begrenzt auf den Stadtteil, das Dorf. Einen erneuerten Staat stellt er sich vor als ein Mosaik von erneuerten kleinen Gemeinwesen. So hat er wenig zu sagen zur staatlichen Sozialpolitik, viel aber zu stadtteilbezogener Sozialarbeit. Ekklesiologisch steht in seiner ersten Lebensphase die reformierte schottische Landeskirche im Zentrum seines sozialen Reformprogramms. In seiner letzten Lebensphase ist dieses Programm ganz und gar ökumenisch. Der Hauptteil der Arbeit soll Chalmers Modellprojekt in Glasgow beschrei-

ben: Die St. Johnsparochie zwischen 1819 und 1823. Chalmers erwirkt, daß die Stadt Glasgow die Verantwortung für die Armenfürsorge in diesem Stadtteil seiner Gemeinde überträgt. Das hierfür erforderliche Geld wird allein von der Gemeinde aufgebracht. Die Verteilung desselben ist mit einer aufsuchenden sozialen Arbeit verbunden, in der die Unterstützung der Selbsthilfepotentiale der Betroffenen von zentraler Bedeutung ist. Auch der Seelsorge und den Gottesdiensten schenkt Chalmers besondere Aufmerksamkeit. Systematisch besucht er buchstäblich jedes Haus in seinem Stadtteil.

Im Schottland des frühen 19. Jahrhunderts ist es üblich, daß die Besucher des Sonntagmorgengottesdienstes Platzmieten zu entrichten haben. Diese Mieten sind so hoch, daß minderbemittelte oft nicht in der Lage sind, einen reformierten Gottesdienst zu besuchen. Um ihnen auch zu ermöglichen, Gottesdienste zu besuchen, führt Chalmers allsonntägliche Abendgottesdienste ohne Platzmieten ein und läßt in seinem Stadtteil eine Kapelle errichten, die auch Ärmere besuchen konnten. Um den Kindern der Armen eine Schulbildung zu ermöglichen, werden mehrere Grundschulen errichtet sowie Sonntagsschulen für solche Kinder, die während der Woche arbeiten mußten. Die Sonntagsschule ist mit einer aufsuchenden Sozialarbeit verbunden. Die Sonntagsschullehrer sind dazu angehalten, die Familien der Kinder während der Woche zu besuchen.

Bei der Betrachtung der Ämterstruktur dieser Modellgemeinde fällt ins Auge, daß durch die Wiederbelebung des traditionellen reformierten Diakonenamtes die weitgespannte soziale Tätigkeit in das Gemeindeleben eingebunden ist. Die Armenfürsorge geschieht durch 25 ehrenamtliche Diakone, denen jeweils ein Bezirk des Stadtteils zugewiesen ist. Ein weiteres Kapitel soll auf die Modifikation eingehen, die dieses Modell in der letzten Lebensphase Chalmers erfahren hat. Hier stellt er sich die soziale Erneuerung durch miteinander vernetzte Gemeinden der verschiedenen Konfessionen vor. Zum Schluß soll sich diese Arbeit noch mit zwei Beispielen der Wirkungsgeschichte Chalmers in Deutschland befassen: Der erste Teil des letzten Kapitels soll sich mit dem Werk Johann Hinrich Wicherns beschäftigen. Die Parallelität vieler Gedankengänge der beiden Reformer ist unübersehbar. Die Arbeit soll einige Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede der Konzepte beider aufzeigen und versuchen, einem möglichen Einfluß Chalmers auf Wichern nachzugehen. Der zweite Teil des Kapitels soll sich dem „Elberfelder Armenpflege-System“ widmen. Ein Einfluß Chalmers auf das „Elberfelder System“ ist bereits von Wolfgang Heinrichs nachgewiesen worden. Diesen beschreibt der letzte Abschnitt der Arbeit. Im Jahr 1853 führte die Stadt Elberfeld ein neues städtisches Armenpflege-System ein, dessen Vorbild das Glasgower Modell der Hilfe zur Selbsthilfe war.

Rossitza Dikova

### **Sozial-diakonische Ansichten Basilius des Großen. Von seinem Leben und Werk dargestellt**

Die Diplomarbeit beschäftigt sich mit einem der größten Theologen des 4. Jahrhunderts. Basilius, bereits von seinen Zeitgenossen „der Große“ genannt, hatte das Amt des Bischof von Kaisarea inne. Bis heute wird der Heilige Basilius vorwiegend in der orthodoxen Kirche verehrt, er lebt weiter als der Verfasser der Göttlichen Liturgie, die an besonderen Feiertagen gefeiert wird, er ist ein Verfechter des nizänischen Glaubens gewesen und gilt als Apologet des orthodoxen Glaubens, als Vater des griechischen Mönchtums. Der hellenistisch gebildete Theologe war außerdem als ein geschickter Politiker und kirchlicher Organisator bekannt.

Basilius selbst nimmt keine Definition des Begriffs Diakonie vor. Er legt „Diakonie“ durch sein Leben und seine Predigten aus. Von seinem Werk sind zahlreiche Predigten (Homilien) und Briefe, dogmatische und asketische Schriften erhalten. Vor allem aus den Briefen können wir ein Bild von seiner praktischen Lebenstätigkeit gewinnen. Wie ihn die Zeitgenossen empfunden haben, erfahren wir unmittelbar aus der Gedächtnisrede von seinem Bruder, Gregor von Nyssa.

Auf dem Hintergrund der sozialpolitischen Situation des damaligen Gebietes Kappadokien betrachtet die Arbeit die auch für die heutige Zeit großzügigen Projekte der Wohltätigkeit und Armenpflege. Basilius gründete „vor den Toren“ von Kaisarea die sogenannte „Neue Stadt“ (Basiliada), wo er verschiedene soziale Einrichtungen unterhielt und verwaltete. Wir finden Hinweise auf Krankenhäuser (Hospizes), Armenhäuser, Herberge für Durchreisende, wir lesen aber auch über Wohnhäuser für Ärzte, für Pflegepersonal und für Handwerker. Die Mitte der Stadt bildeten die Kirche, die bischöfliche Residenz und die Wohnungen für den Klerus von Kaisarea. Erspart wurde Basilius auch die Konfrontation mit den weltlichen Vertretern der Stadt nicht – eine kleine „Stadt“ in der Trägerschaft der Kirche führte zu Streitigkeiten in Steuerfragen (siehe z.B. Briefe 142 und 143). Basilius wollte seine Einrichtungen von den Steuern befreien. Basiliada war etwa bis zum Jahre 1073 in Betrieb.

Seine Einsichten hatte Basilius theologisch begründet und erklärt in seinen Homilien. „*Er machte die leiblich Armen durch seine gute Lehre zu Armen im Geiste; ihre Armut wurde ihnen zum großen Segen, weil sich die Gnade des wahren Reichs mit ihr verband.*“ (aus der Gedächtnisrede Gregors von Nyssa). Die Themen einiger Homilien befassen sich auch mit der drohenden Hungersnot und der Dürre im Jahre 360. Die Reichen erhalten ihre Güter von Gott, Reichtum ist daher nicht etwas Schlimmes, an sich aber trotzdem wertlos: „*Das Geld soll zum Unterhalt des Lebens dienen, nicht dieses euch als*

*Mittel zu Missetaten in die Hand gegeben, ein Lösegeld der Seele soll es sein, nicht aber Führer zum Verderben*“ (aus der Predigt An die Reichen, Hom. 7). Den Wert des Reichtums bestimmt man von dem Gebrauch her, die Güter sind den Menschen von Gott gegeben, um sie zu verwalten. „*Wer seinen Reichtum allen zugänglich macht, empfängt reichen Lohn.*“ (Predigt Über die Habsucht, Hom. 6). Man soll seinen Reichtum an die Bedürftigen verteilen. Darin sah Basilius, von dem asketischen Grundgebot ausgehend, die Verwirklichung der christlichen Prinzipien: Die Kirche wurde in der Mitte der „Neuen Stadt“ gebaut.

Es ist belehrend zu sehen, daß die sozialen Dienste der Kirche in der Gesellschaft schon seit der Antike ihre große Rolle spielten und daß die Kirche ihre Aufgabe nicht nur als gesellschaftlich nützlich empfunden hatte, sondern daß die Pflege der Bedürftigen ein fester und unabdingbarer Bestandteil des christlichen Glaubens und des christlichen Lebens darstellt und daß sie gründlich theologisch verankert ist. Angesichts dieses Beispiels kann vielleicht *historia* als *magistra vitae* dienen, z.B. den gegenwärtigen kritisch hinterfragenden Diskussionen innerhalb der Diakonie um die Verteilung der Pflegedienste zwischen der Kirche und dem Staat.

Ingo Franz

### **Integrative diakonische Wohnprojekte. Modelle einer solidarischen Nachbarschaftskultur im Kontext christlicher Gemeinden und ihrer Diakonie**

In einer Zeit, in der die Systeme sozialer Sicherung durch politische Entscheidungen, durch weltweite sozioökonomische Entwicklungen und durch demographische Tendenzen einem steigenden Veränderungsdruck unterliegen, sind die Dienstleistungsvollzüge im sozialen Bereich einem Wandel unterworfen, der im Bereich kirchlicher Trägerschaft zu weitreichenden Fragen nach dem Wesen der Diakonie Anlaß gibt. In zahlreichen Reflexionen über diakonisches Handeln wird die Verbindung von Diakonie und kirchengemeindlichem Lebensraum besonders hervorgehoben. Oft werden neue Perspektiven für das diakonische Gemeindeleben formuliert, allerdings fällt es in diesem Zusammenhang offensichtlich schwer, innovative Entwürfe einer konzeptionellen Vernetzung von Diakonie und Gemeindefarbeit zu realisieren. Weithin erscheinen die Kräfte, welche die Vollzüge diakonischen Handelns im sozialstaatlichen Gefüge bestimmen, Bewegungsgesetzen unterworfen, die nur eine geringe Kompatibilität mit der Dynamik kirchengemeindlichen Lebens aufweisen. Die theologisch plausiblen Perspektiven für eine Diakonie, in denen ein solidarisches Miteinander der unterschiedlich Begabten aufleuchtet, können wohl meist nur schwer Veränderungen

erwirken für die Organisation und das Management der Dienstleistungsunternehmen im Bereich von Diakonie und Caritas. Die kritischen Anfragen im Hinblick auf die Funktions- und Strukturgesetze sozialwirtschaftlicher Unternehmen in kirchlicher Trägerschaft werden in der Diplomarbeit über integrative diakonische Wohnprojekte maßgeblich von dem Interesse an der Frage geleitet, in welcher Weise Diakonie dazu beitragen kann, Marginalisierungstendenzen entgegenzuwirken, Teilhabe zu ermöglichen, eine Vielfalt von Begabungen zur Entfaltung zu bringen, das ‚Diakonentum aller Gläubigen‘ (Moltmann) zu stärken und Erfahrungs- und Kommunikationsräume zu eröffnen.

Unter diesen Aspekten wird nach Modellen und Konzeptionen gesucht, in denen integrative Lebensräume im Kontext kirchlicher Gemeinde so gestaltet sind, daß diakonische Handlungsvollzüge in einer weniger isolierten Qualität erfahrbar werden und die wirtschaftlich quantifizierbaren Dienstleistungen eingebunden sind in gemeinschaftliche und gemeindliche Lebensvollzüge. Ausgewählte Modelle sollen im Hinblick auf Fragen beleuchtet werden, die das jeweilige kirchengemeindliche Umfeld betreffen. Gleichzeitig soll aber auch untersucht werden, ob durch die dargestellten Pilotprojekte neue Handlungsoptionen im Bereich der Systeme sozialer Sicherung und der sozialen Arbeit in die sozialpolitische Diskussion eingebracht werden können.

Exemplarisch werden Initiativen zur Förderung solidarischer Gemeinschaft im Bereich des betreuten Wohnens ausgewählt. Es geht dabei um eine evaluative Untersuchung von solchen Projekten, in denen nicht nur eine ‚Zielgruppe‘ betreut, sondern ein integrativer Lebensraum für Menschen in ganz unterschiedlichen Lebenslagen gestaltet wird. Zur Darstellung gelangen die „Diakonische Kommunität Friedensgasse“ in Basel, das „Lebenshaus“ in Trossingen, „Lebensräume für jung und alt“ der Stiftung Liebenau im Raum Ravensburg, „Diakonische Hausgemeinschaften“ in Freiburg und „Diakonische Hausgemeinschaften“ in Heidelberg. Die meisten dieser Initiativen sind aus einem Engagement kleiner Gruppen in einem kirchlichen Bezugsrahmen entstanden. Die Nachbarschaftskultur, die in diesen Wohnprojekten zur Entfaltung kommt, ist nicht nur durch Aspekte der Hilfe für Menschen geprägt, die spezifischer Dienstleistungen bedürfen (– und die sie meist von professionellen Leistungserbringern in Anspruch nehmen können). Innerhalb dieser Projekte werden in jeweils unterschiedlicher Weise nachbarschaftliche Beziehungen gepflegt, die für die Lebensqualität aller Beteiligten bedeutsam sind – auch für jene Bewohnerinnen und Bewohner, die das Leben in den Projekten mitgestalten, ohne Empfänger von Dienstleistungen in besonderen Lebenslagen zu sein. Das bedeutet, daß die soziale Struktur der untersuchten Projekte nicht durch die in den meisten sozialwirtschaftlichen Unternehmen sonst übliche Fokussierung auf eine Zielgruppe

determiniert ist. Auch bei der Darstellung dieser integrativen Wohnmodelle kann es darum nicht um die isolierte Betrachtung von Fürsorgevollzügen gehen.

Programm und Praxis der vorgestellten Wohnprojekte werden vor allem erörtert im Hinblick auf die Zielvorstellungen von solidarischer Nachbarschaft in verschiedenen Beziehungsfeldern von Kirche und Gesellschaft und in bezug auf neue Organisationsformen und Finanzierungswege helfenden Handelns im sozialstaatlichen Kontext. Dabei wird auch die Frage diskutiert, unter welchen Bedingungen die Leitvorstellung der Gestaltung von integrativen Lebensräumen über das Arbeitsfeld von einigen kleinen Pilotprojekten hinaus an handlungsbestimmender Bedeutung in Diakonie und Gemeindefarbeit gewinnen könnte. Schließlich kann die Auswertung der zur Darstellung gebrachten Erfahrungen aus den verschiedenen Wohnprojekten zahlreiche Hinweise dafür geben, daß integrative Konzeptionen zu bemerkenswerten Ergebnissen führen können, beispielsweise im Hinblick auf die Achtung der Menschenwürde wie auch hinsichtlich ihrer Wirtschaftlichkeit.

Rainer Kimmel

### **Die Diakonie der katholischen Kirche des alt-katholischen Bistums in Deutschland**

Der alt-katholischen Kirche (der genaue Name wäre „die katholische Kirche des alt-katholischen Bistums“) wird im allgemeinen wenig Beachtung geschenkt. Sie zählt mittlerweile nur 25.000 Mitglieder in der Bundesrepublik Deutschland, in der Literatur wird der Alt-Katholizismus gerne als „Gelehrtenhäresie“ abgetan. Größere Breitenwirkung widerfuhr ihr kurz, als Bischof Vobbe 1996 zwei Theologinnen zu Priesterinnen weihte und dadurch zum ersten Mal Frauen in diese Funktion gelangen.

In dieser Diplomarbeit soll einerseits gezeigt werden, daß diese Kirche von Anfang an zu den führenden Kräften der ökumenischen Bewegung zählt und daß sich andererseits in diesem überschaubaren Rahmen mehr diakonische Tätigkeiten finden, als man annehmen könnte. Außerdem gewinnt diese Kirche im Blick auf ihren ökumenischen Grundansatz zur Zeit eine immense Bedeutung. Die geplante Kirchengemeinschaft von Lutheranern und Anglikanern in den USA kann den deutschen Protestantismus sehr unter Zugzwang bringen. Denn seit 1931 besteht volle Kirchengemeinschaft zwischen alt-katholischer Kirche und Anglikanischer Kirche. Eine intensivere Zusammenarbeit zwischen der bischöflich verfaßten alt-katholischen Kirche und den Kirchen der VELKD wäre damit geboten. Eine Einigung hätte große Auswirkungen auf den evangelisch-katholischen Dialog, in dem die Amtsfrage nach wie vor als das Haupthindernis für Kirchengemeinschaft

meinschaft betrachtet wird. Der traditionell intensive Kontakt zwischen alt-katholischer Kirche und der Orthodoxie erweitert das Forum zusätzlich. Nicht zuletzt fasziniert diese Kirche durch die einzigartige Mischung von traditionellem Glaubensgut, das gekonnt ohne Substanzverlust in Gegenwartssprache übersetzt wird, und durch eine große Liberalität und Gelassenheit in alltäglichen Lebensfragen.

In einem ersten Arbeitsschritt werden die Voraussetzungen und die Entstehung der alt-katholischen Bewegung bis zum heutigen Stand dargestellt. Darauf soll eine Darstellung der diakonischen Aktivitäten dieser Kirche folgen, auch die Unterlassungen sollen untersucht werden. In einem dritten Schritt soll der Modellcharakter des ekklesiologischen Ansatzes der alt-katholischen Kirche für die Kirchengemeinschaft verschiedener Kirchen in versöhnter Verschiedenheit aufgezeigt werden. In einem letzten Arbeitsschritt wird eine Ausweitung dieses Ansatzes mit Dimensionen diakoniewissenschaftlicher Ansätze gewagt.

Schon in ihrem Selbstverständnis zeichnet die alt-katholische Kirche eine große Gelassenheit aus. So lebt sie auch sehr gut mit ihrer Größe, die sich nicht in starken Mitgliederzahlen oder gigantischen Einflußdemonstrationen darstellt. Ihr massiver diakonischer Einsatz wird an den verschiedensten Punkten der Gesellschaft nur durch genaue Betrachtung deutlich und verdient in dieser Bescheidenheit noch mehr Respekt.

Annette Leis

### **Das „Samariterhem“ in Uppsala/Schweden in internationaler Perspektive**

*Eine exemplarische Untersuchung zu Geschichte, Konzeption und Zukunftsperspektive einer diakonischen Einrichtung im Hinblick auf ihre internationale Ausrichtung*

In den aktuellen Diskussionen zur europäischen Einigung und zur Globalisierung wird immer wieder die Forderung gestellt, die nationalen Grenzen zu überwinden und mit Hilfe von Netzwerken den europäischen, ja sogar den weltweiten Kontext als Handlungsfeld zu verstehen und zu nutzen. Diese Erweiterung des Aktionsradius, die in vielen Bereichen der Wirtschaft bereits vollzogen wurde, soll nach den Zielvorstellungen der EU-Politik gerade nicht auf Kosten der lokalen und regionalen Anbindung gehen. Die Diakonie spielt in der internationalen und ökumenischen Vernetzung der Kirchen traditionell eine große Rolle. Erinnert sei hier an die Stockholm-Konferenz für Praktisches Christentum (Life and Work) 1925. Deshalb kann ein Blick von der internationalen auf die lokale Ebene, d.h. auf eine diakonische Einrichtung, Aufschlüsse darüber geben, wie die beiden Pole – internationale Koope-

ration und konkrete Arbeit vor Ort – die jüngere Geschichte der Diakonie bestimmt haben und ihre Tätigkeit bis heute prägen. Die Erfahrungen mit und in den internationalen Netzwerken sowie mit deren Einfluß auf die lokale Arbeit stellen einen wichtigen Beitrag dar, den die diakonischen Institutionen für die europäische Einigung und für die internationale Zusammenarbeit leisten können.

Das 1882 gegründete Samariterhem ist in mehrfacher Hinsicht ein gutes Beispiel für eine solche Untersuchung. Die Einrichtung ist bis heute aktives Mitglied in den beiden großen internationalen Diakonieverbänden, DIAKONIA und Kaiserswerther Generalkonferenz. Gleichzeitig ist das Samariterhem eine kleinere Institution, die auf eine Privatinitiative zurückgeht. Es ist also nicht in gleicher Weise wie größere Einrichtungen den Vor- und Nachteilen ausgesetzt, die damit einhergehen, im Mittelpunkt des öffentlichen und kirchenpolitischen Interesses zu stehen. Dennoch spielt das Samariterhem eine einmalige Rolle im Bereich der internationalen Diakonie. Dies verdankt es nicht zuletzt seinen Direktorinnen und Direktoren, die alle einen ihrer Arbeitsschwerpunkte im Bereich der internationalen Zusammenarbeit setzten. Schon die Gründerin Ebba Boström empfing wichtige Impulse aus England und der Schweiz. Bis in die 1980er Jahre hatten während einer Periode von über 20 Jahren drei aufeinander folgende Direktoren des Samariterhems, Pehr Edwall, Bengt-Thure Molander und Inga Bengtzon, den Vorsitz von DIAKONIA inne. Direktor Bengt-Thure Molander war darüber hinaus einige Jahre lang Sekretär für Diakonie und Innere Mission beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf. Zudem ist Uppsala die Stadt, in der der Initiator der ökumenischen Bewegung für Praktisches Christentum, Nathan Söderblom, als schwedischer Erzbischof wirkte und in dieser Funktion Vorsitzender des Beirats des Samariterhems war. Allein diese Aspekte machen eine genauere Untersuchung der internationalen Ausrichtung des Samariterhems lohnend.

Die Arbeit will einen Überblick über die Geschichte der internationalen Vernetzung des Samariterhems und ihre Umsetzung im Einrichtungsprofil geben. Voraussetzung dafür ist eine Skizze der großen internationalen Organisationen weiblicher Diakonie, Kaiserswerther Generalkonferenz und DIAKONIA, da die internationale Arbeit des Samariterhems größtenteils in Beziehung zu ihnen stattfand. Die Vielzahl der Ereignisse, Initiativen und Impulse, die für das ökumenische Engagement des Samariterhems von Bedeutung sind, lassen sich mit Hilfe von drei Phasen strukturieren und in den jeweiligen politischen und kirchenpolitischen Zusammenhang einordnen. Die erste Phase reicht ungefähr bis zu den 1920er Jahren. In ihr vollzieht sich die Entwicklung der freien diakonischen Privatinitiative zu einer Institution und ihre Etablierung im Rahmen der Schwedischen Kirche und der internationa-

len diakonischen Gemeinschaft. Thema der zweiten Phase ist die internationale diakonische Bewegung. In den 20er Jahren setzt ein ökumenischer Aufbruch ein, in dessen Zentrum die Diakonie steht. Das Samariterhem in Uppsala befindet sich im Brennpunkt der neuen Bewegung, die auf der Weltkonferenz in Stockholm einen Höhepunkt erlebt. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland und der Zweite Weltkrieg bringen alle ökumenischen Kooperationspläne zum Erliegen. Nach dem Krieg wird mit der Gründung von DIAKONIA ein Neuanfang für die internationale diakonische Bewegung gefunden. Wieder setzt sich das Samariterhem für die ökumenische Vernetzung ein und ist mitverantwortlich für das neue Profil der Bewegung. Die dritte Phase ist vor allem von politischen Entwicklungen geprägt. Durch die Ausweitung der Europäischen Union und den Zusammenbruch der sozialistischen Staaten in Osteuropa finden sich die diakonischen Einrichtungen und Initiativen in veränderten politischen Rahmenbedingungen wieder und sind vor völlig neue Herausforderungen gestellt. Durch Flüchtlinge und Einwanderer werden internationale Probleme zu lokalen Aufgaben. Das internationale Konzept des Samariterhems muß sich mit Blick auf die sich verändernden Umstände ständig weiterentwickeln. Dieser Prozeß steht in der Spannung von internationaler Arbeit vor Ort und Neuaufbrüchen in den traditionellen ökumenischen Netzwerken der Diakonie und ist noch lange nicht abgeschlossen. Nicht zuletzt die soeben genannte Perspektive macht das Samariterhem in Uppsala zu einem geeigneten Beispiel, um den möglichen Beitrag diakonischer Institutionen zum europäischen Einigungsprozeß zu untersuchen.

Thomas Löffler

### **Die Astor-Stiftung in Walldorf als Beispiel kommunaler Diakonie – ein Beitrag zur Diakoniegeschichte in Baden**

Im Jahr 1998 begeht die Astor-Stiftung in Walldorf/Baden den 150. Todestag ihres Stifters Johann Jakob Astor, des damals reichsten Mannes Amerikas. Gleichzeitig wird sie ein Alten- und Pflegeheim einschließlich einer Seniorenwohnanlage für „Betreutes Wohnen“, die zur Zeit mit einem beträchtlichen Kostenvolumen errichtet werden, einweihen können. Darüber hinaus feiert im selben Jahr die Innere Mission ihr 150jähriges Jubiläum. Anlaß genug, einmal der Geschichte dieser Stiftung nachzugehen, die – wie nun nachgewiesen werden kann – letztlich ein Produkt der Inneren Missions-Bewegung war.

Dieses geschieht in der Arbeit unter der besonderen Fragestellung nach dem Zusammenspiel bzw. der Verknüpfung von kirchlicher und kommu-

ner „Diakonie“ in der Astor-Stiftung von der Gründungszeit bis in die Gegenwart. Zunächst wird der sozial- sowie der diakoniegeschichtliche Hintergrund bei der Entstehung der Stiftung im Jahr 1850 erhellt: zum einen der Pauperismus – auch im deutschen Südwesten –, zum anderen die von Wichern ausgehende Bewegung der Inneren Mission, die auch in Baden erheblichen Einfluß hatte. In dieser Situation kommt es zur Gründung einer diakonischen Einrichtung, die – das ist eher singulär – in einer Doppelstruktur als Rettungshaus und Armenanstalt konzipiert war, also sowohl eine diakonische als auch eine kommunal-soziale Dimension aufwies. Aufgrund des reichhaltigen Archivmaterials wird deutlich, daß es gerade Wichern war, der mit seiner persönlichen Beratung die Entstehung des Projektes maßgeblich begleitete. Er hat zum Beispiel die Zusammensetzung des Aufsichtsrates bestimmt. Alles Persönlichkeiten der badischen Diakoniegeschichte, die zum Teil ein Jahrzehnt später in Heidelberg wieder diakonisch aktiv wurden. Deutlich wird auch, daß die Astor-Stiftung zu einem Modellfall wurde für das wechselseitige Zusammenwirken des dreifachen Diakonats, wie es Wichern in seinen Vorträgen über Armenpflege bzw. in seinem Gutachten über die Diakonie und den Diakonats beschrieben hat. Die kurz skizzierten Entwicklungslinien bis zur Nazizeit zeigen auf, warum es dann aufgrund der fehlenden institutionellen Verankerung im kirchlichen Bereich zwangsläufig zur Aufhebung der Stiftung kommen mußte.

Die Darstellung der Restitution der Astor-Stiftung zu Beginn der 80er Jahre unseres Jahrhunderts zeigt, wie dabei – eher zufällig – das alte Modell wieder aufgegriffen wurde. Nämlich die enge Kooperation von kommunaler und kirchlicher, aber auch frei-privater „Wohltätigkeit“. Die Arbeit schließt daher folgerichtig mit der Frage, inwieweit dieses Modell einer „konzertierten Aktion“ bei veränderter finanz- und sozialpolitischer Situation wieder Zukunft haben könnte. Diakonie nun verstanden als echtes „Gemeinschaftsunternehmen“ verschiedener Partner unter den Bedingungen des modernen Sozialstaates, wobei der kirchlichen Diakonie die Rolle eines „Dienst-Leisters“ für die fachliche wie personelle Begleitung der kommunalen Diakonie zukäme.

Christian Meier

### **„Gemeinsam leben lernen“ – Die Religiöse Schulwochenarbeit der Kirchen in Westfalen.**

Der Anstoß zu dieser Arbeit kommt aus der Praxis. Mehrere Jahre war ich als ‚Freier Mitarbeiter‘ beim „Dienst der Evangelischen Kirche von Westfalen an den Schulen“ als Leiter von Schülergesprächsgruppen, vornehmlich an Gymnasien und Realschulen, im Einsatz. Ich habe dadurch ein kirchliches Ar-

beitsfeld kennengelernt, dessen Anfänge 50 Jahre zurückliegen, das in den 60er Jahren in vielen Landeskirchen Westdeutschlands bekannt war, heute aber nur noch in Westfalen etabliert ist: Religiöse Schulwochen.

Diesen ökumenisch durchgeführten Dienst an der Schnittstelle von Kirche und Schule vorzustellen, gemachte Erfahrungen zu reflektieren und mich in einer konzeptionellen Profilierung zu versuchen, ist das Ziel dieser Arbeit.

Angedacht sind dazu folgende Schritte: Zunächst wird es notwendig sein, Religiöse Schulwochen an sich zu beschreiben. Indem ich beispielhaft den Verlauf einer solchen einwöchigen Veranstaltung schildere, möchte ich einen Eindruck davon vermitteln, wie eine in erster Linie von den im Kontext des normalen Schulalltags stattfindenden Gesprächen geprägte Religiöse Schulwoche erlebt werden kann. Ergänzt wird dies durch eine Betrachtung der Geschichte der Religiösen Schulwochenarbeit, durch die ein interessanter Blick auf den Wandel und die Entwicklung dieser schulbezogenen kirchlichen Arbeitsform geworfen werden kann.

Nach diesem eher beschreibenden Abschnitt soll der Versuch einer Einordnung der Religiösen Schulwochenarbeit unternommen werden. Indem den Fragen nachgegangen wird, ob es sich bei ihr um eine besondere Form des Religionsunterrichts, um eine volksmissionarische Veranstaltung, um Schul-, Schüler- oder Fernstehendenseelsorge oder um ein diakonisches Praxisfeld handelt, ist beabsichtigt, gleichzeitig diese Handlungsfelder von Kirche zu durchdenken.

In den beiden folgenden Abschnitten sollen die Ausführungen zunächst von der Frage bestimmt sein, wer als Nutznießer dieses kirchlichen Angebotes in Betracht kommt, an wen sich also dieser Dienst der Kirchen richtet: an die teilnehmenden Schüler, Lehrer und Eltern, an die Schule als solche, die Gesellschaft, an die Kirchen selbst samt den Schulwochenmitarbeitern? Abschließend gilt es dann herauszuarbeiten, welche Impulse an die entsprechenden Stellen von der Religiösen Schulwochenarbeit ausgehen können, die sich in Westfalen einer Nachfrage erfreut, der aufgrund personeller Beschränkung und knapper werdender Finanzmittel nicht in vollem Umfang entsprochen werden kann.

Uwe Mletzko

### **Diakonie - damit Leben gelingt! Die Positionsbestimmung des Diakonischen Werkes anhand des Leitbildes Diakonie. Ein Beitrag zur Theologie der Diakonie**

An vielen Orten entstehen zur Zeit Leitbilder. Einrichtungen, Institutionen oder größere Verbände formulieren, was sie leitet und welches Bild sie in

der Öffentlichkeit vertreten wollen. Das Diakonische Werk hat Anfang der 90er Jahre einen Leitbildprozeß initiiert, der mit der Diakonischen Konferenz im Oktober 1997 in Bremen einen weiteren Abschnitt beenden wird. Über den Prozeßfortgang wird ebenfalls beraten werden.

Es ist sinnvoll, daß sich das Diakonische Werk über den eigenen Standpunkt sowie über den Weg, den es gehen will, in Form dieses Prozesses klar werden will. Am Ende dieses Jahrhunderts und somit mit Ausblick auf das 150jährige Jubiläum der Gründung des Central-Ausschusses der Inneren Mission ist es gut, auf breiter Ebene Rechenschaft darüber abzugeben, woher die Diakonie kommt und wohin sie sich auf den Weg machen will. Das Leitbild ist ein Schritt auf diesem Weg.

Die Diplomarbeit stellt sich der Aufgabe, den Leitbildprozeß des Diakonischen Werkes in seinen einzelnen Phasen nachzuzeichnen und ihn kritisch zu würdigen. In einem zweiten Schritt sollen die Inhalte des Leitbildes für eine Theologie der Diakonie fruchtbar gemacht und somit das Profil der Diakonie herausgearbeitet werden. Ein dritter Schritt ist die Formulierung von Chancen zur Implementierung des Leitbildes sowohl in Blick auf die Mitarbeiter/-innenschaft als auch im Blick auf die Öffentlichkeit. Die Innen- und Außenwirkung des Leitbildes werden beschrieben und Problemfelder aufgezeigt. Ein Vergleich mit dem vom Deutschen Caritasverband beschlossenen Leitbild Caritas zeigt die unterschiedliche Schwerpunktsetzung, Übereinstimmungen und gegenteilige Darstellungen auf.

Hillard Smid

### **Heil und Heilung im Markusevangelium. Ein Gespräch mit Ulrich Bach**

Seit langem interessiere ich mich sehr für die Arbeiten von Ulrich Bach; sie gehören für mich mit zum Spannendsten und Dringlichsten, was in der gegenwärtigen Theologie diskutiert wird. Bach hat in den letzten Jahren der Kirche und Theologie wegen ihrer Haltung Behinderten gegenüber „Sozialrassismus“ vorgehalten und diesen Vorwurf unter anderem exegetisch abzustützen versucht, indem er gängige Auslegungen verschiedener neutestamentlicher Texte aufs Korn nahm und diesen eigene Exegesen gegenüberstellte. Insbesondere hat er immer wieder das übliche Heilungsverständnis in Theologie und Kirche aufs äußerste in Frage gestellt. In meiner Arbeit möchte ich die von Bach vertretenen Thesen einmal von exegetischer Seite her überprüfen. Dabei orientiere ich mich an den biblischen Texten, die Bach selbst zur Erhärtung seiner Thesen anführt. In erster Linie soll seine Auslegung der markinischen Heilungsgeschichten, vorzugsweise von Mk 1 f. und 9, betrachtet werden. Bach fordert eine neue Bestimmung des Verhältnisses

von Heil und Heilung, das seiner Meinung nach bereits in den markinischen Texten selbst erkennbar wird.

Diskutiert werden sollen auch die exegetischen Implikationen des von Bach propagierten Gottesbildes (ist der Vater Jesu Christi ein „Wüstengott“?) und andere Fragen. Ob sich die Exegesen Bachs verifizieren lassen, ist für mich momentan noch völlig offen. Wichtig scheint mir das Bemühen zu sein, seine positiven Intentionen und ihre exegetische Grundlegung auseinanderzuhalten, um zu einer möglichst vorurteilsfreien Überprüfung zu gelangen.

Methodisch möchte ich so vorgehen, daß literarkritische oder auch historische Probleme zurückgestellt werden, also etwa die Frage nach dem „historischen“ Jesus. Die biblischen Texte werden vielmehr in der heute vorliegenden Form untersucht und überlegt, was der jeweilige Autor/letzte Redaktor möglicherweise mit dem von ihm verfaßten/redigierten Text beabsichtigt hat. Literarkritische u.a. Fragestellungen finden nur insoweit Berücksichtigung, wie sie zum Verstehen der Absicht dieser Letztredaktionen beitragen können.

### III. Berichte aus dem Studium und Praxis

Lutz Drescher

#### „Nach-gedachtes“ – Notizen nach dem Seminar „Ökumenische Diakonie“ im Sommersemester 1997

*„Die Kirche ist ihrem Wesen nach weltweit, grenzüberschreitend. Sie verfügt über besondere Möglichkeiten, den Blick der Menschen für die Eine Welt zu öffnen und das Bewußtsein der Verantwortung über das eigene Land und Volk hinaus zu schärfen. Die ökumenische Zusammenarbeit mit Kirchen aus der ganzen Welt und die intensiven Partnerschaften mit Gemeinden und Ortskirchen erweitern den Gesichtskreis über den eigenen Kulturraum hinaus. Solche Kontakte erinnern zugleich an die Not des Südens und die wechselseitigen weltwirtschaftlichen Abhängigkeiten. Die Beteiligung der Kirchen am ‚konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung‘ bedeutet eine umfassende Orientierung kirchlichen Handelns an den drängenden Aufgaben gesellschaftlicher Veränderung. In ökumenischer Zusammenarbeit stellen sich die Christen den großen Überlebensfragen der Menschheit. Das Engagement für die Länder des Südens führt zu neuen Anstößen auch im eigenen Bereich.*

*Direkte Hilfe wird von den großen Werken wie ‚Adveniat‘, ‚Brot für die Welt‘, ‚Hoffnung für Osteuropa‘, ‚Misereor‘, ‚Missio‘ und ‚Renovabis‘ geleistet. Sie dienen aber nicht nur der Einwerbung von Spenden und ihrem fachkundigen Einsatz bei der Katastrophenhilfe oder längerfristigen Entwicklungsmaßnahmen, sondern ebenso der entwicklungs- und wirtschaftspolitischen Bewußtseinsbildung.“*

*Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit – Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland (Zi. 251)*

Unter der Leitung von Prof. Dr. Theodor Strohm und Dr. Renate Zitt und unter Beteiligung von Experten wurden im vergangenen Sommersemester in einem Seminar in 11 Sitzungen Fragen Ökumenischer Diakonie diskutiert. Zu Gast in diesem Seminar waren u.a.: Dr. Wolfgang Gern, Direktor des Seminars für Industriemission der Gossner Mission in Mainz, der über die Stationen der ökumenischen Entwicklungsarbeit seit 1945 referierte; Vizepräsident Dr. Hans-Otto Hahn, der Direktor der Aktion „Brot für die Welt“, dessen Referat im Anschluß an diesen Beitrag zu finden ist; Herr Joachim Lindau, Grundsatzreferent bei Brot für die Welt, der über die Evaluation und Konkretisierung kirchlicher Entwicklungsarbeit am Beispiel ausgewählter Regionen Afrikas berichtete; Prof. Dr. Gerhard Grohs, der lange Jahre der Kammer der EKD für den kirchlichen Entwicklungsdienst sowie dem Zentralschuß des Weltkirchenrats angehört und über Zukunftsperspektiven kirchlicher und öffentlicher Entwicklungsarbeit sprach; Pfarrer Wolfgang Weber, der Landeskirchliche Beauftragte für Aussiedler, Ausländer und ausländische Flüchtlinge der Bad. Landeskirche, der sehr anschaulich und engagiert über den Bereich Asylarbeit sprach.

Im folgenden wird kein chronologischer Überblick über die einzelnen Sitzungen gegeben, sondern einige wichtige Aspekte werden zusammenfassend dargestellt.

Im Verlauf des Seminars wurde deutlich, daß sich der *Ökumenebegriff* nicht nur auf die sogenannte Konfessionsökumene, die Einheit der unterschiedlichen Kirchen bezieht, sondern es geht, wenn die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Wortes

„oikumene“ zugrundegelegt wird um die ganze bewohnte Erde um das Zusammenleben der Menschen auf dem Planeten Erde in der Einen Welt. Sprachlich abgeleitet ist der Begriff von „Oikos“, dem Haus und „Oikumene“ wäre dann, wie K. Raiser einmal definiert hat, „das Geflecht der vielen kleinen und kleinsten Haushalte, Alltagswelten, die im größeren Haushalt der bewohnten Erde verbunden und voneinander abhängig sind“. Wenn dieser Zusammenhang von Oikos und Ökumene ernst genommen wird, dann folgt daraus fast von selbst, daß im Blick auf die ökumenische Diakonie auch zwei weitere von Oikos abgeleitete Begriffe relevant sind, nämlich Ökologie und Ökonomie.

An dieser Stelle ist es wichtig, einen Seitenblick auf einen anderen Begriff zu werfen, der in der öffentlichen Diskussion einen weitaus größeren Stellenwert hat, den der *Globalisierung*. Auch hier geht es um den einen Globe, darum daß die Welt immer mehr zusammenwächst nicht zuletzt durch das World Wide Web und das Internet. Zu fragen ist dabei, wer mit wem „vernetzt“ wird und welche Machtbeziehungen dabei eine Rolle spielen. Zu fragen ist aber ebenso, wer aus solchen „Netzen“ herausfällt. Eine weitere Frage ist, ob die neuen Nationalismen und in unterschiedlichen Weltgegenden auftretenden ethnischen Konflikte mit teils verheerenden Folgen nicht teilweise Reaktionen auf Prozesse der Globalisierung sind? Es wird notwendig werden, zumindest den Versuch einer Analyse der Weltlage zu wagen und auf dieser Grundlage zu einer dem christlichen Menschen- und Weltbild entsprechenden Haltung zu gelangen. Wie kann Kirche angesichts der gegenwärtigen Weltlage der selbst erhobenen Forderung nach einer „*prophetischen Diakonie*“ (Diakonie 2000, Larnaca 1986) entsprechen? Es wird wohl kaum hilfreich sein, Globalisierung einfach als „Globalismus“ abzutun, aber dennoch wird zu fragen sein, ob in der Globalisierungsdiskussion nicht „Mythen“ und „Glaubenssätze“ eine Rolle spielen. Vor allem aber wird es notwendig sein, sowohl Chancen, wie auch Gefahren der derzeit stattfindenden weltpolitischen Veränderungen zu benennen und so etwas wie eine „ökumenische Vision“ in die Debatte einzubringen. Hilfreich dazu sind Hinweise im Sozialwort, wo Globalisierung unter den Stichworten Zukunftsfähigkeit und Nachhaltigkeit thematisiert wird (Zi. 9), also der „ökologische“ Aspekt angesprochen wird. Nötig wäre darüber hinaus die Betrachtung unter dem Aspekt der Gerechtigkeit und damit die explizite Thematisierung des „ökonomischen“ Aspekts, der implizit in Zi. 251 (s.o.) angesprochen wird. Dies gilt um so mehr als das Stichwort Globalisierung immer in einem Atemzug mit „Handelsbeziehungen“ und dem „weltweiten freien (?) Markt“ genannt wird. Eine ökumenische Diakonie, die sich ihres prophetischen Amtes bewußt ist, wird die unbequeme Frage stellen müssen, wer die Nutznießer sind und wo Menschen zu Opfern werden. Es wird also gefragt

werden müssen, welche „*gesellschaftlichen Veränderungen*“ (Zi. 251) notwendig sind, um so etwas wie ein „*Weltgemeinwohl*“ (Zi. 237) zu erreichen.

Allen Prognosen zufolge wird vor allem *Afrika* südlich der Sahara zu den Verlierern der Globalisierungsprozesse zählen. An dieser Stelle ist wegen der räumlichen Nähe und der Kolonialgeschichte vor allem die *Europäische Union* herausgefordert. Betont wurde, daß nicht punktuelle kurzfristige Hilfeleistungen, sondern langfristige integrierte Hilfsprogramme nötig sein werden. Voraussetzung dazu ist, daß staatliche und nichtstaatliche Träger der Entwicklungszusammenarbeit ihre Aktivitäten koordinieren und vernetzen. Dies ist um so nötiger, als abzusehen ist, daß auch in diesem Bereich die Finanzmittel zurückgehen und nur durch engere Zusammenarbeit eine Steigerung der Effektivität möglich wird. An die Adresse der Bundesregierung gerichtet, findet sich im Sozialwort folgende Forderung: „*Verantwortung für die eine Welt wahrnehmen bedeutet, daß alle nationalen Entscheidungen auch aus der Sicht dieser Einen Welt zu treffen sind. Das gelingt nur, wenn die Entwicklungspolitik endlich Querschnittsthema der Gesamtpolitik wird und nicht nur Aufgabe eines einzelnen Ressorts bleibt*“ (Zi. 241).

Daß die ökumenische Diakonie nicht von dem Ansatz ausgehen kann, daß die anderen die Probleme und wir die Lösung haben, das wurde im Verlauf der Diskussionen immer wieder angesprochen. Wir alle sind Teil des Problems und nur gemeinsam können wir nach Lösungen suchen. „*Entwicklung ist unteilbar*“ (Hahn), sie muß auch bei uns stattfinden und hat zu tun mit der Suche nach einem „*Lebensstil, der auch die Lebensinteressen des (fernen) Nächsten* (und der zukünftigen Generationen) *im Blick behält*“ (ebd.). Daß wir nicht nur Probleme lösen, sondern auch verursachen wird deutlich im Blick auf die Frage nach einer zukunftsfähigen Entwicklung, wenn wir bedenken, daß in den westlichen Industrienationen von einer Minderheit der Weltbevölkerung 80 % der Ressourcen der Erde verbraucht werden. An dieser Stelle ist ein Umdenken und Umsteuern nötig.

Dafür, daß es dazu kommt, sind moralische Appelle, die ein schlechtes Gewissen machen, wenig hilfreich, nötig sind vielmehr Lernprozesse. Daß *ökumenisches Lernen* anregend und ermutigend sein kann, wurde in einer Sitzung zu diesem Thema erfahrbar. Beim ökumenischen Lernen geht es darum, daß Lokales und Globales, eigene und fremde Lebenswelt, der oikos und die Oikumene in ihrer Beziehung zueinander wahrgenommen werden. Was kann in einem solchen Lernprozeß geschehen? Es werden Grenzen überschritten und Gemeinschaft wird ausgeweitet. Es findet ein Wechsel der Perspektive statt, wodurch der Horizont erweitert und Maßstäbe in Frage gestellt werden. Gleichzeitig wird jedoch erfahrbar, daß es auch „anders geht“. Dadurch wird Phantasie geweckt und Mög-

lichkeitssinn gestärkt. „Möglichkeitssinn“, das ist ein anderes Wort für Hoffnung, die angesichts der weltweiten Krisen dringend benötigt wird. Die Aussage: „Es geht auch anders“ hat darüber hinaus eine eschatologische Perspektive, ist offen für die hinter dem Begriff „Reich Gottes“ verborgene Wirklichkeit. Fazit ist, daß im Prozeß ökumenischen Lernens „Öffnung“ stattfindet, die zu einer neuen Offenheit für Gott werden kann. Eine interessante Beobachtung war in diesem Zusammenhang, daß es zu ganz ähnlichen Lernprozessen auch dort kommt, wo sich Gemeinden diakonisch öffnen.

Im Mittelpunkt einer weiteren Sitzung standen die 1996 von der Kammer der EKD für Kirchlichen Entwicklungsdienst verabschiedeten Leitlinien „*Menschenrechte und Entwicklung*“. Obwohl bei der Weltkonferenz über Menschenrechte 1993 die Unteilbarkeit (d.h. die Zusammengehörigkeit der bürgerlich/politischen und der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte) und die Universalität der Menschenrechte anerkannt wurde, ist dieser Konsens ständig gefährdet. Es bedarf des weiteren weltweiten Dialogs, wobei der Westen sich kritischen Fragen stellen muß und um der eigenen Glaubwürdigkeit willen im Inneren eine aktive Politik der Verwirklichung sozialer Menschenrechte betreiben muß. Als Problem wurde benannt, daß das Interesse an der Verwirklichung der Menschenrechte oft wirtschafts- und außenpolitischen Zielen untergeordnet wird.

In den Leitlinien wird das Thema *Zivilgesellschaft* eigens angesprochen und damit die Rolle von *Nichtregierungsorganisationen (NGO)* einschließlich der Kirchen thematisiert. Dabei ist immer wieder nachzufragen, woher NGOs ihre Legitimation beziehen und welches ihr jeweiliger Interessenshintergrund ist. In manchen Ländern wird kritisch beob-

achtet, daß in NGOs Angehörige der Mittelschicht eine große Rolle spielen und deshalb eine Stärkung von „Community based Organizations“ (CBO) gefordert.

Angesprochen wird auch das Thema Menschenrechte der *Frauen*. Da überall auf der Welt, auch in den Industrienationen die Armut von Frauen zunimmt („Feminisierung der Armut“) wurde dieses Thema in einer Sitzung eigens behandelt.

In der Abschlusssitzung wurden die Ergebnisse einer Konsultation der Arbeitsgemeinschaft Kirchlicher Entwicklungsdienst (AG KED) und der Kammer der EKD zum Thema „Zukunftsperspektiven der kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit“, die im Februar stattgefunden hatte, in Thesenform zusammengefaßt vorgestellt:

1. Der Kirchliche Entwicklungsdienst (im folgenden KED) ist Ausdruck der Solidarität mit den fernen Nächsten. Er gehört konstitutiv zur Identität einer ökumenisch orientierten Kirche.
2. Der KED und seine Finanzierung muß sichergestellt werden.
3. Der KED soll sich mit Reformen und der Konzentration der vorhandenen Kräfte befassen, dazu ist Kooperation, Integration und Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Bereichen nötig.
4. Inlands- und Überseearbeit brauchen einander.
5. Als neue Herausforderungen sind zu benennen: Der Zusammenhang zwischen Umwelt und Entwicklung; Frauengerechte Entwicklung; Förderung eines zivilen Friedensdienstes („Shalomdiakonot“); Die Stärkung der Zusammenarbeit mit anderen staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen.
6. Der KED muß neue Bündnispartner für eine angestrebte europäische Zusammenarbeit finden, und dabei auch gemeinsam mit anderen europäischen Hilfswerken Einfluß nehmen auf die Nord-Süd-Politik der EU.

Hans-Otto Hahn

## **Ökumenische Diakonie und die Aktion „Brot für die Welt“ – Wandlungen und Erfahrungen**

Vortrag am 5. Mai 1997 im Seminar „Ökumenische Diakonie“

Diakonie ist Praxis der Nachfolge Christi. Sie hat es, wie die Geschichte von Jesus von Nazareth selbst, mit Krankheit und Heilung, mit Ausgrenzung und Inklusivität, mit Armut, Hunger und anderen menschlichen Notlagen und deren Überwindung zu tun. Sie findet ihr grundlegendes Mandat im Gebot der Nächstenliebe. Seit es Kirche gibt, haben Christen daran gearbeitet, dieses grundlegende Mandat unter den sich verändernden historischen und gesellschaftlichen Bedingungen in konkrete Formen der Diakonie umzusetzen.

Ökumenische Diakonie ist vermutlich das jüngste Glied in der Kette der Ausprägungen christlicher Diakonie und ihres grundlegenden Mandates. Ökumenische Diakonie ist im gleichen grundlegenden Mandat verwurzelt, das für alle Formen der Diakonie gilt; aber ihr spezielles Mandat bedarf der immer neuen Klärung und Ausrichtung. Die Anfänge der Ökumenischen Diakonie gehen zurück auf die Jahre nach dem Ende des 1. Weltkrieges. 1922 richtete Adolf Keller mit Hilfe der amerikanischen und der schweizer Kirchen das Europäische Zentralbüro für zwischenkirchliche Hilfe ein (Flüchtlingshilfe, Wie-

deraufbauhilfe). 1948 wurde das Mandat auf den Nahen Osten ausgeweitet.

Einige Stationen: Die 2. Vollversammlung des ÖRK 1954 in Evanston erteilte der „Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe und Flüchtlingsdienst“ einen weltweiten Auftrag.

3. Vollversammlung Neu Delhi 1961: Die Abteilung wurde um den Zusatz „Weltdienst“ erweitert; Mandat: „Das Ziel der Abteilung soll es sein, die ökumenische Solidarität der Kirchen durch wechselseitige Hilfe zum Ausdruck zu bringen ...“ Naturkatastrophen und soziale Katastrophen schaffen Weltnotstände, denen die Kirchen sofort gemeinsam begegnen sollten. In einzelnen Gebieten gibt es weitverbreitete Nöte wie Armut, Krankheit, Hunger, Analphabetentum, Arbeitslosigkeit und Flüchtlingselend, die umfangreiche Maßnahmen christlichen Dienstes erfordern.

Entscheidende Stichworte des Verständnisses des Mandates Ökumenischer Diakonie: zwischenkirchliche Hilfe und Weltdienst, ökumenische Solidarität, Miteinander-Teilen.

Konsultation in Swanwick 1966: Ökumenische Diakonie muß über das Organisieren, Geben und Nehmen von Hilfen hinausgehen und sich der Veränderung von Strukturen zuwenden.

Vollversammlung Uppsala 1968: Ökumenisches Eintreten für Menschenwürde und soziale Gerechtigkeit in eigenständigen Programmen zum kirchlichen Entwicklungsdienst und zur Bekämpfung des Rassismus (PCR). Seit Anfang der siebziger Jahre wird die ökumenische Diskussion sehr stark bestimmt von der Spannung zwischen Gerechtigkeit und Versöhnung. Falsche Alternative: Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit.

Hier wurden grundsätzliche Fragen und Probleme angesprochen, die die Vollversammlung in Nairobi 1975 bestimmten und zu einer neuen Phase intensiver Diskussion führten. Aus der Praxis ergab sich die Notwendigkeit, über neue Formen des ökumenischen „Miteinander-Teilens“ von Ressourcen nachzudenken.

Moratorien: Einbeziehung der Empfänger in die Entscheidungsprozesse versucht, den partnerschaftlichen Gedanken der Wechselseitigkeit Ökumenischer Diakonie zu unterstreichen. Die Konferenz von El Escorial 1987 brachte Richtlinien zum Ökumenischen „Miteinander-Teilen“ und führte dazu, das „Miteinander-Teilen“ fest im Mandat Ökumenischer Diakonie zu verankern. Ökumenische Diakonie darf keine Einbahnstraße von Nord nach Süd sein.

Besonders in der Konsultation von Kreta 1978 wurden zum ersten Mal die orthodoxen Traditionen zur Geltung gebracht, mit denen das Diakonische Handeln der Kirche unmittelbar in der Praxis eucharistischer Gemeinschaft verankert wurde. Diese Impulse kamen dann vor allem im Zuge der Diskussion zum ökumenischen „Miteinander-Teilen“ zum Tragen. Für das Verständnis Ökumenischer Diako-

nie stellte sich damit die alte Frage nach dem Verhältnis von Einheit (koinonia) und Dienst (diakonia). Diakonie und Eucharistie gehören zusammen, „indem wir in Brot und Wein den Leib Christi miteinander teilen, werden wir zu seinem Leib, werden wir zu Menschen des Teilens und dazu instandgesetzt, mit anderen unser Leben und unsere Gaben zu teilen“ (Jean Fischer). 1982 bei einer Konsultation wurde das heutige Verständnis von Diakonie charakterisiert mit folgenden Schlüsselbegriffen: Diakonie ist wesentlich für das Kirche-Sein von Kirche, sie gewinnt vor Ort Gestalt, aber muß durch weltweite Diakonie ergänzt werden. Sie ist nicht nur helfendes, sondern vorbeugendes Handeln und muß sich daher den strukturellen und politischen Ursachen der Not und des Elends zuwenden. Sie ist humanitär in dem Sinn, daß sie sich nicht auf Kirchen und Christen beschränken kann. Sie ist wechselseitig und zielt auf befreiende Übertragung von Macht.

Damit sind bereits die wichtigsten Linien vorgezeichnet, die schließlich bei der großen Konferenz in Larnaca 1986 über „Diakonia 2000“ ausgezogen und entfaltet wurden. Larnaca prägte das Stichwort von der „prophetischen Diakonie“. In der Botschaft der Konferenz heißt es: „Auf der Schwelle zum 3. Jahrtausend verpflichten wir uns feierlich, von diesem Tag an durch unsere Diakonie für Gerechtigkeit und Frieden zu arbeiten. Wir verpflichten uns, eine Vision zu verwirklichen, die es uns erlaubt, uns mit denen zu identifizieren, die mitten im Kampf um einen Frieden stehen, der auf Gerechtigkeit gegründet ist.“

Seit der Wiederentdeckung der Stellung des Armen in unserer biblischen Tradition ist es klar geworden, daß das Teilen eine notwendige Konsequenz christlichen Glaubens ist. Die christliche Kirche war von Anfang an eine Gemeinschaft des „Miteinander-Teilens“. Jesus und seine Jünger teilten, was andere mit ihnen teilten. „Miteinander das Brot brechen“ stand für die Eucharistie. Die erste Gemeinde in Jerusalem teilte nicht nur das Brot miteinander, sie teilte alles miteinander. Und die ersten Konflikte hatten bekanntlich mit dieser Frage zu tun. Anscheinend war es auch für die erste Gemeinde schwer, miteinander zu teilen, ohne den Eindruck zu haben, dabei benachteiligt zu werden. Die Übereinkunft des ersten christlichen Konzils formulierte nur eine Bedingung: „Daß wir der Armen gedächten!“ (Galater 2). Wir wissen, daß Paulus die Korinther scharf kritisierte, weil sie meinten, die Feier des heiligen Abendmahls vom täglichen Miteinander-Teilen des Essens trennen zu können, und in seinem zweiten Brief an die Korinther lesen wir, wie Paulus sie anfleht, Geld für die Armen in Jerusalem zu sammeln.

Ich habe versucht, die Ausgangslagen, auch für die Aktion „Brot für die Welt“ und unsere Beteiligung dabei, aufzuzeigen. Wenn wir nun zum 38. Mal an die christliche Gemeinde und die Menschen au-

ßerhalb von ihr um ein „Miteinander-Teilen“ mit den Armen bitten, dann tun wir es unter einem Verständnis von Kirche Jesu Christi, das ich in fünf kurzen theologischen Sätzen zusammenfassen möchte:

- Die Kirche Gottes auf dieser Erde ist nicht Selbstzweck, sondern Gottes Instrument im Umgang mit seiner Welt.
- Die Kirche hat es in Zeugnis und Dienst mit allen Menschen, nicht nur mit den Frommen zu tun.
- Der Kirche ist die Ganzheit der menschlichen Existenz und nicht nur das Seelenheil anbefohlen.
- Der Auftrag der Kirche bezieht sich auch auf menschenwürdige Lebensverhältnisse und gerechte Strukturen und erschöpft sich nicht in karitativer Fürsorge für einzelne Menschen in besonderer Notlage.
- Die Kirche hat ihren eigenen pastoralen, seelsorgerlichen und diakonischen Auftrag; um dessentwillen aber ist sie an der Verantwortung für Menschen und gesellschaftliche Gruppen beteiligt und genötigt, die sich aus dem Ansatz ihrer Botschaft ergebenden Folgerungen da einzubringen, wo Entscheidungen fallen und dabei Menschenwürde und Menschenrecht, Gerechtigkeit und Solidarität in Freiheit bewahrt werden müssen, wo insbesondere die Benachteiligten und zu kurz Gekommenen einen Fürsprecher brauchen. Das Leben in der Nachfolge Christi und die Bezeugung seiner Liebe zu den Menschen führt auch zu politischem Handeln.

#### *Kirchliche Entwicklungshilfe*

Was tut „Brot für die Welt“ im Wissen um die geschilderte Ausgangslage und im Verständnis von der Kirche Jesu Christi? Im Vergleich zur staatlichen Entwicklungshilfe und im Vergleich zu dem enormen wirtschaftlichen Potential allein unseres Landes, mag das, was „Brot für die Welt“ zusammen mit anderen kirchlichen Hilfswerken tut, sicher sehr gering sein. Aber es ist notwendig und steht unter der Verheißung. Für die Entwicklungsarbeit, die wir über zuverlässige Partner in der sogenannten Dritten Welt leisten (dies sind Kirchen, aber auch andere Nicht-Regierungs-Organisationen), um den anderen mehr Gerechtigkeit zu bringen, gelten folgende Kriterien:

- Zielgruppe unseres Einsatzes und unserer Hilfe sind die „Ärmsten der Armen“; es geht um deren Teilhabe am Entwicklungsprozeß.
- Eine Entwicklungsmaßnahme sollte weniger *für* die Zielgruppe, als *mit* ihr durchgeführt werden: befähigen statt betreuen.
- Die Zielgruppe sollte also in die Entscheidung über Inhalt, Durchführung und Verwaltung eines Entwicklungsprojektes/-programmes einbezogen sein.
- Eine Entwicklungsmaßnahme sollte an bestehenden Verhaltensweisen, Ressourcen, an dem technischen Wissen und an den vorgegebenen sozialen Beziehungen der Zielgruppe anknüpfen.

– Eine Entwicklungsmaßnahme sollte sich von einem Einzelprojekt hin zu einem Programm erweitern, um die Ganzheitlichkeit des Menschen zu berücksichtigen.

– Eine Entwicklungsmaßnahme sollte alle rechtlichen Spielräume zugunsten der Zielgruppe ausnutzen.

– Nur im Falle von Katastrophenmaßnahmen erfolgt Nahrungsmittelhilfe; jedoch liegt der Schwerpunkt auf der Steigerung der Nahrungsmittelproduktion und der gerechten Verteilung in den Entwicklungsländern selbst. Das motiviert zur Selbsthilfe, und die Würde der Menschen, die nicht Empfänger von Almosen sein wollen, wird respektiert.

Anhand dieser Kriterien, die wir gelernt haben und zusammen mit unseren Partnern ständig überprüfen müssen, werden folgende Bereiche ständig gefördert:

- Hilfe in akuten Notfällen bei Natur- oder von Menschen verursachten Katastrophen (Katastrophenhilfe bis zu 10 % des Spendenaufkommens von „Brot für die Welt“);
- Land-/Forstwirtschaft, Fischerei, Handwerk, Gewerbe, Dienstleistungen, Kredite;
- Förderung sozialer Maßnahmen;
- Gesundheit (medizinische Grundversorgung und vorbeugende Medizin, Krankenstationen, Krankenpflegeschulen, mobiler ärztlicher Dienst, soziale Beratung und Familienberatung);
- Bildung: Nicht-formale Bildung (Erwachsenenbildung, Beratungsprogramme), Berufliche Ausbildung, Grundschulausbildung;
- Menschenrechtsschutz/Menschenrechtsförderung: Rechtsschutz und humanitäre Hilfe für politisch verfolgte und bedrohte Partner;
- Vermittlung von deutschen Fachkräften (DÜ); Ausbildung und Finanzierung von afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Fachkräften.

#### *„Brot für die Welt“ hat zwei Standbeine – Entwicklungsförderung in Übersee und bei uns*

Ich sagte vorhin: „Entwicklung ist unteilbar. Sie findet nicht nur in Asien, Afrika und Lateinamerika statt, sondern auch in unserem eigenen Land. Erziehung zur Entwicklungsverantwortung ist daher notwendig und ein Lebensstil, der auch die Lebensinteressen des (fernen) Nächsten im Blick behält.“

Hier muß in Zukunft von den Kirchen und ihren Hilfswerken mehr getan werden. Unsere Partner in Übersee fordern immer dringlicher von uns, daß wir in unserem eigenen Land dafür eintreten, daß Bedingungen geschaffen werden, die es auch den „Ärmsten der Armen“ in den Entwicklungsländern ermöglichen, in Menschenwürde zu leben. Wo liegen also auch in unserem Land Ursachen dafür, daß Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika hungern und in Ungerechtigkeit leben?

Wo können auch wir mithelfen, die wirtschaftlichen, politischen, sozialen Rahmenbedingungen in Richtung auf „menschliche Entwicklung“ zu stellen,

und zwar nicht nur bei uns, sondern auch bei den Armen in der „Dritten Welt“?

Was heißt „Entwicklungshilfe“ bei uns? Der Einsatz für Gerechtigkeit, Wahrung der Menschenrechte und nachhaltige, menschliche Entwicklung verlangt ein verstärktes Eintreten in den eigenen Kirchen und in der eigenen Gesellschaft für eine gerechtere Ordnung. Dazu gehört vermehrtes Bemühen um

- Bewußtseinsbildung und Entwicklungserziehung,
- Wahrnehmung öffentlicher Verantwortung und Anwaltschaft (Advocacy),
- die Überprüfung politischer und wirtschaftlicher Entscheidungen im eigenen Land daraufhin, ob sie Verarmung und Ungerechtigkeit in Ländern des Südens zur Folge haben (Umweltverträglichkeitsprüfung; in jede Kabinettsvorlage „Entwicklungsfähigkeitsprüfung“).

*Beispiele:*

- Kindersklaven in der indischen Teppichindustrie (Schuldknechtschaft), „Rugmark“,
- Kinderprostitution in Touristenländern der Dritten Welt,
- Blumenkampagne,
- Rom/Welternährungsgipfel.

Sie wissen, daß die in Rom versammelten Nicht-Regierungs-Organisationen mit dem Ergebnis des Welternährungsgipfels nicht zufrieden sind, weil es unserer Meinung nach an der Wirklichkeit vorbeiging, das heißt, die Situation der Armen aus dem Blick verloren hat. Viele Menschen leiden an Hunger und Lebensmittelknappheit, weil sie von einem Weltmarkt abhängen, der alles andere als förderlich für ihre Ernährungssicherheit ist. Indem der freie Handel mit Grundnahrungsmitteln herausgestrichen wird, läuft die FAO Gefahr, zum Handlanger des Agrobusiness zu werden. Während das Potential von Kleinbauern im Süden zur Steigerung und ökologischen und sozialen Anpassung der Agrarproduktion fast völlig außer acht gelassen wird, bestehen die FAO und viele offizielle Stellungnahmen auf technische, marktwirtschaftliche und finanzielle Lösungen aus dem Norden. In diesem Sinne kann der Gipfel auch als Versuch bewertet werden, High-Tech-Forschung und Biotechnologie zu fördern und gleichzeitig kritische Stimmen als kurzsichtige Ideologien abzutun.

Konrad Raiser: Die Konflikte im ehemaligen Jugoslawien und in Ruanda und ihre unvorstellbaren Folgen stellen die Ökumenische Diakonie vor völlig neue Herausforderungen. Sie sind freilich nur die dramatischsten Beispiele für das, was unter den Praktikern inzwischen „complex emergencies“, das heißt komplexe Notlagen, genannt wird. So wichtig in solchen Fällen die unmittelbare Hilfe für die Opfer von Gewalt und Zerstörung, ethnischer Säuberung und Vergewaltigung und die Sorge für unübersehbare Flüchtlingsschicksale ist, so wenig kann Ökumenische Diakonie der Frage nach den Ursachen

dieser Ausbrüche von Gewalt ausweichen, wenn sie einen Beitrag zum Neubau lebensfähiger Gemeinschaften machen will. Wie kann die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen auf die immer noch zunehmende Zahl von ethnischen und nationalen Konflikten antworten, in die oft genug die Kirchen selbst hineingezogen werden? In den meisten Fällen liegen die Wurzeln der heutigen Konflikte in alten und nie aufgearbeiteten oder überwundenen Erfahrungen von Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Ausgrenzung. Wo sich ethnische Gegensätze mit unterschiedlichen religiösen Loyalitäten verbinden, wächst das Gewaltpotential und wird eine Verbindung nahezu unmöglich. Wie aber sieht ökumenische Solidarität mit den Opfern von Ungerechtigkeit und Gewalt aus, wenn Opfer und Täter nicht mehr eindeutig unterschieden sind bzw. wenn sich die Seiten verkehren und die vormaligen Täter nun selbst zu Opfern werden? Wie kann Ökumenische Diakonie Wege zur Versöhnung anbahnen, wenn beide Seiten sich als Opfer von Ungerechtigkeit sehen und ein Eingeständnis von Schuld als ersten Schritt zu einer Versöhnung ablehnen? Im Fall der Flüchtlingskatastrophe nach dem Genozid in Ruanda, hat die Koalition von ökumenischen Hilfswerken das Programm der „African Community Initiative Support Teams“ ins Leben gerufen, um die noch vorhandenen Gemeinschaftsstrukturen unter den Flüchtlingsgruppen zu verstärken, Kräfte zur Aufarbeitung der traumatischen Erfahrung zu wecken und so erste Ansätze einer möglichen späteren Versöhnung zu entwickeln.

Die meisten der sogenannten „complex emergencies“ sind die Folgen der Tatsache, daß über Generationen hinweg Verletzungen auf allen Seiten angehäuft worden sind und daß es nie zu der notwendigen Heilung und Versöhnung der Erinnerung gekommen ist. Doch dieser Ansatz erwies sich als schwieriger und problematischer, als zunächst erwartet worden war.

– Was tun wir, wenn es keine „gerechte Lösung“ gibt? Wenn die verschiedenen Parteien in einem Konflikt mit ihren „berechtigten“ Forderungen nach Gerechtigkeit den anderen die Gerechtigkeit vorenthalten?

– Welche moralischen Kriterien wenden wir an, wenn die Verurteilung der einen Seite und die Losprechung der anderen Seite in sich ungerecht ist?

Für die Kirchen und ihr diakonisches Handeln ergeben sich damit neue Aufgaben im Umgang mit der jeweils eigenen Vergangenheit und im Umgang mit Konflikten. Wir müssen lernen, die geschichtlichen Wurzeln gegenwärtiger Konflikte ernster zu nehmen und die Menschen auf allen Seiten eines Konfliktes als Menschen zu sehen.

In einer Stellungnahme des Zentralausschusses des ÖRK in Canberra 1996 heißt es dazu: „In den vergangenen Jahren hat man häufig auf das Recht als politisches Instrument zurückgegriffen, um diejenigen zu bestrafen, die als Feinde betrachtet wur-

den; doch dies hat nur in den seltensten Fällen dazu beigetragen, einen Konflikt beizulegen oder die tiefen Wunden der Geschichte zu heilen... Doch unsere Erfahrungen seit Canberra lehren uns, daß mit Recht alleine keine dauerhafte Gerechtigkeit und kein tragfähiger Frieden erreicht werden kann... Jesus ist gekommen, um das Gesetz zu erfüllen und uns zugleich aus der Knechtschaft eines absolut gesetzten Rechtssystems zu befreien, dessen Grundgedanke Vergeltung ist.“

Heute erkennen wir von neuem, daß seine Botschaft der Vergebung nicht lediglich ein Gebot des Glaubens ist, sondern eine politische Notwendigkeit hat, wenn es uns jemals gelingen soll, alte Feindschaft sowie auch unsere Neigung zu überwinden, Gerechtigkeit nach unseren eigenen Maßstäben und um jeden Preis durchsetzen zu wollen und im

Namen des Friedens und der Gerechtigkeit Gewalt anzuwenden.

Die am Anfang vergangenen Jahres in Südafrika eingesetzte Kommission für „Wahrheit und Versöhnung“ versucht, in dieser schwierigen Situation einen neuen Weg zu gehen, der darauf vertraut, daß die Aufdeckung der Wahrheit durch Opfer und Täter Kräfte der Versöhnung freisetzt. Die Möglichkeit einer Amnestie wird denjenigen unter den Verantwortlichen angeboten, die sich freiwillig zur Aussage vor der Kommission bereit erklären. Es könnte sich erweisen, daß die Aufdeckung der Wahrheit und der Kampf gegen das Verschweigen und die Lüge eines der wichtigsten Handlungsfelder Ökumenischer Diakonie im Spannungsfeld zwischen Gerechtigkeit und Versöhnung wird.

Christoph Dahling-Sander

## Diakonie zwischen Ökumene und Ökonomie

Am Beispiel der Kindertagesstätte „Casa Belén“ in Lima

Die Kindertagesstätte „Casa Belén“ ist die diakonische Einrichtung der deutschsprachigen ev.-luth. Kirche in Lima/Peru und liegt mitten im Elendsviertel Breña, einem Altstadtlum Limas. Die Lebensbedingungen in Breña sind oft nur noch Überlebensbedingungen. Und der Kunst des Überlebens stehen krasse Armut, mangelndes Gesundheits- und Bildungswesen, Gewalt und Drogenkonsum gegenüber. Nicht zuletzt fordern die katastrophalen Wohnverhältnisse angesichts fehlender fester Wände und Dächer, Wasser- und Elektrizitätsanschlüsse ihren physischen und psychischen Tribut. Die meisten Kinder leben mit schier aussichtslosen Lebensperspektiven auf der Straße. Statt ihrer Schulpflicht nachzukommen, verkaufen sie Kleinigkeiten wie Kaugummis und einzelne Zigaretten, um so auf ihre Weise zum „Familieneinkommen“ beizutragen.

In dieser Situation ist die Kindertagesstätte Casa Belén zumindest für 163 Kinder die Oase der Hoffnung. Das Ziel der Casa Belén ist Hilfe zur Selbsthilfe. Den Erwachsenen wird es durch die ganztägige Betreuung der Kinder ermöglicht, den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder zu verdienen, und die Kinder selbst erfahren durch die Casa Belén ein menschenwürdiges und kindgerechtes Leben. Sie werden bis zum Alter von fünf Jahren aufgenommen und können bis zum 13. Lebensjahr die Kindertagesstätte besuchen. Neu ist seit 1996 die Säuglingsstation. Zur Zeit werden dort zwölf Babys liebevoll und sogar ärztlich betreut. Damit ist der Grundstock gelegt, von früh auf psychische und körperliche Schäden wie durch Fehlernährung abzuwehren.

In der Casa Belén spiegelt sich die ökumenische Offenheit der Gemeinde und ihrer knapp 400 Mitglieder wider. Sie nennt sich „ev.-luth. Kirche“, und die Betonung liegt bei den Selbstvorstellungen sogar auf dem „lutherisch“. Doch das hat zum einen historische Ursachen, die mit der Gründung der Gemeinde im Jahr 1898 zusammenhängen. Vor allem aber liegt der Akzent auf dem „lutherisch“, weil in der peruanischen Gesellschaft „evangelisch“ sofort mit „Sekte“ gleichgesetzt wird. So grenzen sich die Gemeindeglieder durch das „lutherisch“ gerade von den jungen Glaubensbewegungen ab, die sie zum Teil als äußerst aggressiv missionierend erfahren. Das „lutherisch“ wird in seiner Bedeutung schließlich auch angesichts der 20 % reformierten Gemeindeglieder relativiert. Insofern ist die „lutherische“ Gemeinde faktisch eine unierte Gemeinde, die zudem gezielt das Gespräch mit den anderen sogenannten traditionellen Kirchen und der jüdischen Gemeinde sucht, um mit ihnen Wege ökumenischen Zusammenlebens zu gehen.

Ein Ausdruck dieses ökumenischen Zusammenlebens ist die Kindertagesstätte Casa Belén. In den Kindergartengruppen vermitteln und fördern die Erzieherinnen intensiv die frühkindliche Entwicklung. Ab dem Grundschulalter kommen die Kinder erst nach der Schule. Zwei ausgebildete Lehrerinnen unterstützen sie bei ihren Hausaufgaben. Zusätzlich lernen die Schulkinder in der Casa Belén Schreibmaschinenschreiben und Nähen, ein Grundstock für spätere Selbsthilfe und eventuelle Berufstätigkeit.

Besonders froh sind die über 30 Mitarbeiterinnen, daß die Schulkinder außerdem zweimal wöchentlich

in der Casa Belén Religionsunterricht erhalten. Angesichts dessen, daß die Kinder wie die Mitarbeiterinnen in der Regel nicht ev.-luth. oder ev.-ref. Bekenntnisses sind, ist die gesamte religiöse Erziehung für die Mitarbeiterinnen eine der großen und dazu ökumenischen Herausforderungen. Denn für die Kinder gilt durchaus der von Bartolomé de las Casas überlieferte und mit Mt 25,45 konvergierende Gedanke, daß in den geschundenen Indianern Christus zu uns spricht und uns evangelisiert. Gustavo Gutiérrez, der selbst im nicht besser gestellten Nachbarstadtteil lebt, schreibt: „In der Theologie des Bartolomé de las Casas liegt ... der Kern des Ganzen: Christus fordert uns von den Unterdrückten aus heraus, prangert ein ausbeuterisches Regime an, das ihnen vermeintliche Christen aufzwingen haben, und ruft uns, evangelisiert uns zu einer größeren Treue zum Evangelium.“ (Die historische Macht der Armen, München/Mainz 1984, 164).

Mit 13 Jahren müssen die Kinder die Casa Belén verlassen. Damit stellt sich die Frage, was dann aus ihnen wird und ob es auch so etwas wie gemeinwesenorientierte Arbeit der Casa Belén gibt. „Das Problem ist die sehr hohe Kriminalitätsrate und der sehr starke Drogenhandel. Wir möchten die Kinder so lange wie möglich von der Straße fernhalten, um sie vor Übergriffen und Drogen zu schützen. Der Abschied von der Casa Belén ist deshalb ein schwieriger Punkt. Wir hoffen, daß die Kinder eine Grunderziehung genossen haben und daß sie durch unsere christliche Erziehung und das Zusammenleben in der Casa Belén eine andere Welt kennengelernt haben als die, die sie draußen erleben. Wir hoffen, daß dieses sie stützt und sie nicht abgleiten“, so die Leiterin, Frau Pflucker. „Es wäre schön, so etwas wie eine Offene Jugendarbeit an-

zubieten. Wir versuchen gerade, eine Anlaufstelle für die Jugendlichen zu finden.“

Deutlich schwingt im Hintergrund die momentane ökonomische Grenze dieses ökumenisch-diakonischen Anliegens mit. Die Casa Belén wird allein aus Spenden finanziert, kann sich also nicht auf regelmäßige Einnahmen verlassen. Zudem kommen etwa 90 % der Gelder aus Europa, maßgeblich aus Deutschland. Das Spendenvolumen aber ist allein durch die Kursverluste vor Ort um 1/3 gesunken. Denn obwohl die peruanische Währung an Stabilität gewonnen hat, bleibt der US-\$ die Grundwährung. So wird der Casa Belén die Abhängigkeit von den Auslandsspenden noch deutlicher vor Augen geführt als sie es ohnehin ist. Intensiv wird nun darum gerungen, sich aus dieser Dependenz zu lösen. Doch der nicht einzuplanende Kurs zwischen DM und US-\$ verschärft die Lage, ohne daß vor Ort Einfluß genommen werden kann. Faktisch stellt sich damit die Casa Belén als ein Mikrokosmos dar, in dem sich (welt-)wirtschaftliche Prozesse wiederfinden, wie sie in vielen anderen Bereichen Perus bestehen.

Die Konsequenz dieser ökonomischen Zwangsjacke ist, daß sich die Gemeinde und die Casa Belén auf bestimmte Bereiche ihrer diakonischen Arbeit konzentrieren müssen. D.h. konkret: Die Anlaufstelle für Jugendliche ist in weiter Ferne und die Säuglingsstation sowie die ärztliche Versorgung stehen zur Disposition – und damit eine grundlegende Chance, den todbringenden Kreislauf im Kampf um das Überleben so früh wie möglich zu unterbrechen. Doch die Mitarbeiterinnen der Casa Belén geben nicht auf. Ihre Kraft gründet in Gottes Verheißung des Lebens.

Weitere Informationen: Christoph Dahling-Sander, Wilshornsfeld 17, 29229 Celle.

Uwe Joas

## Die Ökumenische Initiative Mittelamerika e.V.

Ein Beispiel für Ökumenische Diakonie

Die Ökumenische Initiative Mittelamerika e.V. (ÖIMA) wurde 1991 gegründet. Hervorgegangen ist sie aus einer Gruppe von Vikaren und Vikarinnen der Württembergischen Landeskirche, die am Thema „Mittelamerika“ interessiert waren und sich dafür engagierten.

Kennzeichnend für die ÖIMA ist es inzwischen, daß die Mitglieder über ganz Baden-Württemberg verstreut sind und sich meist regional, beispielsweise in Eine-Welt-Gruppen oder -Läden sowie in Aktionsgruppen, zum Thema Mittelamerika engagieren. Ein Teil der Mitglieder ist auch hauptberuflich mit entwicklungspolitischen Themen, insbesondere im Blick auf Mittelamerika, befaßt, beispielsweise im Diakonischen Werk der EKD, bei Brot für

die Welt oder dem Dienst für Mission, Ökumene und Entwicklung der Württembergischen Landeskirche.

Weshalb aber überhaupt das Interesse an Mittelamerika? Dafür gibt es verschiedene Gründe. Zum einen sind es natürlich persönliche Kontakte und Erfahrungen, beispielsweise durch Aufenthalte in El Salvador, Nicaragua, Guatemala oder Honduras. Zum anderen ist es aber auch die Betroffenheit von der Situation in diesen Ländern, die gekennzeichnet ist von dem Gegensatz zwischen bitterer Armut großer Bevölkerungsschichten und dem Reichtum einiger weniger oder von den Auswirkungen ungerechter Weltwirtschaftsstrukturen – wie hohe Ar-

beitslosigkeit und die damit verbundene Perspektivlosigkeit vieler Menschen.

Sich davon betreffen zu lassen bedeutet, die eigene Verstrickung in und Verantwortung für solche ungerechten Strukturen zu erkennen und durch das Engagement für diese Region, die als ein Paradigma für viele andere Regionen dieser Welt betrachtet werden kann, ein Zeichen der Solidarität mit den dort lebenden Menschen zu setzen. Vor allem in der heutigen Zeit, in der auch in Deutschland große Probleme wie beispielsweise die Massenarbeitslosigkeit bestehen, geraten die Menschen der sogenannten „Dritten Welt“ leicht aus dem Blick, und ein globales Denken, das sich dem Wohl *aller* auf der Erde lebenden Menschen – nicht nur derer in den Industrieländern – verpflichtet weiß, scheint tendenziell abzunehmen.

So hat die ÖIMA das Ziel, den Austausch und die Partnerschaft mit Kirchen und Initiativen in Mittelamerika zu fördern. Es soll versucht werden, der Not der mittelamerikanischen Partner und ihren Anfragen an die Kirchen Europas Gehör zu verschaffen. Daraus erwachsen dann auch Impulse, unsere eigene Wirklichkeit mit anderen Augen zu sehen.

Im folgenden sollen nun die Arbeitsschwerpunkte der ÖIMA kurz beschrieben werden.

*Austausch:* Die ÖIMA will ein Forum des Austauschs sein, um lokale Aktivitäten, Ideen und Pläne miteinander zu vernetzen. Dabei spielt die Zusammenarbeit mit anderen entwicklungspolitischen Organisationen wie beispielsweise den Informationsstellen El Salvador, Nicaragua oder Guatemala (Bonn), dem Ökumenischen Büro für Frieden und Gerechtigkeit (München) oder amnesty international (insbesondere z.B. der Koordinationsgruppe El Salvador von ai) eine wichtige Rolle. Austausch findet ferner mit den Partnern in Mittelamerika statt durch Delegationsreisen nach Mittelamerika für Interessierte oder durch Einladungen an VertreterInnen von Kirchen und Gruppen in Mittelamerika.

*Bildungsarbeit:* Bildungsarbeit findet auf verschiedenen Ebenen statt. Einerseits werden immer wieder Mitglieder der ÖIMA von Pfarrern oder Religionslehrern zur Gestaltung von Gottesdiensten, Konfirmandenunterrichtsstunden oder Religionsstunden an Schulen eingeladen. Andererseits veranstaltet die ÖIMA zweimal jährlich zweitägige Studientage zu entwicklungspolitischen Themen, die zum Teil als öffentliche Informationsveranstaltungen angelegt sind, zum Teil aber auch als eher interne Plattform für inhaltliche Diskussionen über Solidaritäts- und Ökumearbeit dienen.

*Lobbyarbeit:* Die ÖIMA will eine Lobby für die Interessen ihrer mittelamerikanischen Partner bilden. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen, nicht zuletzt auch durch die Mitarbeit im Landeskirchlichen Arbeitskreis Lateinamerika der Württembergischen Landeskirche.

*Partnerschaften:* Es bestehen Partnerschaften zu verschiedenen Gemeinden und Gruppen in Mittelamerika. Kleine Projekte werden unterstützt, die punktuell die ökonomische Situation verbessern können und sich als Anfänge und Impulse für eine gerechtere Wirtschaftsweise verstehen. Ein Beispiel dafür ist die Kunsthandwerk-Kooperative San Martin in El Salvador, in der sich Jugendliche einer lutherischen Gemeinde zusammengeschlossen haben, die versuchen, sich in Selbsthilfe durch den Verkauf von selbst hergestellten Kunsthandwerksgegenständen eine wirtschaftliche Basis zu schaffen.

*Menschenrechtsarbeit:* Die ÖIMA beteiligt sich an zahlreichen Aktionen und Protesten gegen die Verletzung der zivilen, sozialen und wirtschaftlichen Menschenrechte in Mittelamerika. So wurden beispielsweise – häufig in Kooperation mit anderen deutschen und mittelamerikanischen Gruppen und Initiativen – immer wieder Anzeigen in mittelamerikanischen Zeitungen geschaltet, in denen aktuelle Menschenrechtsverletzungen öffentlich gemacht wurden. Außerdem wurden auch Briefaktionen an deutsche und mittelamerikanische Politiker initiiert, in denen diese zum Einsatz gegen oder zur Aufklärung von Menschenrechtsverletzungen aufgefordert wurden. Daneben unterstützt die ÖIMA den Kampf kirchlicher und nichtkirchlicher Gruppen in Mittelamerika um soziale und wirtschaftliche Gerechtigkeit z.B. bei Landkonflikten.

All diese Arbeit wird ermöglicht durch das ausschließlich ehrenamtliche Engagement der Mitglieder der ÖIMA sowie die finanzielle Unterstützung durch den Ausschuß für entwicklungsbezogene Bildung und Publizistik (ABP).

Insgesamt lassen sich die Aktivitäten der ÖIMA wohl als „politische Diakonie“ bezeichnen, die nicht nur Symptome lindern will, sondern nach den strukturellen Ursachen von Not und Ungerechtigkeiten fragt und versucht, diese zu ändern. Wichtige Impulse kommen dabei nicht zuletzt von der Theologie und Praxis von Basisgemeinden, die von der „Option für die Armen“ geleitet sind.

Abschließend sei noch ein Satz von Medardo Gomez, dem Bischof der lutherischen Kirche El Salvadors, zitiert, der daran erinnert, daß es zunächst wichtig ist, den eigenen Lebenskontext kritisch zu reflektieren und mit Veränderungen bei sich selbst und im eigenen Land zu beginnen:

„Eure materielle Hilfe ist uns wichtig. Noch wichtiger aber ist es, daß Ihr in den reichen Ländern lernt, gemeinsam mit uns zu handeln und Euch auch für Gerechtigkeit bei Euch einsetzt.“

Weitere Informationen: Ralf Häußler, Pflasterackerstraße 24a, 70186 Stuttgart oder Uwe Joas, Klosterberg 2, 72070 Tübingen.

Theodor Strohm

## Der Weg ist das Ziel – Der Konsultationsprozeß zum gemeinsamen Wort der Kirchen geht weiter

### 1. Die Einladung wurde angenommen

Der gemeinsame Konsultationsprozeß der Kirchen hat die konfessionelle Szenerie der Bundesrepublik verändert. Nichts wird so bleiben, wie es war. Als Mitte Mai 1997 in Anwesenheit des Ratsvorsitzenden der EKD in Bonn die Denkschrift der Kammer der EKD für soziale Ordnung „Handwerk als Chance – Möglichkeiten einer gemeinwohlorientierten sozialen und ökologischen Marktwirtschaft am Beispiel Handwerk“ der Presse vorgestellt wurde, war die erste Frage der Journalisten: „Warum hat die evangelische Kirche diese Denkschrift nicht mit der römisch-katholischen Kirche gemeinsam erarbeitet?“ Die bezeichnende Antwort lautete: die Vorbereitungen für diese Denkschrift seien schon vor dem Konsultationsprozeß angelaufen. Für die Journalisten gibt es in Deutschland faktisch eine christliche Kirche „mit zwei Vorsitzenden“. Wenn dies so wäre, dann wäre am Ende des – an Kämpfen und Katastrophen so reichen – Jahrhunderts doch noch das ökumenische Zeitalter der Kirche eingeläutet worden. Einiges spricht dafür. Noch nie zuvor haben beide Kirchenverbände die Ebene des diplomatischen Zusammenwirkens oder amtlicher Verlautbarungen verlassen und das „Volk Gottes“, die Gemeinden, Verbände und jede Christin bzw. jeden Christen ermutigt, sich an der Willensbildung zu maßgeblichen Grund- und Sachfragen des Zusammenlebens zu beteiligen.

Die Einladung wurde angenommen: Bereits am Tag nach der Veröffentlichung spielte der Entwurf eines gemeinsamen Wortes der Kirchen eine hervorgehobene Rolle in der Diskussion des Deutschen Bundestags über die Regierungserklärung des Bundeskanzlers; mehrere Ministerpräsidenten der Länder luden die Kirchen zu einem Gespräch ein; Arbeitgeber und Gewerkschaften sowie zahlreiche Verbände suchten den Dialog. Aber auch von Kirchengemeinden und kirchlichen Gruppen, von Werken und Einrichtungen kam ein breites Echo. Viele Einzelpersonen meldeten sich zu Wort und schrieben Stellungnahmen zu der Diskussionsgrundlage der Kirchen. Die Zahl der Diskussionsveranstaltungen verschiedenster Art und Qualität wird auf etwa 4.000 geschätzt, die Zahl der schriftlichen Eingaben beträgt etwa 2.500. Fast ebenso wichtig war aber eine zweite Folge: die Glieder und Verantwortlichen der Kirchen kamen sich näher und lernten sich kennen und zwar auf allen Ebenen. Da die Initiative zum Konsultationsprozeß von der Katholischen deutschen Bischofskonferenz ausging, kommt ihr das Verdienst zu, einen Lern- und Kennenlernprozeß eingeleitet zu haben, der unumkehrbar ist. Plötzlich war es nicht mehr nur vom guten

ökumenischen Willen einer Akademie oder eines Verbandes abhängig, ob man miteinander ins Gespräch kam, sondern das Gespräch war unvermeidlich und notwendig. Für Protestanten – die zwar eine Fülle von Gesprächsforen in den Evangelischen Akademien, auf Kirchentagen und Synoden haben, aber gemeinsame Konsultationsverfahren doch nur auf der oberen Ebene kirchenleitender Instanzen kennen – war es interessant zu sehen, wie in den katholischen Diözesanverbänden und ihren sozialen Instituten, wie in der Katholischen Arbeiterbewegung (KAB) und dem Bund Katholischer Unternehmer (BKU) in ihren regionalen und überregionalen Verbänden aufs Intensivste über alle Fragen nachgedacht und diskutiert wurde. Niemand hat am Ende die Behauptung aufgestellt, der Konsultationsprozeß habe nur einer Scheinwillensbildung gedient. Schließlich sei doch nur der Wille der Bischöfe zur Geltung gebracht worden. Das „Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland – Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ vom Februar 1997 hat in angemessener und weithin anerkannter Form die Willensbildung aufgenommen und zusammengefaßt. Rat und Bischofskonferenz haben bis zuletzt um Formulierungen gerungen und am Ende jeweils einstimmig und mit Applaus das gemeinsame Wort verabschiedet. Ein wichtiges Teilziel war damit erreicht.

### 2. Die wichtigsten Themenbereiche im Prozeß

Als Mitglied des Sachverständigenremiums, das die Ausarbeitung des endgültigen Textes begleitete, war uns frühzeitig klar, wo die Schwerpunkte der Debatte und der Eingaben gelegen haben. Gerade weil der erste Text zu vielen Fragen Anlaß gab, Widersprüche und Unzulänglichkeiten nicht ausgeräumt hatte, wagten sich viele aus der Reserve und äußerten freimütig ihre Meinung. So kam zumindest für den christlich und sozial engagierten Teil der Bevölkerung ein differenziertes Meinungsspektrum zum Tragen. Die jetzt vorliegende Dokumentation „Der Konsultationsprozeß – Die Kirchen in der Diskussion zu wirtschaftlichen und sozialen Fragen – Ein Reader“ (1997) bringt dies zutreffend zum Ausdruck. „Arbeitslosigkeit ist das für hochentwickelte Gesellschaften gravierendste wirtschaftliche und soziale Problem“. Ganz im Sinne dieser Aussage in der Diskussionsgrundlage, aber auch als Reflex der immer problematischeren aktuellen Situation, stand das Thema „Arbeit/Arbeitslosigkeit“ in den Stellungnahmen im Mittelpunkt des Interesses; fast jede bezieht sich direkt oder indirekt auf diese Frage. In

den Eingaben wird immer wieder zum Ausdruck gebracht, wie bedrohlich die anhaltend hohe Massenarbeitslosigkeit empfunden wird und wie gefährlich ihre Folgen für den einzelnen und die Gesellschaft eingeschätzt werden, insbesondere im Blick auf einen drohenden Riß in der Gesellschaft. Zwar werden je nach Interessen-Standort die üblichen Rezepte rekapituliert – Senkung der Arbeitskosten, Veränderung der Rahmenbedingungen, Flexibilisierung, so die Aussagen aus Unternehmerkreisen; Forderungen an staatliche Arbeitsförderung und an die Verantwortung der Wirtschaft für mehr Arbeit, so die Aussagen der Arbeitnehmerorientierten –, aber kaum eine Stellungnahme arbeitet mit Schuldzuweisungen an die Arbeitslosen selbst.

Es war deshalb zwingend, das abschließende Wort unter der Überschrift „Gesellschaft im Umbruch“ mit dem Thema der „langanhaltenden Arbeitslosigkeit“ zu beginnen (2,1) und wieder im Abschnitt 5 „Ziele und Wege“ damit einzusetzen. Das „Recht auf Arbeit“ wird als Menschenrecht eingeklagt (132) und die Überwindung der Massenarbeitslosigkeit als nationale Gemeinschaftsaufgabe beschrieben. Dabei werden u.a. die Vorarbeiten der Kammer der EKD für soziale Ordnung, insbesondere die Studie „Gemeinsame Initiative – Arbeit für alle“ (1995) inhaltlich voll aufgenommen und ein integriertes Verfahren des Zusammenwirkens auf allen politischen und gesellschaftlichen Ebenen gefordert. Insbesondere die Grundthesen der Sozialkammer fanden Aufnahme: „Nicht der Sozialstaat ist zu teuer, sondern die Arbeitslosigkeit“, „Gesamtgesellschaftlich gesehen ist genügend Arbeit vorhanden, zu beklagen ist aber die Unfähigkeit, sie wirtschaftlich, gesellschaftlich und politisch zu organisieren.“ „Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, den gesellschaftlichen Reichtum so einzusetzen, daß Arbeit auch bezahlt werden kann. Im Bereich der Umwelt- und Landschaftspflege, der haushalts- und personenbezogenen Dienstleistungen und der Jugendhilfe, der Stadtsanierung und der geringfügigen Reparaturen gibt es erheblichen Bedarf. Öffentlich geförderte Arbeit ist – auch bei Vorrang des regulären Arbeitsmarktes – unverzichtbar, denn das Menschenrecht auf Arbeit kann in absehbarer Zeit nicht im Bereich des regulären Arbeitsmarktes allein verwirklicht werden. In Kooperation mit den Betrieben der privaten Wirtschaft sollten deshalb durch eine bessere Verzahnung von Arbeits- und Sozialeinkommen Formen öffentlich geförderter Arbeit entwickelt und Anreize für ein erleichtertes Überwechseln aus der Arbeitslosigkeit oder auch aus Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in reguläre Beschäftigungsverhältnisse geschaffen werden. Dabei wird es notwendig sein, daß eine vergleichsweise geringe, vom Arbeitgeber zu zahlende Entlohnung durch ein zusätzliches Sozialeinkommen ergänzt wird, damit die Beschäftigten nicht in Armut geraten.“ (144) Man wird gerade diesem

Abschnitt gegenüber nicht den Vorwurf unkonkreter Argumentation erheben können.

Hier ergibt sich allerdings noch eine Frage: Methodisch haben die Kirchen die These aufgestellt: „Die Kirchen wollen nicht selbst Politik machen, sie wollen Politik möglich machen.“ Im Blick auf die Überwindung der Arbeitslosigkeit trifft dies zu. Die Vorschläge reichen aus, um politisch an die Arbeit zu gehen. Werden die Kirchen die Politiker dieses Landes, die Parteien und Verbände daran messen, ob sie die Gemeinschaftsaufgabe auch glaubwürdig anpacken? Sollte dieser Ruf verhallen, so büßen auch die Kirchen einen erheblichen Teil ihrer eigenen Glaubwürdigkeit ein. Sie haben sich hier weit vorgewagt, nun müssen sie für die Verwirklichung ihres Anliegens kämpfen und gegebenenfalls selbst die Initiative ergreifen.

Ein zweiter Schwerpunkt der Diskussion war von Anfang an die Frage nach der Stellung und dem Verständnis des Sozialstaats im Gefüge des Zusammenlebens in Deutschland. Daß der Sozialstaat seine entscheidende Bewährungsprobe zu bestehen hat, war allen Beteiligten klar. Allerdings gab es Stimmen, die den Kirchen nahelegten, die Heilungskräfte der Gesellschaft stärker zu betonen als die mögliche Konsolidierung des Sozialstaats. Durchgesetzt hat sich allerdings die Vorstellung, der Sozialstaat und die ihm zugeordneten sozialen Sicherungssysteme hätten sich weitgehend bewährt, nicht zuletzt im Blick auf die Absicherung der Bevölkerung nach dem katastrophalen Zusammenbruch des Gesamtsystems in der ehemaligen DDR. Einigkeit bestand auch darin, daß verschiedene Reformschritte notwendig sind. Die Leistungsbereitschaft darf nicht durch eine zu hohe Abgabenquote beeinträchtigt werden. Das soziale Netz muß auf seine Zielgenauigkeit und Effizienz ständig überprüft werden. Nicht zuletzt das Steuer-Transfer-System bedarf der Überprüfung, um Intransparenz sowie ungewollte Kumulationseffekte auf der einen und Unterversorgung auf der anderen Seite zu vermeiden und ggf. zu beseitigen. Eine Gesellschaft, der es nicht gelingt, die Arbeitslosigkeit wirksam zu begrenzen, hat mit oder ohne Sozialstaat auf Dauer keine Überlebenschancen. Der Sozialstaat mag den Zusammenbruch einer solchen Gesellschaft verlangsamen, sie wird untergehen, wie die Staaten der kommunistischen Welt an ihrem wirtschaftspolitischen Unvermögen zerbrochen sind. Wenn das Problem der Arbeitslosigkeit nicht angegangen wird, sind Reparaturen am Sozialstaat, die sich auf die Ebene der individuellen Leistungen beschränken, sinnlos. Probleme des wirtschaftlichen Erfolges und der Beschäftigung können nicht durch das Transfersystem gelöst werden. Es ist auf Dauer nicht möglich, den Sozialstaat fortlaufend der Arbeitslosigkeit anzupassen, und damit im Trend immer weniger Aktiven die Versorgung von immer mehr Inaktiven zu übertragen.

Die Argumentation ist in ihren Lösungsvorschlägen frei von Widersprüchen. So wurde darauf verzichtet, den Gedanken des Entwurfs zu wiederholen, das soziale beitragsfinanzierte Sicherungssystem durch eine allgemeine „Grundsicherung“ zu überwinden. Dies wäre sicher eine Abkehr von den bisher in Europa tragenden Kriterien gewesen. Deutlich gemacht wird aber auch, daß durch das soziale Netz nur eine ausreichende oder im Falle der Sozialhilfe eine Mindestversorgung garantiert wird. Deshalb wird festgestellt: „Das soziale Sicherungssystem ist auf eine Ergänzung durch private Vorsorgeleistungen angewiesen.“ In Form der Bildung von Wohneigentum ist dieses auch in großem Umfang geschehen. Eine Ergänzung durch Maßnahmen der Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand könnte eine zusätzliche Sicherung bedeuten, auch wenn man das quantitative Ausmaß derartiger Schritte nicht überschätzen darf. Angesichts der sehr ungleichen Verteilung des gewachsenen Vermögens bleibt das gesetzliche Sozialversicherungssystem auch in Zukunft für den Großteil der Bevölkerung unverzichtbar. Mit Recht wird außerdem darauf hingewiesen, daß die Diskussion über die Finanzierungsfragen des Sozialstaates nicht nur quantitativ als finanzpolitische Spardebatte zu führen ist, sondern vor allem als gesellschaftspolitische Gestaltungsdebatte. Die Grundlagen und die Finanzierung dieses Sozialsystems werden dann erhalten und gesichert werden können, wenn eine breite und nachhaltige Einkommenserzielung in der Volkswirtschaft gewährleistet ist, verbunden mit einer flexiblen Abstimmung von Beiträgen und Leistungen.

Einen relativ breiten Raum nimmt die Frage der Mindestsicherung und Armutsbekämpfung ein: „Die Sozialhilfe dient dabei als letztes Auffangnetz im System der sozialen Sicherung. Sie legt den Standard fest, der Hilfsbedürftigen in Notlagen zukommt. Ihre Prinzipien „Bedarfsdeckung, Individualisierung, Nachrangigkeit“ müssen erhalten bleiben. Das Bundessozialhilfegesetz hat sich seit seiner Einführung im Jahre 1961 bewährt. Belastet wurde dieses Auffangnetz in den letzten Jahren dadurch, daß es für immer größere Personengruppen zu einer Regelversorgung geworden ist. Wenn die vorrangigen sozialen Sicherungssysteme (wie z.B. Arbeitslosenversicherung, Rentenversicherung, Krankenversicherung, Familienlastenausgleich u.a.) tatsächlich ihrem Auftrag entsprechend, in den allermeisten Leistungsfällen wirkliche Not verhindern, hielte sich auch der Reformbedarf innerhalb der Sozialhilfe in Grenzen. (179)

Die Sozialhilfeaufwendungen, die im wesentlichen von den Gemeinden zu tragen sind, sind in den letzten Jahren stark gestiegen. Hauptursachen des Anstiegs der Sozialhilfe sind Massenarbeitslosigkeit, unzulängliche Familienförderung und hohe Aufwendungen für Zuwanderer. All dies gehört nicht zu den eigentlichen Aufgaben der Sozialhilfe. Damit hat die Sozialhilfe ihre eigentliche Funktion, Zuflucht

in Notsituationen zu bieten, zunehmend verloren. Die Sozialhilfekosten haben insbesondere in den Kommunen kaum lösbare Probleme hinterlassen. Ihre eigentliche Aufgabe, Dienstleistungen für die Bürger zu erbringen, ist gefährdet. Für einen Familienlastenausgleich z.B. liegen Forderungen vor, die eine staatliche Leistung aus allgemeinen Steuermitteln vorsehen, die mindestens bis zum sozialen Existenzminimum von Kindern (zur Zeit ca. 700 DM monatlich = 8.400 DM jährlich) um so höher sein muß, je geringer das eigene Einkommen ist. Im wesentlichen entsprechen die Reformvorschläge bis in die Formulierungen hinein den „Thesen zur Reform und Konsolidierung des Sozialstaats“, die die Kammer der EKD für soziale Ordnung im Sommer 1996 veröffentlicht hat, und die ein breites Echo in der Öffentlichkeit erfahren und der Ausarbeitung des endgültigen Textes „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ zugrundegelegt haben.

Allerdings werden im endgültigen Text teilweise Erwartungen geweckt, die dann kaum behandelt werden. Ausführlich eingegangen wird auf alle wichtigen Fragen und insbesondere auf alle Defizite im Blick auf die Situation der Familie, die Förderung der jungen Generation und die Chancengleichheit von Frauen und Männern. Dies sind in der Tat ganz entscheidend wichtige Fragen. Der Familienlastenausgleich, der ansatzweise durchaus besteht (Steuerverfreiheit des Existenzminimums, Kindergeld, Kindergartenplatzgarantie und Anrechnung von Erziehungszeiten), ist allerdings noch kein Familienleistungsausgleich. Hier werden wichtige Vorschläge gemacht, die dazu beitragen können, die Fundamente unseres Zusammenlebens in den Familienbeziehungen, in der Kindererziehung und im Miteinander der Geschlechter zu stärken und auf eine angemessene Grundlage zu heben.

Kaum finden konnte man unter diesem Abschnitt Ausführungen über die Perspektive einer neuen Wohltätigkeitskultur, über bürgerschaftliches Leben, über die neue Rolle der Selbsthilfebewegung und der freiwilligen sozialen Dienste. Auch die immer stärkere Kolonialisierung der Lebenswelt durch die Systemwirklichkeit wird nicht thematisiert, richtungsweisende Überlegungen im Blick auf die Neuordnung der Sozialarbeit, Diakonie und Caritas werden kaum berücksichtigt. Wie es gelingen kann, Gegengewichte gegen die immer mehr um sich greifende Institutionalisierung sozialer Hilfe in Anstalten, Komplexeinrichtungen und neuerdings auch in zentralisierten Sozialstationen zu schaffen, hätte gerade an dieser Stelle Berücksichtigung verdient. Lebenswelt- und gemeinwesenorientierte Sozialarbeit, die Frage nach der diakonischen Gemeinde im Gemeinwesen bedarf der weiteren Klärung. Die Erwähnung in 5.2.2.6 (Eine neue Sozialkultur fördern) wirkt eher angehängt.

### 3. Das Sozialwort der Kirchen in der kritischen Diskussion

Dem Entwurf des Sozialworts der Kirchen war vor allem vorgeworfen worden: Die ständige „Verwischung von Analyse und Bewertung“ (Wolf-Dieter Narr) und der Mangel an nüchterner Rücksichtslosigkeit, die Probleme aufzuzeigen. Statt dessen sei allzu appellativ das Ideal „gelebter Solidarität“ in Wirtschaft und Gesellschaft vorgetragen worden. Weniger häufig wurde die Frage aufgeworfen, ob die Sozialtraditionen der beiden Kirchen sich anstandslos in ein gemeinsames Konzept fügen lassen. Stellungnahmen von regionalen Verbänden des Bundes Katholischer Unternehmer haben allerdings nachdrücklich auf diese Unterschiede und auf das Fehlen zentraler Wertkategorien der katholischen Soziallehre sowie der wichtigsten katholischen Sozialenzykliken hingewiesen. In dem Sozialwort der Kirchen sind die Hinweise auf die Dokumente des II. Vatikanums und auf zahlreiche Enzykliken sicher zu knapp ausgefallen. Der Sache nach sind die Anliegen sicher berücksichtigt. Erwähnt wird die Enzyklika „Sollicitudo rei socialis“ (1987). Es ist dennoch bemerkenswert, daß es gelungen ist, die ethischen Grundlagen gemeinsam zu formulieren und im Blick auf ihre Konsequenzen zum Konsens zu gelangen. An dieser Stelle sollte theologisch weitergearbeitet werden. Die Überlieferung der Kirchen im Blick auf ihre sozialetischen und sozialdiakonischen Handlungsgrundlagen verdienen es, gemeinsam befragt und aufgearbeitet zu werden. Nach diesen Vorüberlegungen sollen nun aber kritische Stellungnahmen zum publizierten Sozialwort aufgegriffen und erörtert werden.

Aus der Vielzahl der Stimmen aus dem Bereich der Wirtschaft verdienen zwei Stellungnahmen von Wirtschaftswissenschaftlern der Erwähnung und weiteren Diskussion. Der Vorsitzende des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung Herbert Hax hatte bereits den Entwurf zum Sozialwort einer kritischen Analyse unterzogen. Sie lief darauf hinaus, daß den Verfassern und damit den Kirchen schlicht der ökonomische Sachverstand fehle.

In der FAZ vom 17.5.1997 wird dieser Vorwurf nun auch dem Gemeinsamen Wort der Kirchen entgegengebracht. Gelobt wird zunächst, daß das endgültige Wort an „Stringenz und Klarheit der Argumentation“ erheblich gewonnen habe. In vielen Punkten kann der Kritiker dem Wort zustimmen, wenn etwa gegen Besitzstandswahrung und Strukturkonservatismus Reformfähigkeit angemahnt wird. Auch das klare Bekenntnis zur Sozialen Marktwirtschaft findet seine Zustimmung. „Der Punkt, an dem sich in der Diskussion zur Wirtschafts- und Sozialpolitik die Geister heute scheiden, liegt in der Frage, was mehr gefährdet ist und der Stärkung bedarf: das Leistungsvermögen der Volkswirtschaft oder die Qualität der sozialen Sicherung.“ Dieses Problem werde im Wort der Kirchen zwar erkannt:

„Qualität und finanzielle Stabilität der sozialen Sicherung und das Leistungsvermögen der Volkswirtschaft bedingen einander.“ Oder wenn es heißt: „Wird das gesamtwirtschaftliche Leistungsvermögen dauerhaft durch einen überproportionalen Anstieg der vom Staat vorgenommenen Umverteilung überfordert, dann werden die finanziellen Fundamente der sozialen Sicherung unterspült (6)“. Dann aber werde zur aktuellen Situation festgestellt: „Heute ist die Gefahr groß, daß die Wettbewerbsfähigkeit auf Kosten der sozialen Sicherung gestärkt werden soll (9)“. Hier meldet Hax seinen Widerspruch an. Denn an dieser Stelle werde eine Grundentscheidung getroffen, die den Charakter der gesamten Stellungnahme maßgeblich prägt, insbesondere dort, wo konkrete politische Schlußfolgerungen gezogen werden.

Daß das Leistungsvermögen und die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft gestärkt werden müssen, werde zwar nicht bestritten, aber eher beiläufig und ohne konkrete Schlußfolgerungen erörtert. In den Vordergrund rücke die Verteidigung des als bedroht angesehenen Systems der sozialen Sicherung. Für diese These werden eine Reihe von Belegen ins Feld geführt. „Charakteristisch für das dahinter stehende verteilungspolitische Leitbild ist, daß offenbar nicht nur Armut, sondern auch Reichtum als zu bekämpfende Fehlentwicklung gesehen wird. Auf dieser Grundlage wird eine Besteuerung nicht nur der Einkommen, sondern auch der Vermögen gefordert, und zwar unter dem Gesichtspunkt der Minderung von Ungleichheit und ohne nähere Überlegung dazu, wie sich dies auf das wirtschaftliche Verhalten der davon Betroffenen auswirken könnte.“ Mit großem Nachdruck werde auf die „Förderung der Familien“ gedrängt, wobei das Familiendasein faktisch auf eine Ebene mit Armut und Arbeitslosigkeit gestellt und ein Forderungskatalog nach immer mehr Leistungen aufgestellt werde.

Im Blick auf die hohe Belastung der Arbeitskosten erwartet Hax im Unterschied zum Sozialwort die entscheidenden Lösungen von der Lohnzurückhaltung: „Die größte Gefahr der heute üblichen Betonung der Lohnnebenkosten liegt darin, daß damit von der Verantwortlichkeit der Tarifvertragsparteien für die Lohnhöhe und damit für die entscheidende Determinante der Arbeitskosten abgelenkt wird. Dieser Gesichtspunkt wird im Wort der Kirchen zwar nicht völlig vernachlässigt, in seiner Bedeutung aber nicht richtig erkannt.“ Hier wird in der Tat ein wichtiges Problem angesprochen. Die Frage, wie es zu einer stärkeren Differenzierung und Flexibilisierung der Einkommensstrukturen kommen kann, beschäftigt gegenwärtig die Sozialkammer, insbesondere im Blick auf den öffentlichen Sektor. Am Beispiel der Bildungsexpansion kann das Problem deutlich gemacht werden. Da das in einer Gesellschaft verteilbare Einkommen begrenzt ist, muß ein Mechanismus geschaffen werden dafür

Sorge zu tragen, daß es nicht die gut verdienenden Arbeitsplatzbesitzer auf der einen Seite und die von Arbeit Ausgeschlossenen auf der anderen gibt. Es ist beispielsweise nicht möglich, das relativ hohe Einkommen der Hochschulabsolventen in der Zeit, als der Anteil der Hochschulabsolventen bei 6 % eines Altersjahrgangs lag, nun an 30 % dieses Altersjahrgangs auszuzahlen. Dieses würde eine Umverteilung zu Lasten schlechter Ausgebildeter bzw. handwerklicher Berufe in einem erheblichen Umfang bedeuten. Dies ist weder ökonomisch sinnvoll noch sozial vertretbar. Steigt also der Anteil der Hochschulabsolventen in erheblichem Umfang, scheidet die Möglichkeit aus, daß das Einkommen der Hochschulabsolventen unverändert bleibt und alle beschäftigt werden. Das Beispiel zeigt, daß es eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist, das Beschäftigungssystem und das Bildungssystem auch im Blick auf eine gerechte Einkommensverteilung immer neu auszutarieren.

Hax stellt weiterhin die Frage, „welche Verbindlichkeit dem Wort der Kirchen zukommt: Welche Folgerungen soll ein Christ daraus ziehen, daß die Kirchen eine einheitliche europäische Währung befürworten (235), daß sie sich für die Erhaltung des bestehenden Systems der sozialen Sicherung in seiner Grundidee und seinen Grundelementen einsetzen (14), daß sie eine Senkung der Lohnnebenkosten über eine Besteuerung von Energie und Kohlendioxid erreichen wollen (227)? Zwar wird in dem Wort deutlich darauf hingewiesen, daß zu einer zukünftigen ‚Sozialkultur‘ auch eine ‚Kultur der Selbständigkeit‘ gehört, in der es Ermutigung zu selbständiger Existenzgründung gibt, verbunden mit einem Klima der Förderung und Abfederung dieses neuen Unternehmertums. Hier aber liegt der entscheidende Punkt, über den weiter zu diskutieren und zu arbeiten wäre. Hax stellt fest: Dem jungen Unternehmensgründer werden schlagkräftigere steuerliche Betriebsprüfungen in Aussicht gestellt (191), ihm wird aufgegeben, durch Mitbestimmungsregelungen und humane Arbeitsbedingungen den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern persönliche Entfaltungs- und Beteiligungschancen einzuräumen (151), sein Vermögen soll unter Berufung auf die Sozialpflicht ‚in angemessener Weise zur Finanzierung gesamtstaatlicher Aufgaben herangezogen‘ werden (220), die Lohnnebenkosten sollen zwar gesenkt werden, zugleich aber die Energiekosten steigen (227); sollte ein Unternehmer trotzdem noch sehr erfolgreich sein, so ist dieser Mißstand im ‚Reichtumsbericht‘ anzuprangern (219)“. Hax müßte hier deutlicher argumentieren, wie eine zu begrüßende Unternehmensförderung und -kultur in einer von ihm begrüßten Sozialen Marktwirtschaft und im sozialen Rechtsstaat in Zukunft entfaltet werden kann, ohne die soziale Balance einfach wieder aufs Spiel zu setzen.

Sehr viel radikaler als Hax argumentiert sein Kollege in der Kölner Wirtschaftswissenschaftlichen

Fakultät Carl Christian von Weizsäcker, Vorsitzender der Monopolkommission. In einem Interview mit dem Sonntagsblatt vom 9. Mai 1997 vertritt er die These: „Der Staat zerstört die Gesellschaft“. Er hält den Kirchen vor, genau die falsche Strategie zur Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu verfolgen. „Die Krise, in der wir uns offensichtlich befinden, ist zu einem großen Teil verursacht durch den Sozialstaat.“ Dahinter verbirgt sich eine radikale liberale Vorstellung, die davon ausgeht, daß die Menschen veranlaßt werden müssen, ihre eigene Zukunft in die Hand zu nehmen, die nötigen Ersparnisse selbst zu bilden, sich eine für den Arbeitsmarkt adäquate Ausbildung zu verschaffen und die Solidargemeinschaft der Familie als das entscheidende soziale Umfeld und Netz wiederzubeleben. Eltern müssen – wie in alten Zeiten – für den eigenen Nachwuchs deshalb sorgen, um im Alter auch ein gesichertes und tragendes Umfeld zu erhalten. „Traditionell funktionierte die Alterssicherung durch die eigenen Kinder. Durch die Rentenversicherung ist der ökonomische Grund dafür entfallen, für den eigenen Nachwuchs zu sorgen – und deshalb geht die Geburtenhäufigkeit zurück.“ All dies wird durch den Sozialstaat seiner Ansicht nach entscheidend blockiert und verhindert. Hinzu kommen Phänomene, die ebenfalls der sozialstaatlichen Organisation angelastet werden. „Ein dramatisches Beispiel dafür ist Ostdeutschland. Dort haben Gewerkschaften und Arbeitgeber nach der Wende viel zu hohe Löhne vereinbart. Als sich herausstellte, daß diese Tarifverträge Millionen Arbeitsplätze gefährdeten, waren die Gewerkschaften nicht bereit, neue, beschäftigungssichernde Verträge zu schließen. Der Grund ist simpel: Die Arbeitnehmer haben sich gesagt, möglicherweise werden wir so oder so arbeitslos. Das Arbeitslosengeld, das wir dann bekommen, hängt aber von unserem letzten Lohn ab. Deshalb beharren wir lieber auf den einmal vereinbarten, hohen Löhnen und nehmen dafür eine rasant steigende Arbeitslosigkeit in Kauf.“

Von welcher Position läßt von Weizsäcker sich leiten? Er verweist durchgehend auf den American Way of Life. In Amerika ist in der relevanten Altersgruppe zwischen 15 und 65 Jahren ein Beschäftigungsstand von 75 % erreicht worden, im Gegensatz zu nur 60 % in unserem Lande. Dieser Unterschied habe sich erst in den vergangenen 20 Jahren herausgebildet. In dieser Zeit sei auch die Beschäftigung im privaten Sektor in Kontinentaleuropa zurückgegangen, während sie sich in den USA in den vergangenen 2 1/2 Jahrzehnten um 50 % erhöht hat. Von Weizsäcker führt diese krasse Differenz auf die unterschiedlichen sozialstaatlichen Institutionen zurück. Durch die Absicherung im Sozialstaat und durch die Struktur unserer Lohnfindung werde dem Arbeitslosen jeder Anreiz genommen, das Ausmaß an Opferbereitschaft für Arbeit auf sich zu nehmen, wie es in den USA durchgehend der Fall ist. „In Amerika ziehen die Leute zum

Beispiel von der Ost- an die Westküste, wenn sie dort Arbeit finden. So mobil waren die Deutschen auch mal – in den fünfziger Jahren.“

Schließlich, argumentiert von Weizsäcker, verdorre im Rahmen des deutschen Sozialstaats die von Natur aus vorhandene, durch Kultur und Erziehungsprozesse gestärkte Hilfsbereitschaft im kleinen. Heute könne der Einzelne seinem Nachbarn sagen: Geh zum Sozialamt oder zu einer anderen sozialstaatlichen Institution, denn schließlich stehen dir Leistungsansprüche zu. In der jüngeren Generation, die mit dem Sozialstaat aufgewachsen ist, schwinde auch das Bewußtsein, daß es unrecht ist, das sozialstaatliche Leistungssystem rücksichtslos in Anspruch zu nehmen. Auf diesem Wege würden schließlich die Gesellschaft und die selbsttragenden Kräfte in ihr zerstört.

Diese herbe Kritik trifft in der Tat eine der Kernüberlegungen des Gemeinsamen Wortes der Kirchen. Nicht Abbau des Sozialstaates, sondern seine Reform und Konsolidierung wird dort mit vielen Argumenten intendiert. Auch die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wird nicht durch radikale Deregulierung und Abbau aller arbeitssichernden und arbeitsfördernden öffentlichen Maßnahmen gefordert, sondern im Gegenteil als eine staatlich mitverantwortete Gemeinschaftsaufgabe herausgestellt. Es mag in der Tat sein, daß im Gemeinsamen Wort der Kirchen die realen Gefahren und Gefährdungen unserer sozialstaatlichen Ordnung zu wenig Beachtung gefunden haben. Die bereits erwähnte Kolonialisierung der Lebenswelt durch die Systemwelt schreitet fort und es bedarf großer Anstrengungen, um die Spielräume für Eigeninitiative, Selbsthilfe und unternehmerische Initiative wieder zu beleben. Allerdings muß von Weizsäcker vorgehalten werden, daß es ihm offensichtlich nicht darum geht, die nötigen Reformen im Rahmen des sozialstaatlichen Systems und der Sozialen Marktwirtschaft vorzunehmen. Vielmehr wird der Eindruck erweckt, als ob ein frühes Stadium der modernen Industriegesellschaft verklärt und der gegenwärtigen Verfallsstruktur entgegengesetzt wird. Hier haben in der Tat die Kirchen Positionen bezogen und können davon sicher auch nicht abrücken.

#### *4. Der Konsultationsprozeß geht weiter*

Das insgesamt positive Echo auf die Initiative der Kirchen ist Ermutigung genug, um nicht Halt zu machen, sondern die „Bewegung Gemeinsames Wort“ fortzusetzen und dabei zu einer vertieften ökumenischen Verständigung auch über die elementaren Lebens- und Glaubensfragen zu gelangen. Es sei daran erinnert, daß schon der große Anreger der ökumenischen Bewegung, der schwedische Erzbischof Nathan Söderblom, dem Thema „Life and Work“ den Vorrang vor dem Thema „Faith and Order“ gegeben hat. Der Zustand der europäischen Gesellschaft erschien ihm damals – in den zwanziger Jahren – so alarmierend, daß die christli-

chen Kirchen sich auf ihre gemeinsamen Aufgaben im Dienste der Versöhnung vordringlich besinnen sollten. Erst über die Erfahrung der konkreten Zusammenarbeit werden sich die Fragen nach „Glauben und Kirchenverfassung“ stellen und eines Tages lösen. Es kommt also darauf an, den eingeschlagenen Weg auf ganz unterschiedlichen Ebenen fortzusetzen. Drei sollen wenigstens kurz angedeutet werden:

1) Längst sind noch nicht alle relevanten Sachfragen im Blick auf die wirtschaftliche und soziale Lage geklärt. Das Gespräch mit den Sachverständigen im Bereich der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften bzw. der Sozialpolitik sollte jetzt geführt werden mit dem Ziel, eine Perspektive zu gewinnen, wie eine sozial- und ökologisch verantwortete Marktwirtschaft im Konzert der europäischen Zusammenarbeit und im weltwirtschaftlichen Rahmen nachhaltig gefördert werden kann. Dabei ist das Thema einer europäischen Sozialunion, die auch die zahlreichen assoziierten mittel- und osteuropäischen Länder berücksichtigt, von exemplarischer Bedeutung. Dies hat aber zur Voraussetzung, daß der Diskussionsrahmen schrittweise erweitert wird und Vertreter der europäischen Kirchen und Experten aus anderen Ländern hinzugezogen werden.

2) In den Gemeinden vor Ort ist die Unsicherheit noch groß, sich an dem Diskussionsprozeß zu beteiligen. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß die Themen des Gemeinsamen Wortes noch ein hohes Maß an Allgemeinheit tragen und von den örtlichen Lebensfragen abgehoben sind. Notwendig ist also eine Handreichung für die ökumenische Zusammenarbeit in den örtlichen Strukturen, die sowohl die gemeinsamen Aufgaben von Caritas und Diakonie als auch kommunale Zusammenarbeit in zentralen Bereichen des Gemeinwesens ermöglicht. Die Runden Tische sozialer Verantwortung waren ein erster Schritt, der allerdings zu sehr im Unverbindlichen und deshalb stecken blieb. Die Kirchen müssen z.B. den Beweis antreten, daß sie nicht Armutsbekämpfung fordern, sondern effektiv betreiben. Dazu gehört zunächst ein sorgfältiges „Observatorium“ der Armut vor Ort.

3) Als dritter Bereich soll ins Auge gefaßt werden, eine geordnete überregionale Willensbildung einzuleiten, die wichtige Einzelthemen weiterverfolgt, diese in die Akademie- bzw. Verbandsarbeit einführt und Antworten in gemeinsamen Kongressen bündelt. Die Kirchentage, die auf Dauer als ökumenische Veranstaltungen veranschlagt werden sollten und dabei in ihrer Struktur sicherlich neu konzipiert werden müssen, sind Gelegenheiten der Verständigung. Der für das Jahr 2003 vorgesehene ökumenische Kirchentag ist ein zeitlicher Terminus, auf den hin durchaus der Konsultationsprozeß ausgerichtet werden kann. Allerdings gilt auch hier das Postulat: Diese auf Deutschland beschränkte Perspektive muß abgestimmt werden mit der – von der Europäischen Katholischen Bischofskonferenz

(CCEE) und der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) erfolgreich eingeleiteten – ökumenischen Zusammenarbeit in der „Europäischen Ökumeni-

schen Versammlung“. Diese wenigen Beispiele zeigen, daß nach wie vor die These ihre Berechtigung hat: „Der Weg ist das Ziel“.

Theodor Strohm

## Handwerk als Chance\*

Zur neuen Denkschrift der Kammer der EKD für soziale Ordnung

1. Sollte man den fast zweijährigen gemeinsamen Lernprozeß, den die Sozialkammer der EKD gemeinsam mit führenden Vertretern des Zentralverbandes deutschen Handwerks und einzelnen Handwerkskammern durchlaufen hat, mit einem Satz zusammenfassen, dann würde ich sagen: Das Handwerk hat nicht nur goldenen Boden, vielmehr ist es der goldene Boden unserer Volkswirtschaft. Das Handwerk hat nicht nur nach 1945 im Westen, sondern jetzt erneut nach der Wende in den östlichen Bundesländern bewiesen, daß es hochelastisch auf neue und schwierige Situationen reagieren kann. Es zeigt sich, daß diejenigen europäischen Länder, die über eine lange und kontinuierliche Tradition im Handwerk verfügen, die Wandlungen der Industriegesellschaft erfolgreicher durchgestanden haben als Länder ohne eine solche Tradition. Dies gilt etwa für die mitteleuropäischen Nachbarländer Polen, Tschechien und Ungarn, die nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems in kürzester Zeit auf dieser Basis ihr Wirtschaftssystem regenerieren konnten. Rußland andererseits und die übrigen Nachfolgestaaten der Sowjetunion verfügen kaum über handwerkliche Traditionen und kämpfen deshalb mit den größten Schwierigkeiten, um ihre Wirtschaftssysteme auch nur ansatzweise wieder in Gang zu bringen.

Um nun auf die deutsche Situation zurückzukommen, kann festgestellt werden: Während in den östlichen Bundesländern die Zahl der Beschäftigten seit 1990 um die Hälfte zurückgegangen ist, stieg dort die Zahl der Beschäftigten im Handwerk von 455.000 auf 1,21 Mio. Ähnlich hoch sind die Zuwächse bei der Lehrlingsausbildung. Bei den Betriebsgründungen können wir von einer Verdoppelung auf 138.500 Betriebe (1995) sprechen. Noch 1990 beschäftigte dort jeder Betrieb im Durchschnitt vier Erwerbstätige, so waren es 1995 bereits neun Beschäftigte. Zusammenfassend läßt sich feststellen: In den neuen Ländern ist die Beschäftigtenzahl im Handwerk fast doppelt so hoch wie in der Industrie. Im ganzen Bundesgebiet sind im Handwerk fast ebenso viele Menschen beschäftigt wie in der Industrie.

Zur Wirtschaftsgruppe Handwerk zählen heute in Deutschland rund 700.000 Unternehmen mit 6,7 Mio. Beschäftigten. Das Handwerk hatte 1994 einen erfaßten Umsatz von 810 Mrd. DM.

Es zeigt sich also: Das Handwerk hat sich im Zeitalter der Industrialisierung und der standartisierten Massenproduktion nicht nur behauptet. Es hat vielmehr alte Berufe durch Spezialisierung weiterentwickelt. Aus dem Hufschmied – um nur ein Beispiel zu nennen – wurden Kraftfahrzeugmechaniker, Klempner, Gas- und Wasserinstallateure, der Zentralheizungs- und Lüftungsbauer, der Werkzeugmacher, der Maschinenbaumechaniker, der Feinmechaniker und der Kälteanlagenbauer. 126 Handwerksberufe und weitere 40 handwerksähnliche Berufe finden sich in der Handwerksordnung.

Handwerkliche Betriebe „haben dort gute Chancen, wo Spezialbedarf und persönlichkeitsbestimmte Leistung maßgebend sind. Auch dort, wo rasch sich ändernde Tätigkeiten charakteristisch sind (z.B. Reparaturbereich, Baugewerbe) oder eine enge Verbindung zum Kunden entscheidend bleibt (Bäcker, Fleischer), haben Handwerksbetriebe eine gute Position. Dies hat dazu geführt, daß die Industrie mehr und mehr dazu übergeht, solche Fertigungsbereiche aus der eigenen Betriebsstruktur auszulagern, die nicht im engeren Sinne industriety-pisch sind, und sie in selbständige (zumeist kleine, innerhalb der Großbetriebe weiterhin tätige) Firmen umzuwandeln („Outsourcing“).“ (Zi. 52)

Die Denkschrift stellt deshalb mit Recht fest: „Im Handwerk sind viele gute Ansätze durch strukturelle Besonderheiten wie Flexibilität, Vielfältigkeit der Arbeitsaufgaben, soziale Nähe im Betrieb, Kundennähe, Familienbezogenheit, Wirtschaften im überschaubaren Raum gleichsam vorgegeben. Auch die geschichtliche Prägung und Traditionen eines ‚ehrbaren Handwerks‘ spielen hier eine Rolle.“ (Zi. 6) Hinzu kommt: „Das Handwerk leistet mit Ausbildung und Arbeitsplatzbeschaffung einen wichtigen Beitrag für das Gemeinwohl. Gerade die kleineren und mittleren Betriebe haben besondere Chancen, Stellen und Beschäftigungsmöglichkeiten zu schaffen und auch verantwortungsbereite und unternehmerische junge Menschen in die Selbständigkeit zu führen... Diese Chancen müssen intensiver genutzt werden.“ (Zi. 7)

2. Allerdings ist das kostbare Gut – das Handwerk als Basis unserer Volkswirtschaft – akuten und strukturellen Gefährdungen ausgesetzt, die zu erheblichen Einbrüchen führen können. Zu den größten Problemen des Handwerks gehört zweifellos die

Tatsache, daß die ihrer Natur nach personalintensiven Handwerksbetriebe weniger durch die Steigerung der Bruttolöhne als vielmehr durch die Höhe der Personalnebenkosten betroffen sind. Während die Industrie zunehmend den Belastungen durch Rationalisierungen und Arbeitsplatzabbau begegnet, hat das Handwerk deutlich geringere Rationalisierungsreserven. Der Möglichkeit zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität sind deutliche Grenzen gesetzt. Immer häufiger sind Handwerksbetriebe bei zunehmenden Lohnkosten bei gleichbleibender Beschäftigungsdichte genötigt, die Kosten durch Substanzverzehr abzufangen. Allein die Erhöhung des gesamten Sozialversicherungsbeitrags durch Transfers für die Renten- und Arbeitslosenversicherung und die Arbeitsmarktpolitik in den neuen Ländern hat die Sozialversicherungsbeiträge um 3 % erhöht.

Aber auch die Übernahme neuerer Technologien und Verfahrensweisen mit einer kürzeren Laufzeit nötigen zu umfangreicher Kapitalbeschaffung und erhöhen die Betriebskosten erheblich. Während die Brutto- sowie die Nettolöhne einen linearen Anstieg zu verzeichnen haben, sind die Verrechnungslöhne exponentiell angestiegen. 1995 betrug etwa bei einem Malergehilfen der Verrechnungslohn pro Stunde im Schnitt 78,52 DM (gegenüber 11,14 DM im Jahre 1970), wobei die Betriebskosten mit 32 %, die Bruttolohnkosten mit 29 % und die Lohnnebenkosten mit 25 % zu Buche schlagen. Hinzu kommen 15% Mehrwertsteuer.

Daß von der Differenz zwischen Bruttolohn und Verrechnungslohn ein starker Anreiz zur ungesetzlichen Schwarzarbeit ausgeht, liegt auf der Hand. „Handwerkliche Betriebe sind besonders betroffen, wenn Selbständige und vor allem Unselbständige in ihrer Freizeit gewerbsmäßig Dienst- und Werkleistungen unter Verletzung des geltenden Steuer-, Sozialversicherungs-, Arbeits-, Ausländer-, Schwarzarbeits- und Handwerksrechts erbringen. Dadurch werden die legal arbeitenden Handwerksbetriebe benachteiligt und deren Arbeitsplätze gefährdet oder gar vernichtet.“ (Zi. 71)

3. Ein weiteres schweres Problem zeigt sich darin, daß einerseits die Anforderungen an die Handwerksberufe immer mehr zunehmen. Andererseits hat sich von der schulischen Ausbildung her der Handwerknachwuchs qualitativ verschlechtert.

Die Ursachen liegen auf der Hand: Es steigen die Anforderungen an die Qualität durch die rasante Entwicklung neuer Techniken, der Informationsbeschaffung und Verarbeitung, durch neue Werkstoffe, aber auch durch verwaltungstechnische Aufgaben. Andererseits hat die einseitige Konzentration der schulischen Bildung auf die höheren Bildungsabschlüsse dazu geführt, daß das Handwerk vor gravierenden Nachwuchsproblemen steht. In Deutschland neigen Jugendliche und ihre Eltern dazu, die Möglichkeiten einer beruflichen Bildung

und der sich anschließenden Berufswege zu unterschätzen und die Möglichkeiten einer akademischen Ausbildung zu überschätzen.

„Viele Absolventen mit ausgesprochen praktischer Begabung verkennen in vielen Fällen auch ihre persönlichen Stärken. Einstellungen und Erwartungen spielen bei der Wahl von Berufs- und Bildungsweg eine ganz entscheidende Rolle. Die gewerblich-technischen Ausbildungsberufe sind weit weniger begehrt als beispielsweise die Ausbildung im kaufmännischen Bereich und in der Verwaltung, vor allem in Großbetrieben und im öffentlichen Dienst. Selbst dann, wenn sich Absolventen für eine gewerblich-technische Richtung entscheiden, werden die Großbetriebe und der öffentliche Dienst bevorzugt, erst danach kommen die kleineren Betriebe und das Handwerk. Innerhalb des Handwerks bilden wiederum bestimmte Berufe – z.B. im Nahrungsmittel- und im Bauhandwerk – das Schlußlicht.“ (Zi. 88)

Die Bildungsexpansion in Richtung Hochschule und Fachhochschule hat zu einem deutlichen Rückgang qualifizierter Schulabgänger geführt, so daß sogar der Anteil der Absolventen mit mittlerer Reife oder aus Berufsfachschulen sich von 28,8 % (1984) auf 24,2 % heute verringert hat. Dies hat zur Folge, daß die Nachwuchssicherung für das Handwerk bei abnehmender Anzahl qualifizierter Jugendlicher schwierig wird. Insbesondere die Führungskräfte und Betriebsinhaber des Handwerks sind derzeit stark überaltert, so daß in zehn Jahren fast sprunghaft in großem Umfang Führungskräfte und Betriebsinhaber ausscheiden und Wissen verlorengehen wird. Die damit freiwerdenden Positionen kann das Handwerk aus dem eigenen Nachwuchs heraus nicht besetzen. So müßte sich beispielsweise künftig fast jeder Handwerksmeister selbständig machen, um über genügend Potentiale für Betriebsinhaber zu verfügen. Das Handwerk muß deshalb mit allen Kräften den Nachwuchs sichern, dabei auch Leistungsstarke integrieren und gleichzeitig auf andere Ausbildungsgänge wie Ingenieure und Diplomkaufleute zurückgreifen. Aufgrund der weitreichenden Konsequenzen der demographischen Entwicklung ist das Handwerk gut beraten, diese sorgfältig zu analysieren, intensiv zu diskutieren und rechtzeitig Anpassungsstrategien zu entwickeln.

Hinzu kommt noch die Tatsache, daß im dualen Ausbildungssystem zur Zeit rund 15 % der Auszubildenden keinen Bildungsabschluß erreichen und rund 20 % der Lehrstellenanwärter wegen unangepaßter Kenntnisse oder unangepaßtem Verhalten keinen Ausbildungsplatz erhalten. Man muß also heute damit rechnen, daß rund 20 % der Jugendlichen ohne zusätzliche Hilfen keinen Anschluß an das duale System finden bzw. zu keinem Ausbildungsabschluß kommen. Auch hier hat das Handwerk große Anstrengungen unternommen, „Jugendlichen mit sozialen Benachteiligungen und individu-

ellen Beeinträchtigungen“, teils mit und teils ohne öffentliche Förderung, dennoch in das Berufsleben zu integrieren. Es wird also darauf ankommen, „in Zukunft differenzierte Bildungsgänge zu schaffen, die auf die zunehmend unterschiedlichen Vorbildungen der Jugendlichen in den Ausbildungsgängen Rücksicht nehmen. Dem Handwerk würde sich damit die Chance eröffnen, die Attraktivität der beruflichen Bildung zu erhöhen und qualifizierte Nachwuchskräfte zu bekommen.“ (Zi. 217)

4. Zu den Problemen, die hier kurz hervorgehoben werden, kommt der sich zunehmend verschärfende Wettbewerb, der weniger aus den vielbeschworenen „Globalisierungstendenzen“ resultiert. Er hat vielmehr zwei Gründe: 1. Handwerksbetriebe, die Investitionsgüter herstellen, und ebenso einige Konsumgüter- und Dienstleistungshandwerke, sind spätestens seit der Herstellung des europäischen Binnenmarkts und der teilweisen Öffnung der ost-europäischen Märkte durch verstärkte Konkurrenz aus dem Ausland bedroht. 2. Industriebetriebe, die bislang aus fertigungstechnologischen Gründen kaum eine ernsthafte Konkurrenz für handwerkliche Betriebe waren, dringen mit modernen, flexiblen Fertigungsmethoden immer mehr in angestammte Handwerksmärkte ein. Handelsnahe Handwerke wie z.B. Bäcker oder Metzger stehen oft in ruinösem Verdrängungswettbewerb mit Verbrauchermärkten, weil sie nicht über gleichwertige Möglichkeiten zur Mischkalkulation verfügen und somit im Preiswettbewerb unterliegen.

Zwar sind derzeit noch über 95 % aller Handwerksbetriebe überwiegend auf lokalen Märkten tätig, aber der Wettbewerb innerhalb der europäischen Union führt zu Verzerrungen angesichts ganz unterschiedlicher Anforderungen an die Ausübung eines Handwerksberufs. So gibt es beispielsweise in Großbritannien und Irland für die meisten Berufe des Handwerks keine speziellen gesetzlichen Berufszugangsvoraussetzungen. Ebenso sind die Aus-

bildungsgänge häufig kaum geregelt. Das deutsche Handwerk wird von seinen Qualitätsstandards nicht heruntergehen. Es bedarf aber großer Anstrengungen, die Wettbewerbsfähigkeit innerhalb der EU sicherzustellen. So mußten in der Vergangenheit die Kosten für die Meisterausbildung von den Teilnehmern selbst getragen werden. Mit dem jahrelang umstrittenen „Meisterbafög“ wurde eine wichtige Weichenstellung zugunsten der beruflichen Fortbildung vorgenommen. Notwendig sind nicht nur die Verbesserung der Aus- und Weiterbildung, sondern auch der Rahmenbedingungen für Existenzgründungen. Hier ist z.B. die Kreditwirtschaft gefordert, bei der vermehrten Bereitstellung des Gründungskapitals (vgl. Zi. 224-226).

5. Handwerk und Kirche haben nicht zuletzt gemeinsam ihre örtliche und regionale Präsenz. Die Kirche verdankt bis heute ihre soziale Gestalt der engen Zusammenarbeit mit den Handwerksfamilien. Sie sind häufig Träger zahlreicher Initiativen der Diakonie bzw. sozialer Verantwortung vor Ort. Es ist an der Zeit, diese Möglichkeiten des Zusammenwirkens auszuschöpfen.

Die Denkschrift hatte nicht die Absicht, Handwerk und Industrie gegeneinander zu setzen, wohl aber die Bedeutung des Handwerks für eine zukunftsfähige Wirtschaft hervorzuheben. Dem kürzlich publizierten „Sozialwort“ der Kirchen wurde gelegentlich vorgehalten, es würde sich stärker auf sozialen Ausgleich und weniger auf die Förderung der Wirtschaft konzentrieren. Die neue Denkschrift macht aber deutlich, daß die Förderung einer „zukunftsfähigen“ und einer „sozial verträglichen“ Wirtschaft kein Gegensatz sein muß, sondern vielmehr die legitime Gestaltungsaufgabe unserer Zeit bleibt.

Anmerkung:

\* Handwerk als Chance – Möglichkeiten einer gemeinwohlorientierten sozialen und ökologischen Marktwirtschaft am Beispiel Handwerk. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1997, 144 S. ISBN: 3-579-02366-7.

Britta von Schubert

## Diakonisches Lernen in der Schule

„Diese zwei Wochen waren wichtig für mich, ...  
– weil wir durch die Schule von der richtigen Welt zum großen Teil total abgekapselt sind. Ich hatte das Gefühl, ein Stück weiter im Leben zu stehen und vor allem etwas Sinnvolles zu tun. Ich habe außerdem gemerkt, daß jeder Mensch wichtig ist und helfen gar nicht schwer.  
– weil ich zum ersten Mal mit so verschiedenartigen und breitgefächerten Problemen konfrontiert wurde, die ich im normalen Schulalltag bestimmt nicht

erlebt hätte. Außerdem fördert das Praktikum auch die eigene Entscheidungskraft und Eigenständigkeit.

– weil ich festgestellt habe, wie einfach doch der Kontakt zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen geht und daß es viel Spaß macht zusammen.

– weil ich mit fremden Menschen zusammen arbeiten mußte und fremden besonders kranken Menschen helfen konnte.“

Die ersten positiven Spontanreaktionen der 11. Jahrgangsstufe der *E.v.Thadden-Schule in Heidelberg* nach dem verpflichtenden zweiwöchigen Diakoniepraktikum ließen sich beliebig vermehren. Ausführlich stellen die Schülerinnen und Schüler ihre Einsatzplätze, ihren täglichen Arbeitsablauf und ihr persönliches Resümee in einem umfangreichen Bericht dar – eine nach mittlerweile drei Jahren äußerst spannende „Bibliothek“ an der Schule. Etwa zwei Drittel der Arbeitsplätze wird von den ca. siebzig 11.Kläßlern aus einem von der Schule zusammengestellten Angebot gewählt – Altenheime, Behinderten-Einrichtungen, Resozialisierungs-Häuser, ambulante Beratungsstellen, Krankenhäuser –, ein großer Teil setzt sich aus selbst gesuchten Arbeitsfeldern zusammen – Selbsthilfegruppen, Kinderheime mit besonderer Tradition, Therapeutisches Reiten. Wenige Schüler arbeiteten weiter außerhalb Heidelbergs, so im Epilepsie-Zentrum Kork, in der Resozialisierung „Espoir“ in Colmar.

Eine entsprechend positive Reaktion auf das mittlerweile fest an der Schule verankerte Diakoniepraktikum kommt auch aus der Elternschaft:

– „Nie während der bisherigen Schulzeit, und das schreibe ich mit einer gewissen Wehmut, war der Austausch über das Erlebte ein solch reger Bestandteil der täglichen Unterhaltung am Abendbrotisch.

– Die Arbeit und die ihm übertragene Verantwortung beschäftigten ihn auch über den Tag hinaus.

– Er erkannte, wie wichtig das eigene sorgfältige Handeln ist, wenn ein anderer Mensch davon abhängt.

– Es beeindruckte sie, wie selbstverständlich, offen und heiter Rollstuhlfahrer mit ihrer Behinderung umgingen, wie wichtig es ist für Menschen am Rande unserer Gesellschaft, daß man ihnen ihre Würde läßt.

– Noch nie haben wir an einem Elternabend einen solch intensiven Austausch erlebt. Wir haben erfahren, wie sich unsere Kinder offen ihnen bisher meist unbekanntem Situationen stellten, Berührungsängste abbauen konnten und die Wichtigkeit sozialen Handelns im Alltag begreifen lernten. Diese Art des Lernens verdiente im Lehrplan einen weiten Raum.“

Schulleitung und Kollegen der *E.v.Thadden-Schule* sind sich dessen bewußt, daß es sinnvoll ist und auf unerwartete Unterstützung und Zustimmung stößt, in einer Zeit des Ab- oder Umbau des Sozialstaates, der Klage über die zunehmende Individualisierung und angeblich mangelnde Bereitschaft der jüngeren Generation, soziale Verantwortung zu übernehmen, Schülern die Möglichkeit sozialen Engagements als persönliches Erleben zu bieten und die Erfahrungen im Unterricht vor- und nachzubereiten.

An mehreren Orten vor allem im Bereich der Privatschulen haben sich in den letzten Jahren Gedanken ähnlicher Art zu konkreten Projekten ent-

wickelt, deren Aufzählung jedoch nicht vollständig und deren Charakterisierung nur knapp sein kann.

Bereits seit 1982 ist am *Paul-Schneider-Gymnasium Meisenheim* das Sozialpraktikum eine verbindliche Schulveranstaltung, allerdings als 4-wöchige Veranstaltung für die Jahrgangsstufe 12 nach den Weihnachtsferien. Es soll dazu dienen, soziale Erfahrungen zu machen, Verantwortungs- und Konfliktfähigkeit zu entwickeln und „junge Menschen in Kontakt mit den Schwachen in unserer Gesellschaft (zu) bringen.“ Während einer Orientierungsphase sollen die Schüler mit Hilfe von Anforderungsprofilen und Beschreibungen der Institutionen eine Entscheidung über ihren Einsatzort finden. Berichte der Vorjahres-Praktikanten helfen dabei. Listen mit Praktikumsplätzen und Namen der Kontaktpersonen werden ausgehängt. Danach vereinbaren die Praktikanten einen Vorstellungstermin mit den Verantwortlichen der entsprechenden Einrichtung. Während der Praktikumszeit wird jeder Schüler von einem Lehrer betreut. Die Dokumentation der Erfahrungen geschieht über die täglichen persönlichen Protokolle hinaus in Schüler-Gruppen nach Abschluß des Praktikums.

Das *Evangelisch Kirchliche Aufbaugymnasium Michelbach/Bilz* führt seit 10 Jahren ein 14-tägiges Diakoniepraktikum in Klasse 11 durch. Auch hier wird Diakonie als „Dienst an schwachen Menschen“ verstanden. Die Schule hat bemerkt, daß viele Schülerinnen und Schüler nach diesem Praktikum nachdenklicher und bewußter ihren schulischen Alltag aufnehmen. Diese Erfahrungen haben die Schule dazu veranlaßt, im November 1995 einen Antrag an das Kultusministerium zu stellen bezüglich eines eigenen „Schulprofils Diakonie“ für die Klassen 9-11, in denen Religion als zweistündiges Hauptfach unterrichtet wird und zusätzlich an einem Nachmittag der Woche ein dreistündiger Block Diakonie stattfindet. Die Erfahrungen mit dem 14-tägigen Diakonie-Praktikum haben ebenfalls dazu geführt, daß an der Schule ein Grundkurs Diakonie eingeführt worden ist, in dem u.a. die Erfahrungen aus dem Praktikum reflektiert werden sollen.

Das *Stuttgarter Mörrike-Gymnasium* bietet ein Diakoniepraktikum bereits für die Jahrgangsstufe 9 an. Es wird davon ausgegangen, daß ein solches Praktikum gerade dieser Altersstufe bei den sich stellenden Lebensfragen, beim aktiven Umgang mit Ängsten besonders hilfreich sein. Das Praktikum wird als Zusammenarbeit einer ganzen Klasse mit einer Einrichtung durchgeführt, entweder schuljahrsbegleitend jeweils von einzelnen Gruppen mit 4 bis 6 Schülern für jeweils einige Wochen einmal nachmittags oder an 5 bis 10 aufeinanderfolgenden Tagen am Ende des Schuljahres. Ziel ist es, die Vielfalt der gewonnenen Erfahrungen in die Entwicklung eigener Lebenserfahrungen zu integrieren.

Das *Evangelische Heidehof-Gymnasium in Stuttgart* führt für die 11. Jahrgangsstufe in den letzten drei Schulwochen des Jahres ein Diakonieprakti-

kum durch. Die Schule verfolgt mehrere Ziele: Sie will Einblicke in persönliche Schicksale und gesellschaftliche Lagen von Kranken und Behinderten, Kindern und Alten vermitteln, in soziale Berufe einführen und Fragen von Struktur und Organisation sozialer Einrichtungen stellen. Vor allem betont die Schule als Schule in freier Trägerschaft das Recht und die Pflicht, das Schulwesen des Landes durch derartige Initiativen zu bereichern.

Auch das *Evangelische Firstwald-Gymnasium Mössingen* hat sich für ein zweiwöchiges Praktikum in der Mitte des 11. Schuljahres entschlossen. Die Schüler sollen mit der Lebenswirklichkeit Hilfsbedürftiger vertraut gemacht werden, Einblicke in soziale Berufsfelder erhalten, diakonische Einrichtungen als Handlungsfelder der Kirche kennenlernen und durch aktive Nächstenliebe den Charakter einer evangelischen Schule verdeutlichen. Ein außerhalb der Schule stattfindendes Auswertungswochenende, an dem die zurückliegenden Erfahrungen besprochen werden, schließt das Praktikum ab.

Die Gründung des *Bach-Gymnasiums in Mannheim* geschah im Jahr 1956 in enger Verknüpfung mit Diakonie und Gemeinde. Im Jahr 1977 wurde eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, die – aus ca. 15-20 Schülerinnen und Schülern aus den Klassen 8 bis 11 bestehend – in den Neckarauer Einrichtungen freiwillige Helfer stellte. Zwischen 1981/82 und 1986 bestand an der Schule ein Grundkurs Diakonie als Wahlfach, zu dem ein Praktikum in diakonischen Einrichtungen gehörte. 1994 wurde ein solcher Grundkurs erneut genehmigt; er umfaßt drei Haupt-Unterrichtseinheiten: der behinderte Mensch – das Kind – der alte Mensch, unter Hinweis darauf, daß Diakonie „etwas mit Menschenwürde und solidarischer Verantwortung zu tun hat. Daß der Mensch als Mensch – ohne Schönheit, Intelligenz und Leistung – Würde hat und daß es eine solidarische Verantwortung der Menschen füreinander gibt...“.

Mit dem Ziel, soziales Lernen, soziale Kompetenzen und soziales Engagement zu fördern, ist im Januar 1996 das *Projekt Soziales Lernen* gegründet worden. Als Initiative des Diakonischen Werks Württemberg und des Evangelischen Jugendpfarramtes Württemberg mit einem umfänglichen Kuratorium, einem ebensolchen Beirat und einer erheblichen Finanzierung durch das Land, das Kultusministerium, die Jugendstiftung, den Diakoniespendenfonds u.a. haben eine Arbeitsgruppe und Expertentagungen drei Resultate formuliert:

- Soziales Lernen ist elementar für eine demokratische Gesellschaft
- Soziales Lernen muß in der modernen Gesellschaft geplant und organisiert werden
- Zur Förderung sozialen Lernens sind gemeinsame Anstrengungen aller gesellschaftlich relevanten Gruppen und Institutionen nötig.

Das dreijährige Modell-Projekt hat zum Ziel, soziales Lernen für Jugendliche aus Schulen, Betrieben und in der Jugendarbeit zu fördern, greift damit also weit über den schulischen Rahmen hinaus. Es sollen Schulen, Betriebe, Jugendorganisationen und soziale Einrichtungen angeregt werden, sich nach außen zu öffnen, neue Erfahrungsräume zu erschließen und Kooperationsformen zu entwickeln. So sollen Projekte sozialen Lernens zu einem festen Bestandteil der Ausbildung für Jugendliche werden.

Ein wieder nur auf den schulischen Bereich bezogenes, aber zusätzlich mit einer wissenschaftlichen Begleitung und Auswertung versehenes Projekt sozialen Lernens ist aus dem Bereich katholischer freier Schulen bekannt geworden: *Katholische Freie Schulen: Compassion – Ein Praxis- und Unterrichtsprojekt sozialen Lernens: Menschsein für andere*. Die Arbeitsgruppe „Innovation“ der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn ist im Jahre 1992 eingesetzt worden. Es bestand Einigkeit unter Schulreferenten, Ministerialen, Leitern katholischer Gymnasien dieser Arbeitsgruppe, daß Familien und Schulen die Aufgabe hätten, die soziale Sensibilität der Jugend zu schärfen und zu stärken. Arbeit in sozialen Einrichtungen, unterrichtlich begleitet, zwischen 9. und 11. Klasse, verpflichtend, 2 bis 3 Wochen, von einem Koordinator in die Wege geleitet, von Lehrkräften interdisziplinär im Unterricht vorbereitet und begleitet, mit einem Zertifikat versehen soll zur sozialen Sensibilisierung führen. Das Unterrichtsprojekt unterscheidet sich vor allem in der Weise von den bekanntgewordenen Projekten evangelischer Schulen, daß ein umfangreiches schulübergreifendes Vorbereitungsteam den Rahmen absteckt und die Ziele formuliert und daß vor allem ein Lehrstuhl der PH Karlsruhe – Dr. Lothar Kuld – mit der wissenschaftlichen Begleitung und Auswertung beauftragt ist, der dem Anliegen des Modellversuchs nachgeht, vorrangig Einstellungs- und Mentalitätsänderungen der Schüler festzuhalten, Entwicklung neuer Unterrichtsformen anzusteuern, Handlungsbereitschaft im Sozialen anzustreben.

Daß hier ein ausgesprochen interessantes und fundiertes Modell erprobt und ausgewertet wird, das im übrigen in vielen Teilen seiner grundsätzlichen Konzeption sich wenig von dem der Thadden-Schule und anderer evangelischer Schulen unterscheidet, hat die E.v.Thadden-Schule veranlaßt, darum nachzusuchen, mit dem eigenen Projekt in die wissenschaftliche Auswertung einbezogen zu werden. Das Diakonische Werk Baden hat freundlicherweise die Finanzierung dieser Teilnahme zugesagt.

Ob die Namensgebung des Projektes mit dem Wort „Compassion“ eine glückliche Wahl war, sollte jedoch noch einer intensiveren Debatte vorbehalten bleiben. Das problematische Verständnis des Wortes „Mitleid“, das mehr ichbezogen gefühlsorientiert

als mitmenschbezogen handlungsorientiert ist, kann nicht von der Hand gewiesen werden. „Mitleid“ kann nach Abhandlungen wie der von Klaus Dörner zu „Tödlichem Mitleid“ auch nicht mehr mit dem Hinweis auf die griechische Wurzel als unproblematischer Begriff beibehalten werden. Zwar betont Kuld, daß es sich „um eine Haltung der Mitmenschlichkeit“ handeln solle, eine Haltung die „Leiden, welcher Art und aus welchen Gründen auch immer, nicht einfach indifferent hinnimmt“, die also nicht als bloßes Mitleid-Gefühl verstanden werden soll. Dennoch setzt auch der handlungsorientierte Begriff voraus, mein Gegenüber sei per se eine leidende Person; Alte, Behinderte, denen man sich im Compassion-Projekt zuwendet, seien Leidende, deren „Leiden“ man „nicht einfach hinnehme“. Eine genauere Kenntnis der von Menschen mit Behinderungen publizierten Literatur macht deutlich, daß das eigentliche Leiden einer großen Zahl von Menschen mit Behinderungen, von Kranken, Alten und anderen Vertretern von Randgruppen darin besteht, zu nicht vollwertigen Menschen erklärt zu werden, die so wie sie sind, wohl nur leiden. Stattdessen ist es ihr immer wieder formuliertes Anliegen, als eben verschiedene Menschen zu gelten, die allerdings einen speziellen Hilfebedarf haben.

Auch in den Veröffentlichungen zu Sozialprojekten anderer Schulen taucht dieses schwer erträgliche Mißverständnis auf, Stärke und Schwachheit, Leid und Glück, Schönheit und Häßlichkeit seien eindeutig zu verteilen, zumindest wüßte eine Gruppe von Menschen, wo diese Grenze sei. Fredi Saal und andere versuchen zu vermitteln, daß jeder

Mensch mit seinen Stärken und Schwächen zum oikos Gottes gehört.

Die Schüler der Thadden-Schule haben immer wieder vom eigenen Lernen, von der Bewunderung für die auf Grund des eigenen Vorurteils nicht vermuteten Normalitäten ihrer Mitmenschen verwiesen, die sie im Diakonienprojekt kennengelernt haben. Statt „Mitleid“, auch in seiner handlungsorientierten Form, sollte Ziel des Diakonienpraktikums sein, eine weitere Vielfalt menschlicher Lebensbedingungen kennenzulernen, sie alle als zu Gottes Schöpfung gehörig zu verstehen und anzuerkennen und ihre Würde zu schützen durch eine Organisation menschlichen Zusammenlebens, die diese Würde deutlich macht.

Die Vielfalt schulischer und außerschulischer Projekte zur Förderung sozialen Lernens allein im Raum Baden-Württemberg auf evangelischer und katholischer Seite zeigt, daß hier ein Bedarf und eine Notwendigkeit gesehen wird. Ähnlichkeiten, Parallelitäten, Unterschiede in der Ausgestaltung dieser vielfach auf persönlichen Einsatz einzelner Kolleginnen und Kollegen zurückzuführenden Aktivitäten legen es nahe, den Gedanken- und Erfahrungsaustausch zu intensivieren. Die Thadden-Schule ist zu diesem Zweck an das Religionspädagogische Institut Karlsruhe herantreten, und es ist vereinbart worden, zu einem workshop zum Thema „Diakonien-Praktikum“ interessierte Schulen einzuladen, um die unterschiedlichen Perspektiven zu diskutieren und in einen hoffentlich für alle fruchtbaren Dialog einzutreten und diesen auch zu dokumentieren.

Markus Wild

## Diakonien im Religionsunterricht

Bibliographie und Vorlesebuch in Vorbereitung

„Diakonien – was ist das denn?“ oder „Diakonien, lieber nicht!“ Von solchen oder ähnlichen Schüleräußerungen berichten Religionslehrer an Gymnasien, wenn sie die Schüler aus verschiedenen Unterrichtsthemen ein Thema auswählen lassen. Andererseits ist bei vielen Schülern nach wie vor ein großer Wille zu sozialem Engagement und Übernahme von gesellschaftlicher Verantwortung spürbar.

Um Unkenntnis und Desinteresse der Schüler am Themenfeld „Diakonien“ entgegenzuwirken, erscheint es in Zukunft immer wichtiger, Religionslehrerinnen und -lehrern ansprechende und brauchbare Unterrichtsmaterialien an die Hand zu geben, um das, wie manche Schüler danach bemerkt haben, „gar nicht so langweilige“ Thema Diakonien schülerorientiert zu vermitteln.

Das Diakonische Werk der EKD plant aus diesem Grund anlässlich des 150jährigen Jubiläums der

Diakonien 1998 auch verschiedene religionspädagogische Projekte. Ich wurde damit beauftragt, eine Bibliographie diakonierelevanter, religionspädagogischer Materialien zu erstellen und im Redaktionskreis für ein „Vorlesebuch Diakonien“ mitzuwirken.

### 1. Bibliographie „Diakonien im Religionsunterricht“

Die Bibliographie soll eine Handreichung für alle sein, die im Religionsunterricht, Konfirmandenunterricht und Christenlehre unterrichten. Ziel ist es, die zahlreichen religionspädagogischen Materialien zum Thema Diakonien, die seit 1990 entstanden sind, den Unterrichtenden bekanntzumachen. Das Auffinden und die Auswahl der entsprechenden Veröffentlichungen soll erleichtert werden, damit das Thema „Diakonien“ im Religionsunterricht einen größeren Stellenwert erlangt und Schülerinnen und Schüler mit der diakonischen Arbeit „ihrer“ Kirche

bekanntgemacht werden. Deshalb soll die Bibliographie nach ihrer Fertigstellung möglichst große Verbreitung unter den Unterrichtenden finden.

Die Erarbeitung der Bibliographie wird von einem fachkundigen Beirat begleitet, der zu gleichen Teilen aus Vertreterinnen und Vertretern aus den Bereichen der Diakonie, der religionspädagogischen Lehre und der religionspädagogischen Praxis besteht. Es sollen möglichst viele Unterrichtsmaterialien, Unterrichtsentwürfe, Religionsbücher, religionspädagogische Zeitschriften, Themenhefte, Medienpakete, Praxismappen und AV-Medien, die diakonische Themen für den Religionsunterricht behandeln, aufgenommen werden. Damit die Bibliographie für die tägliche Unterrichtspraxis verwendbar wird, sollen nur Materialien genannt werden, die nicht veraltet und für Lehrerinnen und Lehrer noch erhältlich sind. Die Auswahl der passenden Materialien für den konkreten Unterricht vor Ort soll durch hilfreiche Piktogramme, Beschreibungen der Materialien und kurze Kommentare erleichtert werden. Zusätzlich zu den Veröffentlichungen zur Unterrichtspraxis können aber zu einzelnen Themenfeldern auch Hintergrundtexte für die Hand des Lehrers empfohlen werden.

Das Diakonische Werk der EKD hat für die Erstellung der Bibliographie alle Diakonischen Werke und religionspädagogischen Arbeitsstellen der Evangelischen Landeskirchen um Hinweise auf Unterrichtsmaterial gebeten. Seit zwei Monaten kommen erfreulicherweise fast täglich Rückmeldungen. Einige davon enthalten „Kostbarkeiten“ von Unterrichtsentwürfen oder AV-Medien, die Lehrerinnen und Lehrer außerhalb der entsprechenden Bundesländer oder Landeskirchen kaum hätten kennenlernen können. Manche Materialien schlummern in Archiven oder Kellern und kommen erst jetzt zum Vorschein. Viele Rückmeldungen enthalten aber auch Berichte und Festschriften von diakonischen Einrichtungen, die zur erbaulichen Lektüre dienen, im Religions- oder Konfirmandenunterricht aber weniger Verwendung finden können.

Bei der Recherche nach unterrichtsrelevanten Veröffentlichungen in verschiedenen religionspädagogischen Bibliotheken und Materialstellen ist bereits eine interessante Aufstellung entstanden. Es zeigte sich aber, daß die Hoffnung nicht erfüllt wird, eventuell in einzelnen diakonischen Einrichtungen und gliedkirchlichen Diakonischen Werken eine Fülle von Unterrichtsmaterial zu finden, das bisher keine öffentliche Beachtung finden konnte.

Die im Unterricht verwendbaren Veröffentlichungen zum Thema Diakonie stammen überwiegend aus religionspädagogischen Arbeitsstellen oder von kommerziellen Schulbuchverlagen. Hier sind in den letzten zwei bis drei Jahren sehr empfehlenswerte diakonierelevante und sozialetische Unterrichtsmaterialien entstanden. Sollten nach der Fertigstellung der Bibliographie Defizite in bezug auf eigene Öffentlichkeitsarbeit im konfessionellen Religions-

unterricht seitens der Diakonischen Werke und Einrichtungen festgestellt werden können, kann die Bibliographie auch Anreiz für einzelne Diakonische Werke oder Landeskirchen bieten, neue Materialien zu diakonischen Themen und innovativen Handlungsfeldern der Diakonie erstellen oder ihre veralteten Materialien, die in den siebziger Jahren „modern“ waren, erneuern zu lassen. Es zeigt sich, daß von Mitte der achtziger bis Mitte der neunziger Jahre in den Diakonischen Werken die religionspädagogische Arbeit kaum ins Blickfeld kam. Inzwischen hat man an vielen Stellen erkannt, daß es mit Sicherheit äußerst wichtig ist, Schülerinnen und Schülern Diakonie als „soziales Handeln der Christen in der Welt“ näherzubringen und eine diakonische Lebenseinstellung und diakonische Verhaltensweisen zu fördern.

Gerne soll allen Menschen, die in der diakonischen Praxis tätig sind, Mut gemacht werden, zu diesem Zweck die Erstellung weiterer Unterrichtsmaterialien anzuregen oder Tips über bereits Vorhandenes weiterzugeben.

Die bisher recherchierten Materialien können innerhalb der Bibliographie unter vier Großkapitel eingeordnet werden: Diakonie allgemein (Religionsbücher und Themenhefte), Diakoniegeschichte, Handlungsfelder der Diakonie (im Nahbereich, in der Gemeinde, in übergemeindlichen Einrichtungen und weltweit), sowie Diakonienprojekte in RU, KU und Christenlehre. Die Veröffentlichung des Heftes ist für das Jubiläumsjahr im Juni 1998 geplant, so daß es im Schuljahr 1998/99 Verwendung finden kann.

## 2. Vorlesebuch Diakonie

Bereits 1992 gab es Anregungen zu einem „Vorlesebuch Diakonie“. Anlässlich des 150jährigen Jubiläums der Diakonie wird diese Idee nun realisiert. Das Buch soll in der Vorlesebuchreihe des Verlages Ernst Kaufmann/Lahr erscheinen und eine Sammlung von kürzeren Vorlesegeschichten enthalten, die sich mit Themen der Diakonie beschäftigen. Absicht des Buches ist es, Schülerinnen und Schülern, aber auch interessierten Erwachsenen auf unterhaltsame Weise die kirchlich-diakonische Arbeit näherzubringen und die einzelnen Bereiche diakonischer Arbeit in Geschichten und Erzählungen vorzustellen.

Unter Leitung von Prof. Dr. Jörg Thierfelder wurde ein Redaktionskreis von sieben Personen gebildet, die das Vorlesebuch gemeinsam erarbeiten. Der Redaktionskreis hat beschlossen, die Diakoniegeschichte nicht zu berücksichtigen, da die aufgestellte Liste der gegenwärtigen Handlungsfelder der Diakonie bereits sehr lang ist und (erfreulicherweise!) bei jedem Treffen der Redaktion länger wird und ergänzt werden kann.

Die Geschichten und Erzählungen sollen ca. 2-5 Seiten umfassen und innerhalb der Sammlung ein möglichst vielfältiges Bild der diakonischen Praxis

ergeben. Die Redaktionskreismitglieder sammeln entsprechende Erzählungen aus der Kinder- und Jugendliteratur, aus religionspädagogischen Veröffentlichungen und aus diakonischen Schriften oder bitten Menschen, die in entsprechenden Handlungsfeldern der Diakonie tätig sind, selbst eine spannende oder bewegende Geschichte aus ihrer eigenen Arbeit zu schreiben. Bei der bisherigen Recherche hat sich ergeben, daß es zu einigen Themenbereichen wie z.B. „Krankheit“, „Leben mit Behinderung“ oder „im Alter lebenswert leben“ bereits sehr viele Erzählungen gibt, die zusammengetragen werden können. Gleichzeitig fällt es zu diesen Themen relativ leicht, neue Geschichten zu schreiben. Andererseits gibt es etliche Arbeitsfelder der Diakonie, die nur sehr schwierig in Geschichten zu beschreiben sind oder bisher kaum Grundlage der Literatur bildeten. Dazu gehört z.B. die Arbeit in den unterschiedlichsten diakonischen Beratungsstellen und Selbsthilfegruppen, aber auch der Be-

reich Kindergarten oder „christliches Leben in der diakonischen Gemeinde“.

Ziel ist es nun, zu möglichst vielen Handlungsfeldern der Diakonie Geschichten zusammenzustellen, um eine umfangreiche Materialsammlung zur Verwendung im Religionsunterricht, Kindergottesdienst und in Gemeindekreisen zur Verfügung zu stellen. Besonders wichtig erscheint es hierbei, denen, die die Erzählungen lesen oder hören, neue und innovative Ideen innerhalb der diakonischen Praxis näherzubringen und die Notwendigkeit der Erschließung neuer Arbeitsbereiche, wie z.B. der Betreuung von aidskranken Menschen oder die Arbeit in der Hospizhilfe, mit Hilfe von Geschichten zu erklären. Der Redaktionsschluß steht unmittelbar bevor, es werden z.Zt. aber gerne noch Erzählungen zu allen Themenbereichen der Diakonie entgegengenommen. Das Vorlesebuch soll ebenfalls rechtzeitig zum Jubiläumsjahr im Buchhandel erhältlich sein.

Christian Solle

## Sozialmanagement – ein „neuer Trend“ am DWI?

„Das Geld ist weg – was nun?“ heißt die stereotype Frage, die derzeit überall in Kirche und Diakonie gestellt wird. Mit immer knapper werdenden Ressourcen stehen Kirche und Diakonie vor dem Problem, wie sie in Zukunft ihre Aufgaben bewältigen sollen. Eine Antwort, die mittlerweile fast mystische Qualitäten erreicht hat, heißt „Sozialmanagement“. Im allgemeinen wird darunter eine Reorganisation kirchlicher Institutionen verstanden, die zu mehr Wirtschaftlichkeit und mitarbeiterfreundlichen Strukturen führen soll. Vielfach wird eine nachhaltige Lösung bestehender Probleme erwartet.

Daß die wirtschaftliche und organisatorische Situation in Kirche und Diakonie komplexer ist und nicht im Sinne einfacher Regelkreisläufe, sondern vielmehr im Sinne eines fortlaufenden Entwicklungsprozesses zu verbessern sein wird, ist eine wesentliche Erkenntnis der Teilnehmer/innen an den DWI-Veranstaltungen zum Thema „Sozialmanagement“.

### 1. „Corporate Identity und Corporate Design“

Zu diesem Thema veranstalteten Dr. Hartmut Kopf (Pressesprecher des Diakonischen Werkes der Pfalz) und Dr. Renate Zitt vom 14. bis 16.4.97 ein Blockseminar, das seinen Ausgangspunkt in der Diskussion um den im Oktober 1996 vorgestellten Entwurf zum „Leitbild Diakonie“ hatte. Im Hinblick auf die Außenwirkung des Leitbildes machte Dr. Kopf deutlich, wie schwierig sich eine einheitliche Presse- und Öffentlichkeitsarbeit aufgrund der Struktur des Diakonischen Werkes gestaltet. Mangelnde Kommunikation, mangelnde Kooperations-

bereitschaft und fehlendes Bewußtsein für das äußere Erscheinungsbild der eigenen Institution seien dabei die größten Hindernisse. Trotzdem gelang es, zusammen mit der Kommunikations-Agentur ABC-Frankfurt ein Konzept im Hinblick auf das Jubiläumsjahr der Diakonie zu entwickeln. Somit wurde erstmals ein für das gesamte Diakonische Werk einheitliches Öffentlichkeitskonzept vorgelegt.

Uwe Mletzko referierte v.a. die Wirkung des Leitbildes nach innen bzw. in binnenkirchlicher Perspektive. Dabei wurde deutlich, daß das Leitbild eine Chance zu stärkerer Auseinandersetzung oder sogar Identifikation der Mitarbeiter mit ihrer Institution ist. Es soll außerdem eine Reaktion auf die gesellschaftlichen Veränderungen sein, die derzeit unter Stichworten wie „Zerfall des Selbstverständlichen“, „Sozialabbau“ und „Gefährdung der Menschenwürde“ diskutiert werden. Hier soll das Leitbild das Proprium kirchlicher Diakonie deutlich machen.

Letzteres jedoch ist leichter gesagt als getan. Arbeitsgruppen von Studierenden hatten sich im Vorfeld kritisch mit dem Leitbildprozeß auseinandergesetzt, um einen Diskussionsbeitrag des DWI vorzubereiten. Dabei kamen sie zu dem Ergebnis, daß an vielen Stellen des Leitbildes theologische Nacharbeit zu leisten ist und des öfteren auch eine größere begriffliche Schärfe wünschenswert wäre. Nach ausführlicher Diskussion und Überarbeitung gingen die Ergebnisse der Leitbild-Diskussion am DWI im Juni an die Theologische Abteilung des Diakonischen Werkes, um in die Vorbereitung der endgültigen Fassung des Leitbildes Diakonie ein-

zugehen. Diese soll im Oktober 1997 von der Diakonischen Konferenz in Bremen verabschiedet werden.

Am Rande des Blockseminars informierte Andreas Günther, Dozent und Lehrtrainer für Sozialmanagement an der Diakonischen Akademie Stuttgart, über Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten im Bereich Sozialmanagement. Ergebnis dieser Informationsrunde ist eine Serie von Blockseminaren, die interessierten Studierenden einen ersten qualifizierten Überblick über diesen Bereich geben soll.

## 2. Sozialmanagement im Überblick mit tieferen Einblicken am Rande

Zum wiederholten Male fand auch in diesem Sommersemester die Vorlesung von Dr. Vater zum Thema „Rechtprobleme, Organisationsstrukturen und Managementfragen in der freien Wohlfahrtspflege“ statt. Hier ist ein deutlicher Trend zum Themenbereich „Sozialmanagement“ zu verzeichnen.

Erstmals fand in diesem Jahr ein begleitendes Tutorium in Eigenregie der Studierenden statt, in dem einzelne Themen vertieft werden sollten. Einen großen Raum nahm hier die Frage ein, wie die verbreiteten Managementstrategien im kirchlichen Raum anwendbar seien, inwiefern sie mit den Proprieten kirchlicher Arbeit vermittelbar sind und ob kirchliche Mitarbeiter überhaupt bereit und fähig sind, diese Konzepte anzuwenden.

Deutlich wurde im Laufe des Semesters, daß zwar einzelne Veröffentlichungen existieren, die sich mit diesen Problembereichen auseinandersetzen, diese aber meist auf autodidaktischen Studien der Verfasser in Verbindung mit deren praktischen beruflichen Erfahrungen beruhen. Meist sind diese Werke zudem veraltet (z.B. A. Müller-Schöll/M. Priepke, Sozialmanagement, 3. Aufl. 1992).

Uwe Joas/Dirk Jonas

## Lebensweltorientierte Sozialarbeit/Sozialpädagogik

Seminar- und Exkursionsbericht

### 1. Seminarbericht

#### 1.1 Aufbau des Seminars

Das Seminar „Lebensweltorientierte Sozialarbeit/Sozialpädagogik“, das von Prof. Dr. Walther Specht im Sommersemester 1997 angeboten wurde, war als Hauptseminar mit einer Kompaktphase und einer Exkursion konzipiert.

Zunächst fanden zwei Sitzungen statt, in denen Arbeitsabsprachen erfolgten und anhand von Literatur und durch Erläuterungen Prof. Spechts eine Einführung in den Ansatz der Mobilien Jugendarbeit (MJA) gegeben wurde. Es ging um begriffliche Klärungen und Definitionsfragen, die methodischen Schwerpunkte und theoretischen Grundlagen von Mobilien Jugendarbeit. Diese grundlegenden Aspek-

Vielpersprechende Ansätze, die nicht dem diakonischen Bereich entstammen, boten P. Schwarz (Management in Non-profit Organisationen, 1992), das „Evangelische München-Programm“ des Dekanates München (auch als McKinsey-Studie bekannt) und die Dokumentation des Kongresses „Unternehmen Kirche“ in Hamburg (herausgegeben von Das Sonntagsblatt).

### 3. Entwicklungschancen und Perspektiven

Eine erste vielversprechende Initiative zur Vertiefung des Themenbereichs „Sozialmanagement“ am DWI ist eine Reihe von Blockseminaren, die in Zusammenarbeit mit der Diakonischen Akademie Stuttgart durch Herrn Andreas Günther bis Februar 98 durchgeführt wird. Dem breiter werdenden Interesse an Managementfragen im kirchlich-diakonischen Bereich wird auf diese Weise Rechnung getragen und die Diskussion am DWI auf eine solide und qualifizierte Grundlage gestellt.

Möglicherweise sind die o.g. Veranstaltungen erste Anzeichen für einen neuen Trend am DWI. Immer mehr Studierende sind, nicht zuletzt um der Verbesserung ihrer beruflichen Chancen willen, an einer Qualifikation im Bereich Management interessiert. Neben der historisch-theologischen Fragestellung wird die wirtschaftliche und vom Management beeinflusste Perspektive von Diakonie in Zukunft sicherlich eine ernstzunehmende Herausforderung sein.

Insbesondere bei der Reflexion von Managementtechniken auf ihre theologischen Implikationen hin und bei der Entwicklung von Kriterien für ein kirchlich vertretbares Sozialmanagement besteht noch ein erheblicher Bedarf an wissenschaftlicher Aufarbeitung.

te werden wir im Abschnitt 1.2 eingehender erläutern.

In der zweitägigen Kompaktphase wurden dann einzelne Arbeitsschwerpunkte Mobilien Jugendarbeit vorgestellt – meist durch Referate von Studierenden – und anschließend diskutiert.

Die Exkursion in den Hallschlag, auf die sich Abschnitt 2 bezieht, sollte es schließlich ermöglichen, zumindest erste Einblicke in die Praxis Mobilien Jugendarbeit zu erhalten.

#### 1.2 Einführung in die Grundzüge Mobilien Jugendarbeit

MJA versteht sich als lebensweltorientierte Jugendhilfemaßnahme sowie als niederschwelliges Ju-

gendhilfekonzept. Dies kommt darin zum Ausdruck, daß sie in der Lebenswelt der Jugendlichen arbeitet, also im Alltag von Kindern und Jugendlichen, im Stadtteil, auf der Straße. Sie betreibt „aufsuchende“ Arbeit, auch wenn sie freilich auf eigene Räumlichkeiten nicht gänzlich verzichten kann.

Erstmals wurde MJA in Deutschland im Jahre 1967 von der Evangelischen Gesellschaft (EVA) in Stuttgart praktiziert. Dabei konnte auf Erfahrungen in Österreich, der Schweiz und vor allem in den USA zurückgegriffen werden. Intendiert war mit dem Ansatz der MJA nicht zuletzt die Kritik an den vorherrschenden individualisierenden Hilfekonzepten. Außerdem wollte man durch MJA auch Zugang zu Jugendlichen bekommen, die durch herkömmliche Jugend- und Jugendsozialarbeit nicht mehr erreicht wurden, wie beispielsweise Straßenkinder, obdachlose Jugendliche oder Jugendliche, die in Gangs oder Cliques organisiert sind.

Grundsätzlich sind zwei Typen Mobiler Jugendarbeit zu unterscheiden: Zum einen handelt es sich um Ansätze, die sich an Grundsätzen von Stadtteil- und Gemeinwesenarbeit orientieren, zum anderen um Ansätze, die ihre Arbeit stadtteilübergreifend, regional oder city-zentriert ausrichten. Häufig sind die Grenzen zwischen diesen beiden Typen aber nicht eindeutig zu definieren, es kommt zu Überschneidungen.

Jedenfalls können dadurch, daß MJA zunächst in der jugendlichen Alltagswelt „Straße“ ansetzt, Schwellenängste überwunden werden. Ebenso ist es damit meist leichter, Vertrauen zwischen den Jugendlichen und den Sozialarbeiterinnen oder Sozialarbeitern aufzubauen. Diese primäre Orientierung an der Alltagswelt „Straße“ bedeutet aber nicht gleichzeitig, daß auf Räume wie Beratungszimmer, Clubräume, Stadtteilbüros, Jugendzentren etc. verzichtet werden kann. Es geht also nicht um eine Alternative zwischen beidem, sondern um sinnvolle Ergänzungen.

Die Art des Angebotes läßt sich durch die „vier Säulen Mobiler Jugendarbeit“ näher umreißen:

„*Streetwork*: Aufsuchende Straßensozialarbeit an Treffpunkten im Lebensfeld der Jugendlichen.

„*Einzelfallhilfe*: Beratung und Unterstützung von Jugendlichen in besonders schwierigen Problemlagen, d.h. in jugendspezifischen Krisen, bei Problemen mit Polizei, Gericht, Eltern, Schule, Arbeit, Sucht, und auf der Suche nach Sinn und Orientierung etc.

„*Soziale Gruppenarbeit*: Arbeit mit Straßencliquen in homogenen, gemischtgeschlechtlichen Gruppen über einen Zeitraum von 3-5 Jahren.

„*Gemeinwesenarbeit*: Kooperation mit allen im Lebensfeld der Jugendlichen intervenierenden Institutionen; Aktivierung und Verbesserung der Ressourcen im Gemeinwesen.“

Als Ziele Mobiler Jugendarbeit lassen sich nennen:

- Delinquenzorientierung,
- Lebensfeldorientierung, Lebenslagenorientierung sowie
- Stadtteilorientierung.

Weitere Ziele sind die Einbeziehung von ehrenamtlicher Tätigkeit und die Entwicklung versöhnlich-solidarischer Konfliktlösungsstrategien anstatt gewalttätiger Konfrontationen.

### 1.3 *Schlußbemerkung*

Insgesamt erhielt das Seminar viel Lob von den Studierenden, was nicht zuletzt auf die Qualität der Referate, die gehalten wurden, wie auch auf die ausgezeichnete fachliche Kompetenz und das überzeugende persönliche Engagement Prof. Spechts zurückzuführen ist. Es bleibt zu hoffen, daß er dem DWI auch künftig als Dozent zur Verfügung stehen wird.

## 2. **Exkursion in den Hallschlag**

In 15 Stuttgarter Stadtteilen arbeiten 14 BGB-Gesellschaften für Mobile Jugendarbeit. Im Rahmen des Seminars hatten wir am 25. Juni 1997 die Möglichkeit, uns vor Ort über die Mobile Jugendarbeit Hallschlag im Stuttgarter Stadtbezirk Bad Cannstadt zu informieren.

### 2.1 *Der Stadtteil*

Der Hallschlag mit seinen rund 13.000 Einwohnern bildet eine räumliche Einheit, jedoch kein homogenes Gemeinwesen. Das älteste, gutbürgerliche Viertel wurde ab 1914 errichtet. Hier beträgt der Ausländeranteil ca. 13 %. Ganz anders die in den 20er und 50er Jahren gewachsene Hallschlagsiedlung, wo der Anteil ausländischer Bevölkerungsgruppen bei 56 %, unter den Jugendlichen bei über 80 % liegt. Hinzu kommt ein Viertel mit modernen Wohnblocks, Reihen- und Mehrfamilienhäusern sowie ein großes Neubaugebiet. Ein Drittel aller Sozialhilfeempfänger des Stadtbezirks Bad Cannstadt lebt im Hallschlag, der aber lediglich acht Prozent aller Einwohner dieses Bezirkes beherbergt. So unterschiedlich die Viertel, so verschieden sind die Menschen, sozio-kulturelle Spannungen und Probleme unterschiedlichster Art inbegriffen.

### 2.2 *Die Mobile Jugendarbeit Hallschlag*

Das Konzept der Mobilen Jugendarbeit ist seit Ende der 70er Jahre im Hallschlag mit den im Seminarbericht oben beschriebenen Arbeitsschwerpunkten Streetwork, Einzelfallhilfe, soziale Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit etabliert. Heute wird die „Gesellschaft für Mobile Jugendarbeit Hallschlag“ getragen von der evangelischen und katholischen Gemeinde im Stadtteil, der Ev. Gesamtkirchengemeinde Bad Cannstadt, der Ev. Gesellschaft Stuttgart e.V., dem Caritasverband Stuttgart e.V. sowie der Jugendhilfe Hallschlag e.V. Derzeit verfügt die Mobile Jugendarbeit über drei volle Stellen für sozialpädagogische Fachkräfte, von denen eine von

der örtlichen evangelischen Gemeinde finanziert wird, eine halbe Stelle für Verwaltungsarbeiten sowie einen Praktikantenplatz. Die finanziellen Mittel kommen von der Stadt (z.Z. rund 60 %), aus kirchlichen Mitteln (z.Z. etwa 25 %) und vom Land Baden-Württemberg. Von Sparzwängen bleibt auch die Mobile Jugendarbeit nicht verschont: Die Zivildienststelle mußte „eingefroren“ werden, das bis vor einiger Zeit vorhandene Fahrzeug wurde eingespart, die Landesmittel werden um 15 % gekürzt werden. An Räumlichkeiten stehen ein Bistro, Küche, Büro sowie Clubräume für die Gruppenarbeit und eine Mietswohnung zur Verfügung.

Einen Schwerpunkt im Rahmen der Gemeinwesenarbeit bildet zur Zeit die „Initiative Hallschlag 2000“, für die sich auch die Gesellschaft für Mobile Jugendarbeit stark engagiert.

### 2.3 Hallschlag 2000 – ein Stadtteilkonzept

Das Ziel verschiedener Gruppen, die sich zu einer Initiative zusammengeschlossen haben, ist die Umsetzung einer Konzeption zur grundlegenden strukturellen Verbesserung der Lebensqualität im Stadtteil Hallschlag, um somit zu einer Entschärfung der sozialen Spannungen beizutragen. Als historische Chance erwies sich die Räumung der amerikanischen Kasernenareale 1993 und deren stadtteilgerechte Umnutzung. Das entwickelte Nutzungskonzept für die zentral im Stadtteil gelegene Mc Gee Kaserne sieht vor, die Gebäude beinahe vollständig im Sinne von „Gemeinbedarf“ umzunutzen. Ein Wohnprojekt für ehrenamtliche Mitarbeiter und ein Arbeitshilfeprojekt (StAr) sind bereits umgesetzt. Daneben sind ein Kinderhaus, ein Nachbarschaftstreff sowie die Integration fester dezentraler Beratungsangebote des Jugend- und Gesundheitsamtes vorgesehen. Außerdem wird die Mobile Jugendarbeit Hallschlag auf dem Gelände ihre Clubräume einrichten. Nach jahrelangen Mühen und zum Teil zähem Ringen ist die Umsetzung des stadtteilorientierten Projektes angelaufen. Es war spannend, das Gelände in Augenschein zu nehmen, zu sehen was schon entstanden ist und eine

Ahnung davon zu bekommen, was einmal auf diesem Gelände entstehen kann.

Vernetzung und Kooperation verschiedener Gruppen vor Ort inklusive aktiver Beteiligung der örtlichen Kirchengemeinden ermöglichen multiperspektivische Wahrnehmung, einen großen Ideenreichtum, vielschichtige Handlungsmöglichkeiten und, wenn es darauf ankommt, zur rechten Zeit am rechten Ort ein geballtes Durchsetzungsvermögen, eine Stimme, die nicht überhört werden kann. In diesem Zusammenhang ist für den Hallschlag noch unbedingt auf die SOKO hinzuweisen.

### 2.4 Die Sozialpädagogische Kooperative Hallschlag e.V. (SOKO)

Zur SOKO haben sich 1980 die Arbeiter/innen Selbsthilfe Stuttgart e.V., die evangelische Orts-gemeinde, das Jugendhaus Hallschlag, die Jugendhilfe Hallschlag e.V. und die Gesellschaft für Mobile Jugendarbeit Hallschlag zusammengeschlossen. In diesem Jahr kamen die katholische Orts-gemeinde und der StAr-Mitarbeiterverein hinzu. Bei 14tägigen Koordinationstreffen geht es um den Austausch von Informationen, die Beratung über Stadtteilprobleme und Entwicklung gemeinsamer Handlungsstrategien sowie Absprachen von Prioritätensetzungen. Das regelmäßige Koordinationstreffen bietet auch die Möglichkeit, Konflikte untereinander auszutragen. Der Allgemeine Sozialdienst des Stadtbezirks (ASD) nimmt an den Treffen teil, so daß auch eine Verbindung über den eigenen Stadtteil hinaus vorhanden ist. Weitere Arbeitsbereiche neben der Koordination sind der „Stadtteilladen“ als Anlauf-, Informations- und Beratungsstelle sowie die Gemeinwesenarbeit, unter anderem mit der Mitarbeit bei der Initiative Hallschlag 2000.

Kontaktadresse für weitere Informationen: Gesellschaft für Mobile Jugendarbeit Hallschlag, Auf der Steig 72, 70376 Stuttgart, Tel.: 0711/54 73 52

Anmerkung:

\* Mobile Stuttgart. Das Fachmagazin der Mobilen Jugendarbeit Stuttgart, Hg.: Mobile Jugendarbeit Stuttgart, Ausgabe '97, 2.

Ulla Vogler

## „Praxissemester Diakonie“ – eine neue Form von Praktikum

In der badischen Landeskirche besteht in Kooperation mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut seit neuestem die Möglichkeit, im Rahmen des Theologiestudiums während eines Semesters diakonischen Fragen nachzugehen. Im „Praxissemester Diakonie“ werden Theorie und Praxis miteinander verbunden. Dies war für mich Anreiz genug, für ein Semester im Sommer 1997 mein Theologiestudium in Hamburg zu unterbrechen, um in Heidelberg im

Altenpflegeheim Philippus praktische Erfahrungen zu sammeln.

Ich arbeitete dort 20 Stunden in der Woche. Ich wurde im Pflegebereich eingearbeitet und nach wenigen Wochen konnte ich selbständig wirken. Ich verlor das Gefühl, nur Praktikantin zu sein. Dadurch, daß ich drei Monate in einer Einrichtung arbeitete, geriet außer Blick, daß ich nur vorübergehend da sein würde. Ich hatte das Gefühl, als gleichwertige Mitarbeiterin angesehen zu werden.

Die Arbeitszeiten waren so flexibel, daß ich verschiedene Veranstaltungen am Diakoniewissenschaftlichen Institut besuchen konnte. Dort eröffneten sich mir ganz neue Perspektiven, was mein theologisches Denken betrifft, aber auch in Hinsicht auf spätere Berufsmöglichkeiten. Bis dahin war für mich Diakonie ein unbeschriebenes Blatt gewesen. Die Themen, die besprochen wurden, hatten für mich große Relevanz, gerade auch im politischen Bereich. Sie hatten so viel mit dem Leben zu tun, wie es um mich herum geschieht. Der Bezug zur Praxis war stets gegeben. Die Theologie bekam für mich Boden unter den Füßen. Sie schwebte nicht mehr im luftleeren Raum. Ich habe erfahren, daß es eine Anwendung der Theologie geben kann und zwar in allen Bereichen unserer Wirklichkeit. Dies hat mir Mut für meine berufliche Zukunft gemacht.

Ich kann das „Praxissemester Diakonie“ weiterempfehlen gerade an die, die im Studium keinen Sinn sehen, die sich fragen, was das Studium mit der Realität zu tun hat, und an die, die sich nach Erfolgserlebnissen sehnen. Durch die Arbeit in einer sozialen Einrichtung kann man nämlich Bestätigung erfahren, kann man erleben, daß man Verantwortung übernehmen kann. Die Arbeit, die einen in Kontakt mit der Arbeitswelt bringt, macht auf Probleme aufmerksam, die sonst nicht in den Blick geraten würden. Diesen Problemen und Fragen kann am Diakoniewissenschaftlichen Institut nachgegangen werden. Es gibt stets kompetente Fachkräfte, die zu Gesprächen bereit sind. Außerdem werden viele Gäste aus unterschiedlichen diakoni-

schen Arbeitsfeldern während eines Semesters eingeladen, und es finden Exkursionen statt, die einem neue Perspektiven eröffnen können. Die Arbeit weckt außerdem das Interesse an theoretischen Fragestellungen und schärft den kritischen Blick für aufgestellte Theorien. Das Theologiestudium kann noch einmal unter einen neuen Blickwinkel geraten.

Die besuchten Seminare am Diakoniewissenschaftlichen Institut können in ein Schwerpunktstudium einmünden, wozu ich große Lust gehabt hätte, wenn ich in Heidelberg weiterstudiert hätte. Es besteht schon während des Theologiestudiums die Möglichkeit, eine Zusatzqualifikation durch das Schwerpunktstudium – eingeleitet durch das „Praxissemester Diakonie“ – zu erlangen.

Ich habe festgestellt, daß sich Arbeit und Studium im „Praxissemester Diakonie“ optimal ergänzen. Ich bin ein Mensch, der nicht den ganzen Tag Kopf- und Denkarbeit leisten kann. Nach der körperlichen Arbeit allerdings machte es mir richtig Spaß, die Nase für ein paar Stunden in ein Buch zu stecken und über theoretische Zusammenhänge nachzugrübeln.

Einen guten Abschluß fand mein „Praxissemester Diakonie“ in dem viertägigen Auswertungsseminar, das zugleich für die Diakoniepraktikantinnen bzw. Diakoniepraktikanten der badischen Landeskirche angeboten wurde. Um das „Praxissemester Diakonie“ auch theoretisch abzurunden, werde ich eine Hausarbeit schreiben, in der ich meine Erfahrungen weiter bearbeiten will.

Uwe Mletzko

## **150-Jahr-Jubiläum der Gründung des Central-Ausschusses der Inneren Mission im Jahre 1998**

Im Jahre 1998 kann die Diakonie auf ihr 150jähriges Jubiläum zurückblicken. Damit ist sie der älteste Wohlfahrtsverband in Deutschland. Die Rede Johann Hinrich Wicherns auf dem Kirchentag in Wittenberg am 22. September 1848 hat wie kaum ein anderes Ereignis bis zum heutigen Tage traditionsbildend und erneuernd gewirkt. Mit der Gründung des Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche hat die Diakonie die soziale Arbeit in Deutschland vielfältig geprägt. Aus diesem Anlaß finden im Jubiläumsjahr Veranstaltungen unterschiedlicher Ausrichtung statt, die einladen wollen, über die Geschichte des Verbandes, über die gegenwärtigen Bestrebungen sowie über die zukünftige Ausrichtung der Diakonie im europäischen Kontext nachzudenken. Im folgenden sind die einzelnen Projekte näher beschrieben.

Das Jubiläumsjahr wird bereits im Oktober 1997 mit der Diakonischen Konferenz in Bremen eingelei-

tet werden. Dort wird das „Leitbild Diakonie“ verabschiedet und damit in die Phase der Umsetzung weitergegeben werden. Schon während der Diakonischen Konferenz in Frankfurt am Main wurde am 17. Oktober 1996 ein Entwurf zum Leitbild Diakonie, den der Theologische Ausschuß der Diakonischen Konferenz vorgelegt hatte, zur weiteren Beratung in die Landes- und Fachverbände, in Einrichtungen der Diakonie sowie in die Gemeinden zurückgegeben. Ein wesentlicher Bestandteil dabei war die Teilnahme einer möglichst breiten Schicht von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, im Ehren-, Neben- oder Hauptamt, von sozial Engagierten, von Verantwortlichen in den Landes- und Fachverbänden, von Mitgliedern und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Landes- und Freikirchen sowie all denen, die auf ihre Weise die Arbeit der Diakonie unterstützen.

Diese Phase wurde am 30. Juni 1997 beendet. Ein groß angelegter Workshop, organisiert von der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD in Zusammenarbeit mit der Diakonischen Akademie, wurde in der Zeit vom 7.-10. April 1997 in der Diakonischen Akademie in Berlin-Pankow durchgeführt. Dort fand am 14.-16. Juli 1997 ebenfalls ein Abschluß-Symposium statt. Der Theologische Ausschuß legt während der Diakonischen Konferenz in Bremen einen Abschlußentwurf vor. Heft 5/97 der Zeitschrift *Diakonie* hat das Leitbild *Diakonie* zum Thema.

Zu Beginn des Jahres 1998 wird durch den Rat der EKD eine *Denkschrift Diakonie* verabschiedet werden, die zur Zeit von einer Kommission unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm erarbeitet wird. Im März 1997 fand im Rahmen der Erstellung der *Denkschrift* eine Expertenanhörung mit Vertreterinnen und Vertretern aus Kirche, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft statt.

Von 16.-18. März 1998 wird in der Diakonischen Akademie in Berlin Pankow eine *Arbeitstagung* zum Thema „*Diakonie im geteilten Deutschland*“ veranstaltet. Damit wird einerseits auf die defizitäre Forschungssituation im Hinblick auf diakoniegeschichtliche Fragestellungen zur deutschlandpolitischen Problematik reagiert. Andererseits soll das Aufgreifen dieses Themenbereiches zur Erweiterung des zeitgeschichtlichen Untersuchungsfelds der kirchlichen Situation in der DDR beitragen. Das Thema soll in enger Verbindung mit kirchengeschichtlichen, sozial- und deutschlandpolitischen Fragestellungen dargestellt und diskutiert werden. Für die Arbeitstagung sind neben bereits diakoniegeschichtlich arbeitenden Wissenschaftlern Kirchengeschichtler, Sozialhistoriker sowie auf dem Gebiet der Deutschlandpolitik Forschende zur Mitarbeit angefragt. Neben Referaten werden Podiumsgespräche sowie Zeitzeugenberichte den Blick für diese wichtige Zeitspanne der Diakoniegeschichte öffnen.

Vom 27. August - 8. Dezember 1998 steht eine in Kooperation mit dem Deutschen Historischen Museum vorbereitete Ausstellung über „*150 Jahre Innere Mission und Diakonie 1848-1998*“ interessierten Besucherinnen und Besuchern offen. Der Rückblick auf 150 Jahre Diakonie soll deutlich machen, welche Antworten der Protestantismus auf die jeweiligen sozialen und geistigen Herausforderungen bereithielt, was er unter den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts schuldig blieb und welche Aufgaben er nach 1945 und seit 1990 in Deutschland erfüllt. Anhand von historischen Originalgegenständen und -dokumenten wird der vielfältige Weg der Inneren Mission und Diakonie nachgezeichnet. Die Dokumente werden aus diakonischen Einrichtungen, aber auch aus der Geschichte und der Arbeit der Landes- und Fachverbände zusammengetragen. In einem in Vorbereitung befindlichen Ausstellungskatalog soll die Darstellung der Diakoniegeschichte in allgemeinverständlicher

Sprache über die Retrospektive hinaus in Gemeinden, Schulen sowie Fort- und Weiterbildungen Verwendung finden. Für den Schulunterricht werden spezielle Unterrichtsmaterialien in Verbindung mit dem Katalog angeboten.

Im Anschluß an die Diakonische Konferenz vom 24.-25. September 1998 wird der *Festakt am 25. September 1998* zum 150jährigen Jubiläum der Inneren Mission/Diakonie in Wittenberg stattfinden. Der Festakt richtet sich im wesentlichen an zwei Zielgruppen. Zum einen sollen möglichst zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beteiligt werden, und zum anderen wird in Anwesenheit von Vertreterinnen und Vertretern aus Kirche, Staat und Gesellschaft an den Beitrag und die Bedeutung der Diakonie als einer Wegbereiterin der Freien Wohlfahrtspflege und als einer Wächterin für die Gestaltungsfreiheit des dritten Sektors für die Gesellschaft und ihre Sozialdienste erinnert.

Zu einem *Kirchentag der Diakonie* unter dem Motto „... und handelt in der Liebe“ wird am 25.-27. September 1998 nach Wittenberg eingeladen. Dieser Kirchentag ist als Forum zum einen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie aus der gesamten Bundesrepublik, zum anderen für Gemeindeglieder sowie für die Bevölkerung aus der Region geplant. Unmittelbar nach dem Festakt wird der Kirchentag am Freitagabend mit einem Eröffnungsgottesdienst beginnen, der in einen Abend der Begegnung mündet. Am Sonntag finden Bibelarbeiten, Arbeitsgruppen zu verschiedenen Themen, so u.a. zum Leitbild *Diakonie*, und – in Anlehnung an den bekannten Markt der Möglichkeiten – die „*Diakonie auf dem Markt*“ sowie kulturelle Veranstaltungen am Abend statt. Für den Abend werden Angebote für Jugendliche mit dem Thema „*Eine Nacht auf der Straße*“ vorbereitet. Am Sonntag wird der Kirchentag nach den Gottesdiensten mit einer Großveranstaltung auf dem Wittenberger Marktplatz beendet.

Es wurde angeregt, in den Gemeinden im gesamten Bundesgebiet in den Sonntagsgottesdiensten beispielsweise im Rahmen der Fürbitten an den Kirchentag der Diakonie, aber auch an diakonische Anliegen der Gemeinden zu erinnern. Einen gemeinsamen bundesdeutschen *Sonntag der Diakonie* an einem festgelegten Termin wird es aufgrund der unterschiedlichen Ausprägungen der einzelnen Landeskirchen und Landesverbände nicht geben. Es ist aber zu überlegen, inwieweit ein gemeinsames Thema gefunden sowie gemeinsames Material bereitgestellt werden kann. Dieses Material könnte für die Gottesdienstarbeit, z.B. für mögliche Kinder- und Jugendgottesdienste, verwendet werden. Darüber hinaus ist ein Ideenbuch in Vorbereitung, das auf spezielle Angebote für *gemeindediakonische Projekte* im Jubiläumsjahr hinweisen und diese anregen möchte. Für die Durchführung solcher Veranstaltungen verweist es auf Referenten und entsprechendes Material.

Ein weiteres Symposium zum Rahmenthema „*Der Beitrag der europäischen Kirchen und ihrer karitativ-diakonischen Einrichtungen für die Gestaltung einer europäischen Sozialordnung*“ soll vom 27.-29. September 1998 in Wittenberg angeboten werden. Ziel ist es, zusammen mit zahlreichen Repräsentantinnen und Repräsentanten der osteuropäischen Partnerorganisationen, der Europäischen Union, der Diakonie und anderer karitativer Institutionen in Europa, der Kirchen, der Wissenschaft sowie mit Regierungsvertreterinnen und -vertretern eine gemeinsame Perspektive für die Zukunft der Diakonie zu entwickeln.

Ein wesentlicher Schritt war die *Rahmenkonzeption „Öffentlichkeitsarbeit“*, den die Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes mit den Landesverbänden unternommen hat. Dadurch kann u.a. Priorität auf die Jubiläumsaktivitäten gesetzt

werden. Bis zum März 1998 werden die Projekte vorgelegt und müssen dann eine schnelle Umsetzung finden. Die Rahmenkonzeption bietet die einmalige Gelegenheit, die Anliegen der Diakonie und damit der in ihr zusammengeschlossenen Landes- und Fachverbände in der Öffentlichkeit darzustellen und zu positionieren. Die Möglichkeit einer bundesweiten Vernetzung aller Aktivitäten ist eine der großen Chancen, die das Jubiläum bietet.

Die Feier des Jubiläums im Jahre 1998 ist der geeignete Anlaß, um die Öffentlichkeit auf die Vielfältigkeit der diakonischen Arbeit aufmerksam zu machen. Dazu bedarf es der Zusammenarbeit unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Hauptgeschäftsstelle und in den einzelnen Dienststellen sowie in den Landes- und Fachverbänden. Nur gemeinsam kann das Jubiläum ein Erfolg werden.

Für nähere Informationen: Diakonisches Werk der EKD, Herrn Uwe Mletzko, Staffenbergstr. 76, 70184 Stuttgart.

## IV. Exkursion nach Neuendettelsau

Arnd Götzelmann/Renate Zitt

### Exkursion nach Neuendettelsau vom 9. bis 11. Januar 1997

Im Januar 1997 erlebte eine Gruppe von Studierenden und Dozenten/innen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts eine dreitägige Exkursion zu dem traditionsreichen Evangelisch-lutherischen Diakoniewerk Neuendettelsau. Der Besuch führte uns in die noch schneebedeckte winterliche Landschaft einem vielfältigen Programm entgegen. In guter Hausgemeinschaft war die Gruppe in der Diakonissenanstalt untergebracht.

Der Schwerpunkt lag auf der Auseinandersetzung mit Bildungs- und Ausbildungsfragen im Bereich der Diakonie und Diakoniewissenschaft. Für diese Thematik stellte das Diakoniewerk und das Gemeinwesen Neuendettelsau ein hervorragendes Exkursionsziel dar, weil hier quasi in nuce die ganze Bildungs- und Ausbildungslandschaft im Spektrum diakonisch-sozialen Handelns, angefangen vom Kindergarten bis hin zum projektierten Diakoniewissenschaftlichen Institut, ihren Ort haben. Die Berichte der Exkursionsteilnehmer/innen beschreiben diese vielfältigen Dimensionen eindrücklich.

Die Gruppe durfte miterleben, wie der neue Studiengang Pflegemanagement der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg mit vorläufigem Standort in Neuendettelsau offiziell begonnen wurde. Eine ganz besondere Freude für uns war es, am 11. Januar 1997 die Einführung der Gründungsprofes-

sorin Frau Dr. Barbara Städtler-Mach – einer früheren Assistentin von Paul Philippi am Diakoniewissenschaftlichen Institut Heidelberg – im Gottesdienst der Laurentiuskirche mitfeiern und im Luthersaal des Diakoniewerks die Einführung des Studiengangs Pflegemanagement miterleben zu dürfen. Der Festvortrag der Berliner Pflegewissenschaftlerin Professorin Hilde-Dore Abermeth, der spannend und umfassend die Fragestellung „Pflege im Aufbruch – Braucht Pflege Wissenschaftlichkeit?“ behandelte, wird aus einer Mitschrift wiedergegeben.

Die gute Verbindung der theologischen Augustana-Hochschule, die Werner Elert einst ironisch als „theologisches Waldcafé“ bezeichnete, mit dem Diakoniewerk Neuendettelsau wurde auf vielfältige Art deutlich. Beim Mittagessen in der Mensa war es möglich, den Studierenden „der Augustana“ zu begegnen und ein Stückchen Alltag zu teilen. Zum anderen erfuhren wir von den Studierenden des Fachbereichs Pflegemanagement an der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg, daß auch sie das Angebot „der Augustana“ schätzen und wahrnehmen. Der Rektor des Diakoniewerks, Hermann Schoenauer, hat mit seinen regelmäßigen Lehraufträgen der Diakoniewissenschaft im Lehrangebot der theologischen Hochschule einen festen Platz verschafft. Damit ist ein Weg eröffnet, der Neuendettelsauer Theologie ein neuen diakonischen Impuls zu geben.

In vielen Gesprächen zur Frage der Qualifizierung von Leitungspersonen in Kirche und Diakonie

schlossen sich die Kreise langjähriger Verbindungen zum Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Institut. Im Kamingespräch mit dem Praktischen Theologen und Pastoralpsychologen Professor Richard Riess von der Augustana-Hochschule erlebten wir ebenfalls eine sehr lebendige Schilderung der Einflüsse, die sein Studium am Diakoniewissenschaftlichen Institut – zur Zeit der Leitung von Professor Herbert Krimm – auf seine theologische Biographie ausgeübt hat. Dieses für uns alle sehr ermutigende und bereichernde Kamingespräch wird im letzten Bericht nachgezeichnet.

Das Referat von Rektor Hermann Schoenauer über die Frage der Qualifizierung von Leitungspersonen in Kirche und Diakonie sowie die Anregungen und Bemühungen zur Gründung eines Diakoniewissenschaftlichen Instituts in Neuendettelsau ließen einmal mehr die Dringlichkeit deutlich werden, diakoniewissenschaftliche Forschung und Ausbildungsgänge auf breiter Ebene zu installieren. In dieser Hinsicht sind in jüngster Zeit viele Aufbrüche in deutscher, europäischer und sogar weltweiter Perspektive zu verzeichnen, über die in diesem DWI-Info berichtet wird.

In Neuendettelsau wurde uns deutlich, wie wichtig es ist, diakonisch-soziales Denken und Handeln als Grunddimension in alle Bildungs- und Ausbildungsgänge möglichst früh und auf kreative Art und Weise zu integrieren. Dafür bekamen wir lebendige und praktische Anschauung bei unseren Besuchen und Hospitationen der verschiedenen Schulen und Ausbildungsstätten, die wir an einem Vormittag unternahmen und von denen die Teilnehmer/innen hier berichten. Im Gespräch mit Pfarrer Erwin Meister, dem Abteilungsleiter für Jugend und Schule, wurden diese praktischen Erfahrungen dann theoretisch reflektiert und nachbesprochen. Auch dieses Gespräch ist hier dokumentiert.

Neben den Bildungs- und Ausbildungsfragen im Kontext der Diakonie beschäftigten uns jedoch auch sehr stark die Fragen der Organisation und des Managements angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen und Umbrüche, mit denen diakonisch-soziale Arbeit derzeit – vor allem im finanziellen Bereich – konfrontiert ist. Herr Günther Hießleiner, Gesamtleiter des Öffentlichkeitsreferats, und Herr Boris von Heslen, Spendenmarketing, stellten uns in diesem Zusammenhang die Bereiche der Öffentlichkeitsarbeit und des Spendenmarketing vor.

Sehr wohl durften wir uns auf der Gästeecke des Diakonissen-Mutterhauses fühlen, wo wir bestens untergebracht waren. Für die herzliche Gastfreundschaft, die wir dort erfahren haben, möchten wir uns an dieser Stelle bei Schwester Elisabeth Kelber und allen Neuendettelsauer Diakonissen noch einmal ausdrücklich und herzlich bedanken.

Cornelia Baumann

### **Einführung in die Geschichte und aktuelle Arbeit des Ev.-Luth. Diakoniewerkes Neuendettelsau**

Die Anfänge des großen und bedeutenden, heute 4.400 Mitarbeiter/innen umfassenden Diakoniewerkes Neuendettelsau reichen bis in das Jahr 1854 zurück, in welchem es vom Neuendettelsauer Pfarrer Wilhelm Löhe gegründet wurde. Löhe selbst wurde 1808 in Fürth als Sohn eines angesehenen Bürgerhauses geboren. Er studierte Theologie in Erlangen, hatte es nach seinem Studium jedoch nicht leicht, in das geistliche Amt hineinzugelangen, da er schon in seinen ersten Predigten und in seiner gesamten Betätigung als eigenartig und für die gewohnte Ordnung gefährlich erschien. Nach einiger Zeit als Hilfsvikar und einem Vikariat in Oberfranken wurde er an die Aegidienkirche in Nürnberg berufen. Es folgten eine Reihe von Vertretungen, bevor er 1837 eine Patronatsstelle im 500-Seelen-Ort Neuendettelsau als Pfarrer antreten konnte. Löhe selbst soll jedoch eine städtische Pfarrstelle bevorzugt haben, die er aufgrund von Schwierigkeiten mit der Kirchenbehörde nicht erhielt.

Da Löhe die Kirche als einen einheitlichen Organismus verstand, ging sein Blick weit über seine Ortsgemeinde und die Landeskirche hinaus: So sah er sich zur Mitarbeit an der kirchlichen Versorgung ausgewanderter Lutheraner in Nordamerika berufen. Aus diesen Bemühungen Löhes entwickelte sich die Missionsanstalt. Das andere Werk Löhes ist die schon genannte Gründung der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau. Aus seiner pfarramtlichen Tätigkeit wußte Löhe nicht nur um die Not der unversorgten Kranken, sondern auch um die Schwierigkeiten unverheirateter junger Frauen aus dem Mittelstand, für die es in der damaligen Zeit nicht viele Möglichkeiten gab, ihrem Leben einen sinnvollen Inhalt zu geben. Diese beiden Elemente flossen in Löhes Schrift „Bedenken über weibliche Diakonie“ ein, mit der er die Gründung der Diakonissenanstalt einleitete.

Löhes ursprüngliche Intention war jedoch nicht die Gründung einer einzigen zentralen Anstalt, sondern die Ordnung des Liebesdienstes auf gemeindlicher Grundlage. Seine Idee war, jungen, unversorgten Frauen eine geistliche Lebensgemeinschaft zu geben und sie unter dem Leitspruch „Mein Lohn ist, daß ich dienen darf“ für die Pflege kranker und behinderter Menschen auszubilden. Bereits im Oktober 1854 wurde das Mutterhaus eingeweiht, von welchem aus alle Arbeitszweige der Diakonissenanstalt ihren Ausgang genommen haben.

Die angestammte Arbeit der Neuendettelsauer Diakonissen war die Arbeit mit geistig behinderten Menschen, für die schon 1864 ein eigenes Haus gebaut wurde. Hinzu kamen im Laufe der Zeit ein sogenanntes „Rettungshaus“, welches Mädchen

aus der Ortsgemeinde aufnahm, ein weiteres Heim für behinderte Menschen, ein Hospital für Männer und eines für Frauen, um hier nur einige Beispiele zu nennen. Mit der zunehmenden Erweiterung der Anstalt entstanden auch erste Außenstellen. So ist ein ständiges Wachstum der Diakonissenanstalt Neuendettelsau bis zu Löhes Tod am 2. Januar 1872 zu verzeichnen.

Nach dem Tode Löhes wurden das Pfarramt der Dorfgemeinde und das Rektorat der Diakonissenanstalt, die bis dahin in Personalunion von Löhe selbst wahrgenommenen Aufgaben, seinem Willen entsprechend getrennt. Abgesehen davon, daß der hohe Arbeitsaufwand jedes dieser beiden Ämter eine Trennung notwendig machte, kam durch dieselbe zum Ausdruck, daß die Diakonissenanstalt längst nicht mehr nur ein örtliches Unternehmen, sondern weit über die Ortsgemeinde hinaus bekannt geworden war.

Nicht nur die folgenden Rektoren, sondern gerade auch die Diakonissen trugen dazu bei, daß die Geschichte und Entwicklung der Diakonissenanstalt Neuendettelsau eine große Konstanz aufweist. Von großer Bedeutung in der Geschichte der Diakonissenanstalt war das Rektorat Hermann Bezzels in den Jahren 1891-1909, während dessen Amtszeit es zu entscheidenden Weiterentwicklungen des Werkes kam. So gewann nicht nur die Arbeit mit geistig behinderten Menschen eine bedeutsame Erweiterung durch die Einrichtung einer Pflegeanstalt für Männer in Bruckberg und einer weiteren für Frauen in Himmelkron, sondern auch die Bemühungen um Schule und Unterricht sind sein Verdienst. Er machte das Neuendettelsauer Schulwesen zeitgemäß, indem er es den Forderungen des Staates anglich. Auch die Gründung einer Brüderschule und eines Brüderheimes fallen in seine Amtszeit. Bezzel hat das Werk Löhes aus seiner Isoliertheit in der Landeskirche lösen und in ihr heimisch machen können.

Während des ersten Weltkrieges ging die äußere Entfaltung naturgemäß nicht so stark in die Weite wie zu Bezzels Zeiten. Darüber hinaus erfuhr die Diakonissenanstalt eine starke Bewegung: Viele der jüngeren Brüder mußten in den Kriegsdienst eintreten, und auch das Mutterhaus stellte Schwestern zur Lazarettpflege ab. Dies hatte zur Folge, daß die Arbeit verschiedener Stationen vorübergehend eingestellt werden mußte.

Die Diakonissenanstalt wurde weniger durch den Krieg selbst als durch seine Folgen betroffen. So traf die Inflation das Werk durch die Vernichtung des Kapitalbestandes so schwer, daß der Bestand der Heime gefährdet war. Die vollständige Überwindung der Inflation Mitte der 20er Jahre bedeutete die wirtschaftliche Rettung für die Diakonissenanstalt. Wichtige Bauvorhaben wie z.B. ein Jugendheim und ein weiteres Pflegeheim für geistig behinderte Menschen konnten fertiggestellt werden.

In der nationalsozialistischen Zeit kam es zunächst nicht zu einer Verschlechterung der Bedingungen des Ausbaus. So konnte beispielsweise 1933 die Nürnberger Klinik Hallerwiese übernommen und 1935 eine Anstaltskirche in Bruckberg eingeweiht werden. Doch schon bald kam es auch in Neuendettelsau zu rücksichtslosen Eingriffen des Staates. So mußten 19 der bestehenden 20 Schulen aufgrund einer Anordnung zur Aufhebung der kirchlichen Schulen schließen. Alle geistig behinderten Bewohner (ca. 1.700) wurden in Listen erfaßt, 1.238 wurden deportiert und mehr als die Hälfte von ihnen wurde getötet. Zahlreiche Gebäude der Diakonissenanstalt wurden enteignet und zweckentfremdet, der Eintritt in das Mutterhaus wurde erschwert. Durch Kriegseinwirkung wurde die Klinik Hallerwiese 1945 völlig zerstört; viele Diakonissen und Brüder kamen während dieser Zeit ums Leben.

In den letzten Jahren hat man sich in Neuendettelsau mit diesem Teil der Geschichte auseinandergesetzt: Die Vorkommnisse in den Neuendettelsauer Einrichtungen wurden im Auftrag des Diakoniewerkes erforscht und in einem Buch veröffentlicht.

Die Nachkriegszeit stand im Zeichen des Wiederaufbaus der verschiedenen Bereiche. Die Möglichkeit, die angestammte Arbeit – also die Betreuung geistig behinderter Menschen – wieder aufnehmen zu können, ließ viele Schwierigkeiten überwinden. Der Wiederaufbau des Schulwesens war ebenfalls von großer Bedeutung; schon 1946 konnte das Schulwesen der Diakonissenanstalt wiedereröffnet werden. Auch auf den anderen Arbeitsgebieten waren Fortschritte zu verzeichnen.

Von besonderer Bedeutung für die Diakonissenanstalt war die Verlegung des Pastoralkollegs (1946) und der Augustana-Hochschule (1947) durch die Landeskirche nach Neuendettelsau. Sie sind zwar selbständig, aber auch am gottesdienstlichen und gemeinschaftlichen Leben in der Diakonissenanstalt beteiligt. Die dortigen Studierenden haben so die Möglichkeit, die Arbeit der Diakonie unmittelbar und aus eigener Anschauung kennenzulernen. Durch die Eingliederung der Inneren Mission in die Landeskirche im Jahre 1948 wurde die Diakonissenanstalt Neuendettelsau organisatorisch noch enger mit der Landeskirche verbunden. Im Jahre 1954 wurde in Neuendettelsau das Freiwillige Soziale Jahr ins Leben gerufen.

Auch in der jüngeren Vergangenheit sind zahlreiche Neuerungen und Veränderungen in der Diakonissenanstalt zu verzeichnen. So wuchs die Zahl der Mitarbeiter, die keiner diakonischen Lebensgemeinschaft angehören, immer weiter an. Dies war u.a. ein Grund dafür, daß sich die Diakonissenanstalt im Jahre 1973 in „Evangelisch-Lutherisches Diakoniewerk Neuendettelsau“ umbenannte und sich eine neue Satzung gab.

Von Bedeutung war beispielsweise auch der Integrationsgedanke, der dazu geführt hat, daß durch Dezentralisierung versucht wird, das Anstaltsimage

abzulegen, zu welchem der hohe Anteil behinderter Einwohner an der Gesamteinwohnerzahl beitrug (z.B. 500 geistig Behinderte in Bruckberg bei 900 Einwohnern). Die Durchsetzung dieser Vorhaben wird jedoch heute durch Geldmangel erheblich erschwert. Darüber hinaus werfen die Kostendeckung im Sozialwesen und die Reform des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) neue Probleme auf. Auch die Frage des Qualitätsmanagements und der Bereich der Professionalisierung der Mitarbeitenden im pflegerischen und sozialen Bereich zeigen, daß eine fortlaufende Eigenbewertung und Entwicklung von Bedeutung ist.

Rainer Kimmel

### **Referat von Rektor Schoenauer (Diakoniewerk Neuendettelsau) zur Frage der Qualifizierung von Leitungspersonen in Diakonie und Kirche**

Rektor Schoenauer legte nach einem kurzen historischen Rückblick die momentane Lage des Diakoniewerkes Neuendettelsau dar, um von dieser Warte die Fragen für die Zukunft zu stellen. Nach einer weltweiten Wirksamkeit beschränkt das Diakoniewerk seit einigen Jahren seine Tätigkeiten auf Bayern. Ein erster Schritt über die Landesgrenzen in neuester Zeit ist die Gründung eines Pflegezentrums in Form einer gGmbH. Das Diakoniewerk zeigt sich heute in der Rechtsform einer Körperschaft des öffentlichen Rechts. Der achtköpfige Vorstand mit dem Rektor an seiner Spitze leitet das Diakoniewerk. Das Kuratorium aus Mitarbeitern, Vertretern der Landeskirche, der Diakonie und staatlicher Stellen dient als Aufsichtsgremium. Die heutigen Einsatzbereiche der ca. 4.500 Mitarbeiter des Diakoniewerks sind: a) der Krankenhausbereich (mit drei eigenen Krankenhäusern vor Ort neben einem Belegkrankenhaus in Nürnberg und der Cnopfschen Kinderklinik in Nürnberg) mit den Pflegeschulen (u.a. Kranken- und Altenpflegeschule), b) der Altenheimbereich mit 800 Plätzen in den verschiedensten Varianten (vgl. die Stichwörter „Betreutes Wohnen“ und „Pflegeheim“) zusammen mit dem dazugehörigen Restaurant und Kiosk, c) die Behindertenhilfe an ca. 1.800 Menschen, v. a. mit geistiger Behinderung, d) der Ausbildungsbereich mit etwa 3.000 Ausbildungsplätzen in Schulen, Fachschulen und Fachhochschulen. Daneben existieren eigene Werkstätten in der Paramentenwerkstatt und der Hostienbäckerei sowie eine eigene Bäckerei, Metzgerei, Gärtnerei und ein Bauernhof neben einem Baureferat mit diversen Handwerksbetrieben. Diese gewaltige Mitarbeiterzahl gruppiert sich um den historischen Kern der Neuendettelsauer Diakonie, der Diakonissenschaft. Von 1.100 Schwestern blieben bis heute nur etwa achtzig aktive Schwestern neben 180 im Feierabend übrig. Daneben lebt die diakonische Schwesternschaft

zwar auch nach einer geistlichen Ordnung, legt aber keine Gelübde ab und wird nach Tarif bezahlt (zur Zeit 75 Aktive neben 75 in Ruhestand). Die ca. 50köpfige Diakonenschaft ist, anders als die Rummelsberger Diakone, nur im eigenen Diakoniewerk tätig. Vor zwei Jahren haben die Diakonischen Schwestern mit den Diakonen zu einer gemeinsamen Organisation gefunden. Seit sich das zahlenmäßige Verhältnis von Mitgliedern der diakonischen Gemeinschaften und Angestellten auf tariflicher Basis radikal umgekehrt hat, laufen Überlegungen, wie den Mitarbeitern das diakonische Profil des Diakoniewerkes vermittelt werden kann. Aus dem Bewußtsein, daß der mittleren Leitungsebene neben Führungsqualifikationen auch eine diakonische Qualifikation zu eigen sein soll, begannen Überlegungen zur Schaffung einer diakoniewissenschaftlichen Ausbildung. Das wird vollends verständlich auf dem Hintergrund der Tatsache, daß seit fünf Jahren jeder leitende Mitarbeiter die Budgetverwaltung hat. Ihm obliegen für seine Kostenstelle Personal-, Finanz- und Organisationshoheiten. Neben diesem Hauptargument für diakoniewissenschaftliche Ausbildung erscheint es Rektor Schoenauer wichtig, Hilfen für die Beantwortung wichtiger sozioethischer Fragen anzubieten, sowie das Gespräch mit benachbarten Disziplinen wie der Psychologie und der Pädagogik zu fördern. Aufgrund der Diskussion in der Folge des Referates von Rektor Schoenauer bildete fand sich in der Nachbesprechung zur Exkursion eine Arbeitsgruppe, die an einer Ausarbeitung des DWI-Angebotes im Sinne einer stärkeren beruflichen Qualifikation arbeitet. Die Umsetzung erfolgt bereits seit dem SoSe 1997 etwa im Rahmen eines Blockseminars zum Thema „corporate identity und corporate design“ sowie in Kompaktseminaren und Arbeitsgruppen zum Thema „Sozialmanagement“.

Das Ziel, das das Diakoniewerk Neuendettelsau mit dem geplanten Studiengang verfolgt, liegt auf der Hand. Bei all den Angeboten an sozialen Hilfestellungen, die in einer pluralistischen Gesellschaft bestehen, und bei der zunehmenden Konkurrenzsituation am „sozialen Markt“ ergibt sich aus einer Profilierung des Personals eine Profilierung der Institution und ihrer Arbeit. Profan gesagt kommt man somit zu einem diakonischen Profil, das als Marktvorteil dient. An diesem Punkt des Referates schieden sich bei internen Diskussionen der Exkursionsteilnehmer die Geister. Es erscheint mir wichtig, die Diskussion an dieser Stelle weiterzuführen. Profil als Marktvorteil kann m.E. nur die eine Erscheinungsweise dieses richtigen Ansatzes sein. Die andere Seite sollte genauso vehement betont werden: Die tätige Nächstenliebe der Gerechtfertigten bleibt der Motivationsgrund diakonischer Arbeit. Dann kann man auch ohne Scheu diesen Marktvorteil deutlich machen im „sozialen Wettbewerb“, man darf und muß es sogar im Zusammenhang mit Liturgie und Bekenntnis. Das kann der Verpflichtung

des Herrn der Kirche näherkommen als ein laues Lavieren mit diakonischem Aushängeschild, das beschämt jedes Standortbeziehen vermeidet und viel zu häufig im „diakonischen“ Handeln beobachtet werden kann.

Wolfgang Stoll

### **Spendenmarketing – Eine Chance für die Zukunft**

Seit einem Jahr hat der Arbeitsbereich Öffentlichkeitsarbeit im Diakoniewerk Neuendettelsau eine eigene, mit einem Betriebswirtschaftler besetzte Abteilung für Spendenmarketing.

Das Spendenmarketing, als eine Sonderform des allgemeinen Marketings, ist in allen gemeinnützigen Einrichtungen, Vereinen, Organisationen und Verbänden eine neue, an Bedeutung zunehmende Sonderform der zielgerichteten externen Öffentlichkeitsarbeit. Voraussetzung für Spendenmarketing ist eine gute Öffentlichkeits- und Pressearbeit, auf deren Fundament es sein Konzept aufbauen kann. Im Vergleich zu anderen großen gemeinnützigen Organisationen besteht im diakonischen Bereich – von einigen Ausnahmen abgesehen – hinsichtlich eines effektiven Spendenmarketings noch ein großer Nachholbedarf. Spendenmarketing gewinnt gegenwärtig an Relevanz, weil sich einerseits der Staat immer mehr aus dem sozialen Bereich zurückzieht, andererseits aber die Aufgaben und Anforderungen in diesem Bereich wachsen. Um auf diese Anforderungen angemessen reagieren zu können, müssen sich diakonische Einrichtungen wie Neuendettelsau neue Finanzierungsquellen für ihre Arbeit erschließen bzw. bisherige Quellen besser nutzen.

Im Diakoniewerk Neuendettelsau stellte man in der Vergangenheit Defizite im Bereich des Sammlungswesens fest und ließ sich durch ein externes Unternehmen über Verbesserungsmöglichkeiten beraten. Daraufhin wurde eine Stabsstelle für Spendenmarketing geschaffen.

Das Spendenmarketing im Diakoniewerk ist *strategisch ausgerichtet*, indem es aufgrund vorausgehender Analysen der Marktsituation und der bisherigen Aktivitäten ein individuelles Konzept und davon abgeleitete kurz-, mittel- und langfristige Realisierungsschritte entwickelt. Eine wichtige Rolle bei der Umsetzung des Konzepts spielt die *Identifikation der Zielgruppen* und die zielgruppenspezifische *individuelle Ansprache der Spender*. Dabei ist es unerlässlich, daß man bereit ist, *sich neuer, bisher ungenutzter Methoden zu bedienen*.

Einige Beispiele für Aktionen aus dem Bereich des Spendenmarketings im Diakoniewerk Neuendettelsau:

Testamentmarketing: Viele Menschen ohne Angehörige wissen nicht, wem sie einmal ihren Besitz

vererben sollen. Das Diakoniewerk bietet deshalb einen Service an, der vererbungswillige Menschen über Förderungsprojekte innerhalb des Diakoniewerks berät, mögliche Rechtsformen klärt (Stiftungen, Schenkungen etc.) und für sie alle rechtlichen Formalitäten erledigt. Mit diesem Testamentmarketing hat sich das Diakoniewerk wieder auf seinen Ursprung besonnen, denn das große Werk Wilhelm Löhes wäre ohne Erbschaften, Schenkungen und Stiftungen sicherlich nicht möglich gewesen.

Weihnachtsmailing: Zum ersten Mal wurde 1996 ein gezieltes Weihnachtsmailing durchgeführt. Versandt wurde ein persönlich gehaltenen zweiseitiger Brief mit Text und Bildern, in dem für ein ganz bestimmtes Projekt (Schulen) geworben und um Spenden gebeten wurde. Das Projekt wurde vorgestellt und der Förderungsbedarf an einzelnen Punkten aufgezeigt. Dem Brief beigelegt war ein Überweisungsauftrag mit einem Responseabschnitt, mit dem der Spender bzw. Interessent sowohl einen Spendendauerauftrag begründen als auch weitere Projektinformationen abrufen konnte. Der Brief wurde an insgesamt 65.000 Adressen verschickt. Davon waren 12.000 Adressen die bisheriger Spender und 3.000 die von Schülereltern der Neuendettelsauer Schulen. Die restlichen 50.000 Adressen waren für den einmaligen Gebrauch gekaufte Fremdadressen. Nach Ende dieses Mailings, das recht erfolgreich war, führte man eine computergestützte Analyse der Spenderkreise durch, um für zukünftige Aktionen über eine noch spezifischere Zielgruppenbeschreibung zu verfügen.

Wichtig ist auch die kontinuierliche Spenderpflege, d.h. die schriftliche Begrüßung von Neuspendern, Dankesbriefe, Informationen über die Arbeit des Diakoniewerks und über laufende Projekte mit Förderungsbedarf.

Insgesamt konnte man den Eindruck gewinnen, daß sich die Einrichtung einer Stelle für Spendenmarketing in Zukunft als ein Schritt in die richtige Richtung erweisen wird.

Stephan Glaser

### **Schule als „Gesellschaftsdiakonie“**

Ein Gespräch mit Pfarrer Erwin Meister, Abteilungsdirektor für Jugend und Schule im Diakoniewerk Neuendettelsau.

Im Zuge der Exkursion des DWI nach Neuendettelsau, deren Schwerpunkt auf den Ausbildungsbereich gelegt war, gab Pfarrer Meister Auskunft über Geschichte, Profil und Zukunft der dem Diakoniewerk angegliederten evangelischen Schulen. Pfarrer Meister ist seit fünfeinhalb Jahren Abteilungsdirektor für Jugend und Schule im Diakoniewerk Neuendettelsau.

### 1. „... die Mädchen auf dem flachen Lande“

Mit Gründung der Diakonissenanstalt entstand auch die erste evangelische Schule in Neuendettelsau. Wie auch andere evangelische Schulen als Antwort auf gesellschaftliche Anliegen oder Mißstände entstanden sind, reagierte ebenso Wilhelm Löhe auf die sozialen Nöte seiner Zeit. Er sah die Notwendigkeit zum Bildungsauftrag vor allem für „die Mädchen auf dem flachen Lande“. So gehören Bildung und Ausbildung im Diakoniewerk seit jeher zusammen. Die Pädagogik war von Anfang an wichtiger Arbeitsbereich und sollte - so die ursprüngliche, gescheiterte Idee - wieder den Gemeinden zugute kommen, aus denen die Ausgebildeten stammten.

Im Laufe der Zeit kam es deshalb in Neuendettelsau selbst zu Differenzierung und Vergrößerung des Schulwesens, zu ‚Hoch-Zeiten‘ waren 60 Diakonissen pädagogisch tätig (momentan: 2). Heute unterhält das Diakoniewerk 27 Schulen mit derzeit 3.400 Schülerinnen und Schülern, weitgehend in Mittelfranken.

Neben allgemeinbildenden Schulen (Gymnasium und Realschule) gehören zum Diakoniewerk Neuendettelsau das Förderzentrum (eine Förderschule für Kinder und Jugendliche mit Förderbedarf), verschiedene Fach- (Altenpflege, Heilerziehungspflege und Heilerziehungspflegehilfe) und Berufsfachschulen (Diätassistenten, Kinderpflege, Kinderkrankenpflege, Sozialpflege, Krankenpflege), eine Schule zur individuellen Lebensbewältigung, eine Schule für Kinder und Jugendliche mit sonderpädagogischem Förderbedarf, Fachakademien (Sozialpädagogik, Hauswirtschaft, Heilpädagogik), eine Berufsaufbauschule, eine Fachoberschule und eine Hauswirtschaftliche Ausbildung. „Man kann in Neuendettelsau theoretisch von der Sonderschule zur Fachhochschulreife gehen.“

### 2. „Schule kann anders sein“

Das schulische Konzept der evangelischen Schulen des Diakoniewerks ist zum einen darauf ausgerichtet, Schülerinnen und Schüler zu ganzheitlich gebildeten Menschen zu entwickeln. „Ihre rationalen Fähigkeiten sollen ebenso entfaltet werden wie die Fähigkeit, tiefere Dimensionen der Wirklichkeit zu erfahren.“ Die Grundlage bildet das christliche Menschenbild, das aus der Gottebenbildlichkeit seine Würde empfängt und zur Verantwortung gegen Gott und die Mitmenschen anleitet. Durch diese Vermittlung soll gleichzeitig ein Problembewußtsein für soziale Aufgaben und eine Sensibilität für diakonische Gesinnung geschaffen werden.

Zum anderen sollen Eltern und Schüler erleben, daß Schule auch anders sein kann, mehr als nur Ausbildungsort. Besonderes Augenmerk wird deshalb auf die Gemeinschaftsbezogenheit des einzelnen Menschen gelegt. „Die Schule als eine ‚Lern- und Erlebnisgemeinschaft‘, die aus Kindern, Eltern und Lehrern besteht, muß Erfahrungs-, Erprobungs- und Erlebenswelt der Schüler werden.“

In der Konkrektion bedeutet dies, einen Unterricht zu entwickeln, der sinnorientiertes Lernen ermöglicht. Dazu gehört sowohl die Beachtung entwicklungspsychologischer Aspekte bezüglich der Persönlichkeitsentwicklung von Schülerinnen und Schülern als auch die konzeptionelle Vermittlung von Lerninhalten und Zusammenhängen in fächerübergreifendem Unterricht.

Dem gesellschaftsdiakonischen Auftrag, die Vermittlung einer gewissen ethischen Einstellung für den späteren Beruf, wird in Praktika nachgegangen. Sind die Ausbildungsschulen per se durch ihre Praxissemester projektorientiert, so werden auch in den allgemeinbildenden Schulen von den Schülerinnen und Schülern Sozialpraktika (9. Klasse: 3 Wochen; 11. Klasse: 4 Wochen) gefordert.

Erlebnispädagogische Wochen und Projekttage fördern die Selbstwahrnehmung der Schülerinnen und Schüler und leiten an zur Einsicht partnerschaftlichen Miteinanders.

In der Schule zur individuellen Lebensbewältigung werden Übergangsklassen eingerichtet, in denen speziell die Förderung geistig behinderter Schülerinnen und Schüler mit Nichtbehinderten versucht wird.

Die ganzheitliche Erziehung wird durch wesentliche Unterrichtsbestandteile wie Meditation, Erschließung und Pflege kreativer und musischer Fähigkeiten gefördert. Lehrende und Lernende bilden die „Schulgemeinde“. Tägliche Kurzandachten mit Lied und Gebet, wöchentliche Schulandachten am Montagmorgen und Gottesdienste zu den verschiedensten Anlässen während des Schuljahrs sind Elemente des religiösen Lebens. Darüber hinaus begleiten Schülerseelsorge und eine Beratungsstelle die Schülerinnen und Schüler, zudem gibt es das Angebot der Hausaufgabenbetreuung und Nachmittagsgestaltung.

Die evangelischen Schulen wollen so eine Schnittstelle zwischen Kirche und Welt darstellen. Es geht ihnen um die Möglichkeit zu Begegnung und Auseinandersetzung mit christlichen Glaubensinhalten und deren Vermittlung zu Beruf, Alltag und Welt.

### 3. „Führen heißt, den anderen stark machen“

Gerade die allgemeinbildenden Schulen in Neuendettelsau sind bei Schülerinnen, Schülern und Eltern sehr beliebt. Es gibt eine große Zahl von Bewerbungen, mit steigender Tendenz, so daß sogar Bewerberinnen und Bewerber abgewiesen werden müssen. Der Bedarf an „anderen“ Schulen ist also vorhanden. Immer wieder kommen jedoch auch Anfragen, warum sich die Kirche in Zeiten der Finanznot eigene Schulen leistet, wenn es doch genügend staatliche Schulen gibt. Denn 5-6 Mio. DM müssen jährlich über die staatlichen Zuschüsse hinaus aufgebracht werden. Diese Anfragen betreffen dann vor allem den als nicht spezifisch diakonisch angesehenen Bereich der allgemeinbildenden

Schulen. So sind Sparmaßnahmen wie bspw. eine dreimonatige Wiederbesetzungssperre der Stellen von ausgeschiedenen Lehrerinnen und Lehrern erforderlich, aber auch das Nachdenken über außergewöhnliche Finanzierungsmöglichkeiten wie bspw. Sponsoring im Bereich der Schulen.

Neben der Bewältigung dieser finanziellen Aufgaben steht das ständige Bemühen um Anregungen und die Erarbeitung pädagogischer Konzepte. Als neues Projekt ist für die 9. und 10. Klasse Gymnasium in Neuendettelsau eine sozialpädagogische Grundlage als eigenes Unterrichtsfach geplant. Für die Konzepterarbeitung stellt die Schule 5 Lehrer 3 Std./Woche zur Fortbildung frei, die durch das Comenius-Institut begleitet wird. Zu wissenschaftlicher und pädagogischer Ausbildung kommt die Qualifizierung zur Arbeit an kirchlichen Schulen hinzu. Innerhalb des Verbundes der Evangelischen Schulstiftung versucht ein Arbeitskreis Lehrplan, Einfluß zu nehmen auf den Lehrplan in Bayern überhaupt.

Eine weitere, oft geäußerte Anfrage betrifft die Leitungsstruktur. Werden aufgrund des hohen Leistungs- und Anforderungsdrucks an die Schulen nicht auch in den Leitungsebenen professionelle, pädagogische Fachleute benötigt? Daß der Abteilungsleiter für Jugend und Schule im Diakoniewerk Neuendettelsau Pfarrer der Bayrischen Landeskirche sein muß, ist sicherlich geschichtlich bedingt. Pfarrer Meister sieht darin jedoch auch einen sachlichen Vorteil. Mit der Führung durch einen Theologen soll der „Zentrumsgedanke“ erhalten bleiben, gegen die - freilich benötigte - Spezialisierung der Fachleute und gegen die Egoismen der Schule. Man müsse in einer Führungsposition nicht der absolute Fachmann, die absolute Fachfrau sein. Von der Leitung her müsse vielmehr möglich gemacht werden, daß sich engagierte Leute entwickeln können und nicht nur gebremst werden, denn: „Führen heißt, den anderen stark machen.“

Rainer Kimmel

### **Besuch der Krankenpflegeschule**

Zwei der Exkursionsteilnehmer waren zu Gast bei der Krankenpflegeschule des Diakoniewerkes Neuendettelsau. Dieser Aufenthalt war vor allem geprägt von frischer und fröhlicher Gastfreundschaft, sowohl von seiten der Krankenpflegeschüler/innen als auch von seiten des unterrichtenden Lehrers und des Schulleiters Pfr. Riedel.

Der äußere Rahmen reichte von einer Vorbesprechung mit dem unterrichtenden Lehrer über eine neunzigminütige Unterrichtseinheit, einer gemeinsamen Rauchpause mit den Schülern (die diese völlig spontan zu einer Präsentation ihrer Wohnbereiche und Feiergewohnheiten umfunktionierten) und eine Fragestunde mit Pfr. Riedel zu einer Präsentation der Anschauungsmaterialien im Unter-

richt. Besonders diese letzte Einheit machte uns klar, wie sehr man in den praktischen Übungen vor Ort die enorme Stofffülle dieses Ausbildungsberufs aufzulockern bereit ist. Alle Beteiligten waren sich auch schnell einig, welche Übungen am „publikumswirksamsten“ sind. Von der Übung der Ganzkörperwaschung erzählte einer der Schüler mit mehr als verstohlenem Lächeln.

Die dreijährige Ausbildung findet blockweise in den benachbarten Krankenhäusern sowie in der Krankenpflegeschule statt. Während ihres praktischen Ausbildungsteils in den verschiedensten Stationen und Fachbereichen werden die Schüler auf vielfältige Weise begleitet, sei es durch Beurteilungsbegleitungen, sei es durch Hilfestellungen theoretischer und praktischer Art. Daß auch die Chancen zu Fragen eifrig genutzt werden, zeigte schon das rege Interesse der uns vorgestellten Schüler, die vor nur wenigen Wochen ihre Ausbildung aufgenommen hatten. Vorbehalte oder Hemmungen gegenüber den Lehrkörpern erschienen als Fremdwörter.

Unterrichtsinhalt war während unseres Besuchs das spielerische Begreifen, wie zentral in der Pflege Körpersprache ist. In diversen Spielen wurden Hemmschwellen rasch abgebaut. Diese „Schulstunde“ war auch für uns Besucher die Chance, nicht in der Rolle der Zoobesucher zu enden. Die Geräuschkulisse zeigte uns, wieviel Spaß alle Beteiligten dabei hatten.

Die Fragestunde beim Schulleiter bestätigte unsere zuvor geweckte Begeisterung. Beharrliches Nachfragen ließ uns erkennen, daß Absolventen dieser Krankenpflegeschule mit Leichtigkeit eine Stelle finden können nach erfolgreichem Abschluß. Das Niveau der Schule liegt sehr hoch, dementsprechend auch das Ansehen ihres Abschlusses bei Anstellungsträgern. Das erfreut besonders aufgrund der Tatsache, daß auch ausgegrenzte Jugendliche und junge Erwachsene in die Ausbildungsgruppe integriert und zu einem überragenden Abschluß geführt worden sind, ein erfreuliches Beispiel von gelebter Diakonie auch und gerade in einem niveaувollen Ausbildungsbetrieb.

Catharina Ziehm

### **Bericht über die Fachschule für Heilerziehungspflege und Heilerziehungspflegehilfe**

Unser Aufenthalt in der Fachschule für Heilerziehungspflege und -hilfe bildete für uns fünf DWI-Studenten/innen einen sehr anregenden und informativen Vormittag. Begrüßt vom Schulleiter Dr. Gebhardt, durften wir in dem freundlich eingerichteten Schulgebäude unsere ersten Fragen über diese Ausbildung bei ihm loswerden und verteilten uns danach auf die zwei Schülergruppen, die an diesem Vormittag hier Unterricht hatten.

Beide Gruppen bestanden aus Schülern der Vollzeitausbildung. Diese umfaßt 2 Jahre, in denen die Schüler abwechselnd in der einen Woche 35 Stunden (unbezahlt) in einer Behinderteneinrichtung arbeiten und in der anderen ca. 46 Stunden Schulunterricht an der Fachschule absolvieren. Voraussetzungen für diese und die dreijährige Ausbildungsform sind neben einem qualifizierenden Hauptschulabschluß oder der mittleren Reife entweder eine Berufsausbildung oder eine zweijährige Tätigkeit im erzieherischen, pflegerischen oder hauswirtschaftlichen Bereich. Während der dreijährigen Form arbeiten die Schüler neben dem Unterricht halbtags in einer Behinderteneinrichtung und erhalten geregelte Bezahlung. Neben diesen beiden Ausbildungsformen kann man an dieser Fachschule auch noch eine einjährige Ausbildung in Heilerziehungspflege absolvieren.

Sowohl die Unterrichtsfächer als auch die späteren Tätigkeitsfelder der Heilerziehungspflege sind recht breit gefächert. Aufgabe der Heilerziehungspflege ist es, Behinderte in ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu führen und zu begleiten. Dies kann z.B. in Tagesstätten, heilpädagogischen Heimen, Fachkrankenhäusern oder Wohnheimen für Behinderte geschehen. Fachtheoretische Fächer wie z.B. Pädagogik mit Heilerziehungslehre, Psychologie und Medizin und fachpraktischer Unterricht wie Praxis- und Methodenlehre, Spiel, Werken und Religionspädagogik bereiten auf diese Arbeit vor. In fachpraktischen Übungen besuchen entweder die Lehrer ihre Schüler vor Ort an deren Arbeitsplatz, oder es werden in Kleingruppen von Schülern Probleme aus dem Alltag gemeinsam besprochen. Um möglichst verschiedene Tätigkeitsfelder kennenzulernen, wechseln die Schüler einmal während der Ausbildung die Einrichtung.

Die Schüler in der von mir besuchten Gruppe waren zwischen 22 und 27 Jahren alt und kamen z.T. aus gänzlich anderen Berufen wie Polizist, Elektriker und Soldat. In jedem Herbst gibt es 4 neue Klassen mit insgesamt ca. 100 Plätzen. Die Bewerberzahl liegt allerdings bei 300-350 Interessenten/innen. Die Stellensituation für ausgebildete Heilerziehungspfleger/innen sieht recht gut aus; Fachkräfte in diesem Bereich werden noch gesucht; durch den großen Frauenanteil ist die Fluktuation (Mutterschutz etc.) recht hoch. Die Vergütung entspricht etwa der von Sozialpädagogen, und die Ausbildung kostet 130,- DM im Monat, von denen 100,- DM der Staat oder das Arbeitsamt übernimmt.

Natürlich fragten wir auch nach der religiösen Motivation der Schüler. Religiöses Interesse ist bei vielen vorhanden, da einige der Schüler die zusätzliche Belastung einer weiteren religionspädagogischen Qualifikation auf sich nehmen. Jedoch überwiegt die humane bzw. soziale Motivation für diesen Beruf, wie es sich auch in den meisten anderen Ausbildungen im Diakoniewerk abzeichnete.

Es gäbe noch viel zu berichten über diesen Vormittag und die vielen Informationen, die wir dort erhalten haben, aber an dieser Stelle vielleicht nur so viel: Es lohnt sich auf jeden Fall, neben dem so theoretischen Studium auch mal in mehr praxisorientierte Ausbildungen hineinzuschnuppern und das gerade auch in der Diakonie, welche schließlich direkt am und mit Menschen arbeitet.

Tanja Raack

### **Fachschule für Diätassistenten/innen**

1992 wurde die Fachschule für Diätassistenten/innen gegründet. Sie steht in der Tradition der ersten Schule, die 1865 in Neuendettelsau gegründet worden war: War das damals eine Schule für Hauswirtschaft, so ist die neue Schule auf den gewandelten Bedarf im Bereich einer hauswirtschaftlichen Ausbildung hin orientiert. Der Beruf der Diätassistentin/des Diätassistenten gehört zu den Medizinern.

Die Ausbildung zur Diätassistentin/zum Diätassistenten dauert drei Jahre. Dabei erhalten die Schüler/innen im 1. und 3. Ausbildungsjahr theoretischen und praktischen Unterricht. Auf dem Stundenplan stehen Fächer wie Berufs- und Staatskunde, Datenverarbeitung, Krankenhausbetriebslehre, Anatomie, Allgemeine und Spezielle Krankheitslehre, Koch- und Küchentechnik, Diät- und Ernährungsberatung und viele andere mehr. Außerdem auch das Fach „Ethik“, denn wie alle, die einen medizinischen Beruf erlernen, müssen sich auch Diätassistenten/-innen mit den Grenzsituationen des Lebens auseinandersetzen. Der praktische Unterricht während des 1. und 3. Jahres findet in der Lehrküche des Unterrichtsgebäudes statt. Die praktische Ausbildung dagegen erfolgt im 2. Ausbildungsjahr, dem Praktikumsjahr, in einer stationären Einrichtung.

Der Besuch dieser Schule war ein kulinarisches Vergnügen, war mein Besuch doch zuvor angekündigt worden. Schon im Gespräch mit der Schulleiterin wurde mir gesagt, daß etwas für mich vorbereitet sei, wenn ich im Laufe des Vormittages den praktischen Unterricht besuchen würde. Die Vorfreude war berechtigt.

Die Schulleiterin berichtete mir von der geschichtlichen Entwicklung dieses Ausbildungsganges: aus der Schule für Hauswirtschaft (gegr. 1865) wurde Anfang der 20er Jahre eine Frauenfachschule, in der sog. „höhere Töchter“ auf ihre Arbeit im Haushalt vorbereitet wurden, v.a. in Fragen der Haushaltsführung, des Kochens, der Hygiene und der Behandlung leichter Erkrankungen. Daraus entstanden im Laufe der Jahre eine Fachakademie für Hauswirtschaft und eine Schule für eine hauswirtschaftliche Ausbildung sowie nunmehr die Berufsfachschule für Diätassistenten/innen. Auf meine Nachfrage nach den Berufschancen erklärte mir die

Direktorin, daß die jungen Frauen und – in einem noch sehr kleinen, aber wachsenden Anteil – Männer gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt hätten. Die Schule habe einen sehr guten Ruf. Eine Einschätzung, die auch die Schüler/innen im Gespräch später teilten. Herrschte in dieser Frage noch Übereinstimmung zwischen der Schulleiterin und den jungen Männern und Frauen, so gingen die Meinungen darüber auseinander, wie attraktiv dieser Beruf sei. Dies wurde besonders deutlich beim Unterrichtsbesuch in der 3. Klasse. Die Schüler/innen erarbeiteten eine Stellenbeschreibung unter Anleitung der Lehrerin. Die Frustration der Schüler/innen, die auf ihre Erfahrungen während ihres Praktikumsjahres zurückblicken konnten, war nicht zu überhören. Denn in der gegenwärtigen Arbeitsmarktlandschaft finden sich nahezu ausschließlich Stellen, die häufig reine Küchenarbeit bedeuten. Die Beratungstätigkeit ist zum großen Teil dem Gesundheitsstrukturgesetz und dem allgemeinen Sparen zum Opfer gefallen. Aber die Ausbildung zur Diätassistentin/zum Diätassistenten ist sehr vielfältig und anspruchsvoll, so daß viele spätere Einsatzgebiete die Absolventen/innen unterfordern: Auch wenn der Einsatz in der Küche natürlich sehr verantwortungsvoll sein kann, je nach konkretem Arbeitsplatz, aber eben nicht muß.

Diese Fragen an die Themen Küche und Zukunft hielten die Gruppe des 1. Ausbildungsjahres aber nicht davon ab, mit großem Interesse und Engagement und gutem, wohlschmeckendem Erfolg in der Küche Speisen der leichten Vollkost herzustellen. Hierzu wurde die Klasse geteilt, so daß je 10 Schüler/innen innerhalb dieses Vormittags im Wechsel theoretischen und praktischen Unterricht erhielten. Ich war Besucherin der Küche. Jede Schülerin/jeder Schüler durfte sich ein Gericht im Rahmen einer Vorschlagsliste der Lehrerin aussuchen, das sie/er kochen wollte, so daß beim gemeinsamen Essen zum Abschluß der Unterrichtseinheit jede/jeder von allem probieren konnte und sollte. Hier wurden dann auch Verbesserungsvorschläge ausgetauscht: hier ein wenig mehr Salz, dort ein Hinweis zum Soßebinden. Während des Kochens kam ich mit mehreren Schüler/innen ins Gespräch. Im großen und ganzen schienen sie alle mit der Ausbildung zufrieden zu sein. Mehrfach wurde auch der gute und freundliche Umgang vor allem zwischen Lehrenden und Lernenden hervorgehoben, für den sie offensichtlich auch bereit waren, von zu Hause wegzuziehen und zumindest unter der Woche in Neuendettelsau zu leben. Beides Dinge, die ihnen zumindest zum Teil nicht ganz leicht zu fallen schienen. Aber die Ausbildung in Neuendettelsau scheint es ihnen wert zu sein.

Insgesamt war es ein sehr interessanter Vormittag, an dem ich einen kleinen Einblick in die vielfältige und interessante Ausbildung zur Diätassistentin erhielt.

Dorothee Speck

### **Bericht zum Besuch der Laurentius-Realschule Neuendettelsau**

Die Laurentius-Realschule ist eine evangelische Schule in Trägerschaft des Evangelisch-Lutherischen Diakoniewerks Neuendettelsau. Der religiöse Charakter der Schule zeigt sich zum einen in der Bemühung um einen Umgang miteinander, der von gegenseitiger Achtung und von Menschlichkeit geprägt ist, zum anderen in häufigen regelmäßigen Andachten (einmal wöchentlich für alle in der Kirche, jeden Morgen in der Klasse). Da es weitere Realschulen in der näheren Umgebung gibt, braucht niemand die evangelische Schule zu besuchen, der dies nicht will.

Wie alle Realschulen in Bayern bietet diese Schule die Klassenstufen 7-10 an und schließt mit einer zentral gestellten Prüfung ab. Nach Klasse 7 müssen sich die Schülerinnen und Schüler für eine Fächergruppe entscheiden, z.B. Sozialwesen. Dieser Zweig hat in Neuendettelsau Tradition und soll trotz einer geplanten Neuordnung der Fächergruppen durch das Kultusministerium hier bestehen bleiben. Im Fach Sozialwesen sowie in weiteren Fächern (z.B. Erziehungskunde, Sozialkunde, Wirtschafts- und Rechtslehre, Rechnungswesen, Religionslehre) finden sich laut Lehrplan Inhalte wie z.B. aus Überzeugung helfen, Sozialstaat, Behinderung, gesellschaftliche Vorgänge, soziale Marktwirtschaft, Sozialversicherung, Finanzierungsmöglichkeiten..., mit denen auch wir in der Diakoniewissenschaft zu tun haben. Praxisbezug und fächerverbindendes Arbeiten sind an dieser Schule selbstverständlich. Z.B. werden im Religionsunterricht die Anliegen von Wichern und Löhe auf ihre heutige Umsetzung hin befragt sowie Erfahrungen der Sozialwesenpraktika gemeinsam reflektiert. Handlungsorientierung ist ein wichtiges didaktisches Prinzip und kommt natürlich auch bei Projekten zum Thema Diakonie zum Tragen.

Beim Besuch im Religionsunterricht einer Kl.7 konnte ich mitverfolgen, wie den Schülerinnen und Schülern die diesjährige Jahreslosung nahegebracht wurde (Unterrichtsgespräch, Partnerarbeit, ausdrucksvolle Schriftgestaltung). Hier wurde für mich exemplarisch das Anliegen der Schule deutlich, Sinnbezug und Sozialbezug in einer gemeinsamen Perspektive zur Sprache zu bringen und in den Schulalltag einzubinden. Darin besteht nach Pfr. Meister, Abteilungsleiter Jugend und Schule, der gesellschaftsdiakonische Auftrag der evangelischen Schulen.

Tobias Stähler

### Das Laurentius-Gymnasium

Nur wenige Schritte, vorbei an der Laurentiuskirche, und man kommt von der besinnlichen und ruhigen Welt des Diakonissenhauses in eine ganz andere, die laute und lebensfrohe Welt der Schule, genauer des Laurentius-Gymnasiums. Einen Vormittag hatten wir (Frau Dr. Renate Zitt und ich) die Gelegenheit, das spezifisch Diakonische dieser Schule zu erfragen und zu erfahren. Sicherlich waren wir anfangs skeptisch und fragten uns, wie dieser diakonische Auftrag in der Schule aussieht, wie er umzusetzen versucht wird und wie die Schüler ihn annehmen. Gibt es hier vielleicht die Schüler, die sich nach einer Schlägerei selber verarztet à la barmherziger Samariter, oder gibt es das gar nicht, Schlägereien an einem Gymnasium in diakonischer Trägerschaft? Nun, hierauf bedarf es wohl keiner Antwort.

Ist das Laurentius-Gymnasium dann doch eine ganz normale Schule?

In einem sehr intensiven Gespräch, für das sich der Rektor Dr. Gerhard Pfeiffer viel Zeit nahm, erfuhren wir, was diese Schule von anderen unterscheidet. Seit dem Schuljahr 96/97 wird mit zwei weiteren sozialpraktischen Schulen in Bayern ein Schulversuch durchgeführt, der das Fach „Sozialwissenschaftliche Grundbildung“, das ursprünglich nur in der 11. Klasse unterrichtet wurde, auf drei Jahre ausdehnt (9. bis 11. Klasse).

Der Entschluß dieser Schule, bei dem Versuch mitzumachen, zeigt sehr deutlich ihr Anliegen, nämlich sozialen und ethischen Fragen einen größeren Raum zu geben, als es vielleicht so manche staatliche Schule tun würde und vielleicht auch könnte.

Das Neuendettelsauer Gymnasium hat gegenüber den staatlichen Schulen ein großes Privileg, es ist bei der Anstellung von Lehrpersonal autonom. Nicht das Zehntel der Examensnote entscheidet über eine Anstellung, sondern es wird durch ein Gespräch entschieden, ob sich ein Lehrer/eine Lehrerin für das pädagogische Konzept dieser Schule eignet.

Was ist nun das diakonisch-pädagogische Konzept? Dr. Pfeiffer betont, daß es nicht Sinn der Schule sei, ein Curriculum mit diakonischen Themen anzubieten. Vielmehr solle dem Schüler/der Schülerin auf sensible Art gezeigt werden, was Diakonie bedeutet. Selbstverständlich ist das nicht nur die Aufgabe des Religionslehrers/der Religionslehrerin, sondern des ganzen Lehrpersonals durch fächerübergreifenden Unterricht und auch durch ihre Vorbildfunktion.

Da Lehrer/innen in ihrer Ausbildung jedoch in diese Richtung nicht geschult worden sind, bietet das Laurentius-Gymnasium ein Fortbildungsprogramm („Dritte Phase der Lehrerausbildung“) für Lehrer/innen an. Während die erste und zweite

Phase der Lehrer/innenausbildung nur für den Unterricht an staatlichen Schulen ausgebildet, geht es in der „dritten Phase der Lehrerausbildung“ um die Ausbildung für den Unterricht an kirchlichen Schulen. Um an dem Fortbildungsgang teilzunehmen, werden 5 Lehrkräfte pro Woche 3 Stunden vom Unterricht befreit.

Die Schulglocke zur 4. Stunde beendete die Informationsrunde, und nun konnten wir in zwei Klassen auf sehr eindrückliche Weise miterleben, wie die praktische Umsetzung im Unterricht erfolgt.

Das Thema der sozialen Grundbildungsstunde in Klasse 11 war ‚Behinderung‘. Durch Versuche, die die Schüler/innen durchführten, konnten sie selber erfahren, wie man sich mit einer Behinderung fühlt, und lernten, wie man mit Behinderten umgehen soll. Den richtigen Umgang mit Behinderung hatten die Fünftklässler, bei denen wir in einer Deutschstunde hospitierten, dagegen schon längst gelernt. Daß der sehbehinderte Junge beim Lesen der Lektüre seinen Platz wechseln mußte, um sich vor ein Leservergrößerungsgerät zu setzen, war für seine Mitschüler selbstverständlich. Wahrscheinlich hatten sie begriffen, daß Behinderung erst zur Behinderung wird, wenn man mit ihr falsch umgeht; eben das, was die Klasse 11 auf eine andere Art auch gelernt hat.

Ja, das scheint mir sensibel vermittelte Diakonie zu sein, nicht nur fächerübergreifend, sondern auch klassenübergreifend.

Das Laurentius-Gymnasium ist eben doch nicht eine ganz normale Schule.

Daniela Jäkle

### Berufsfachschule für Kinderpflege/Berufsfachschule für Sozialpflege

Im Laurentius-Schulzentrum des Diakoniewerks bieten zwei Schulen eine Ausbildungsmöglichkeit für Hauptschüler, die einen sozialen Beruf ergreifen möchten: Die Berufsfachschule für Kinderpflege und die Berufsfachschule für Sozialpflege. Beide befinden sich in demselben Gebäude und werden von Herrn StD. Jens-Paul Rabe geleitet. Schulgeld wird nicht erhoben, und es besteht die Möglichkeit einer Unterbringung im Internat oder Wohnheim. Die Ausbildung dauert je zwei Jahre im Vollzeitunterricht, beinhaltet Praktika und führt zum/zur staatlich geprüften Kinderpfleger/in bzw. zum/zur staatlich geprüften Sozialbetreuer/in. Letztere arbeiten in der Regel in Altenheimen, Sozialstationen oder Behinderteneinrichtungen, während sich das Berufsfeld für Kinderpfleger/innen neben Behinderteneinrichtungen auf sozialpädagogische Einrichtungen, Kindergarten/-hort und die Kinderbetreuung in Privathaushalten erstreckt. Um die entsprechenden Qualifikationen erwerben zu können, ist jeweils

ein fachtheoretischer sowie ein fachpraktischer Lernbereich eingerichtet. Für die Sozialbetreuer/-innen umfaßt dabei die Theorie „Sozialpflegerische Fachkunde“, „Gesundheits- und Krankheitslehre“, „Berufs- und Rechtskunde“ sowie „Wirtschaftslehre mit Fachrechnen“. Auf die Praxis beziehen sich die Fächer „Methodische Übungen Sozialpflege“, „Methodische Übungen Hauswirtschaft“, „Nahrungszubereitung“, „Haus- und Textilpflege“, „Gymnastik“, „Gestaltung und Beschäftigung“. Bei den Kinderpflegerinnen/-pflegern gliedert sich der fachtheoretische Lernbereich in „Erziehungslehre“, „Gesundheitslehre und Gesundheitserziehung“, „Berufs- und Rechtskunde“ sowie „Wirtschaftslehre mit Fachrechnen“. Im fachpraktischen Unterricht werden Kenntnisse in „Praxis- und Methodenlehre der Sozialpädagogik“, „Praxis- und Methodenlehre Hauswirtschaft“, „Säuglings- und Kinderkrankenpflege“, „Musik und Musikerziehung“, „Kunst und Werkerziehung“, „Bewegungserziehung“, „Nahrungszubereitung“ und „Haus- und Textilpflege“ vermittelt. Daneben gibt es für beide Ausbildungszweige den allgemeinbildenden Lernbereich mit „Religionslehre“, „Deutsch“, „Sozialkunde“ und „Sport“. Durch die Wahlfächer „Englisch“, „Mathematik“, „Instrumentalunterricht“ und (nur für Kinderpfleger/innen) „Darstellendes Spiel“ wird das Bildungsangebot ergänzt. Wenn eine Schülerin oder ein Schüler Englisch gewählt und mindestens mit „befriedigend“ abgeschlossen hat, wird ein Zeugnis über den mittleren Schulabschluß ausgestellt, sofern der Gesamtnotendurchschnitt nicht schlechter als 2,50 ist. Beide Ausbildungszweige bieten auch Weiterbildungsmöglichkeiten, z.B. in der Berufsfachschule für Kranken- und Kinderkrankenpflege, den Fachschulen für Familien- bzw. Heilerziehungspflege oder der Fachakademie für Sozialpädagogik.

Am Freitagvormittag hatten wir die Gelegenheit, in der Klasse der Kinderpfleger/innen an einer Unterrichtsstunde in „Praxis- und Methodenlehre der Sozialpädagogik“ teilzunehmen. Die Lehrerin leitete die Auszubildenden anschaulich zu einer Sinnesübung zum „Schmecken“ an. Anhand von mitgebrachten Lebensmitteln, die man z.B. durch Riechen oder Probieren erkennen sollte, wurde besprochen, wie man Kindern die Sensibilität ihrer Zunge oder Nase bewußt machen kann. Außerdem wurde überlegt, daß man mit ihnen beispielsweise über Verwendung und Gesundheitswert einzelner Nahrungsmittel ins Gespräch kommen könnte. Was in der Gruppe erarbeitet wird, sollen die Schülerinnen und Schüler an ihrem wöchentlichen Praxistag im Kindergarten umsetzen, an dem sie hin und wieder von ihrer Lehrerin besucht werden. Diese erklärte uns in einem Nachgespräch auch, daß zum Unterrichtsziel u.a. gehört, die Auszubildenden für Selbstbeobachtungen sensibel zu machen und ihre Aufmerksamkeit für Interpretationsspielräume und relative Wahrnehmungen zu fördern.

In dieser interessanten Unterhaltung, für die sich auch der Rektor Zeit genommen hatte, erfuhren wir ferner, daß Kinderpfleger/innen, die ursprünglich in Familien eingesetzt wurden, ziemlich gute Berufschancen haben, da sie inzwischen gern für Kindergärten als zweite billigere Kraft neben einer Erzieherin oder einem Erzieher eingestellt werden.

Daß die Neuendettelsauer Berufsfachschule für Kinderpflege und die Berufsfachschule für Sozialpflege in evangelischer Trägerschaft stehen, äußert sich einerseits durch das christliche Menschenbild, das dem Umgang der Lehrkräfte mit den Auszubildenden zugrundeliegt und diesen für ihr eigenes Verhalten im Beruf vermittelt werden soll. Dabei wird versucht, ein Klima wechselseitigen Vertrauens herzustellen und in jedem Menschen die Gottebenbildlichkeit zu erkennen, zu der er geschaffen ist. Das christliche Profil der Schule wird andererseits auch durch religiöse Angebote wie Morgenandachten, kurze Besinnungen im Schulalltag und Jahreszeitengottesdienste erfahrbar.

Hannes Jäkle

#### **Der neu eingerichtete Studiengang Pflegemanagement als dritter Fachbereich der Ev. Fachhochschule Nürnberg**

An den ersten beiden Tagen unseres Besuchs in Neuendettelsau konnten wir schon manches über den neuen Studiengang erfahren - vor allem durch den Besuch einer Lehrveranstaltung sowie durch das anschließende Gespräch mit den Pflegestudierenden selbst. Am letzten Tag hatten wir dann die Gelegenheit, an der Eröffnungsfeier des Studiengangs Pflegemanagement teilzunehmen. Den Anfang der Feier bildete ein Gottesdienst in der Neuendettelsauer Laurentiuskirche mit der Einführung der Gründungsprofessorin Pfarrerin Dr. Barbara Städtler-Mach. Anschließend fand ein Festakt im Luthersaal des Evangelisch-Lutherischen Diakoniewerks statt, der auf ganz verschiedene Weise die Möglichkeit bot, sich über den neuen Studiengang und dessen Umfeld zu informieren. Auf dem Programm standen zahlreiche Grußworte, die Darstellung der Ziele und Inhalte des Studiengangs Pflegemanagement durch Prof. i.K. Dr. Barbara Städtler-Mach, die Darstellung des Studiengangs aus der Sicht zweier Pflegestudierender, der Festvortrag von Prof. Hilde-Dore Abermeth zu dem Thema „Pflege im Aufbruch - Braucht Pflege Wissenschaftlichkeit“ und die Begegnung am Buffet.

*a) Geschichte, Aufbau und Ziele des Studiengangs*  
Die Überlegungen, einen pflegewissenschaftlichen Studiengang einzurichten, reichen bis Ende der 80er Jahre zurück. Anlaß zu derartigen Überlegungen waren der Wandel im Profil der Pflegeberufe (Pflegeberufe auf dem Weg in die Professionalisie-

rung und Akademisierung) und die christliche Verantwortung bei anthropologischen und ethischen Fragestellungen im Pflegeberuf.

Nach vielen Jahren des Nachdenkens, Planens und Verhandeln gelang es schließlich, den Studiengang Pflegemanagement als dritten Fachbereich der Ev. Fachhochschule Nürnberg zum Wintersemester 1996/97 in Neuendettelsau einzurichten – einem Ort mit vielfältiger Pflege-tradition und mit der Möglichkeit, den Studiengang Pflegemanagement durch enge Kontakte zur Augustana-Hochschule und zum Diakoniewerk zu bereichern. Zwischenzeitlich wurde der neue Studiengang direkt an der Ev. Fachhochschule in Nürnberg angesiedelt.

Ziel des Studiengangs ist es, die Fähigkeiten zur Leitung einer Pflegeeinrichtung der verschiedenen Bereiche und zur Führung der Mitarbeitenden des Pflegebereichs zu vermitteln.

Das Studium dauert acht Semester und wird mit einem Diplom abgeschlossen. Im Grundstudium (1. bis 3. Semester) werden theoretische Kenntnisse erworben. Die ersten beiden Semester des Hauptstudiums (4. und 5. Semester) werden als Praxissemester durchgeführt, d. h. die Studierenden üben für je ein Semester in einer Pflegeeinrichtung die Anwendung ihrer theoretischen Kenntnisse. Das 6. bis 8. Semester dient der Weiterführung der Grundlagenfächer sowie der Vertiefung der durch die Wahl der Praxiseinsätze getroffenen Studienschwerpunkte.

Der Studieninhalt ist in drei Bereiche aufgeteilt: Allgemeine Grundlagen der Pflege/Menschenbild; Pflegewissenschaftliche Grundlagen; Pflegerisches Handeln/Pflegemanagement. Dabei ergänzen sich die Studienbereiche gegenseitig, sie sind interdisziplinär verknüpft.

Die Zulassungsvoraussetzungen des Studiums sind relativ hoch:

(1) Nachweis der Hochschulreife oder Fachhochschulreife; (2) Berufsabschluß in einer der folgenden Pflegerichtungen: Krankenpflege, Kinderkrankenpflege, Altenpflege, Heilerziehungspflege oder Hebammenwesen; (3) Berufspraxis von mindestens zwei Jahren in dem erlernten Pflegeberuf.

Daneben wird als persönliche Voraussetzung die Bereitschaft erwartet, Fragen des Pflegeberufes und der Leitung von Pflegeeinrichtungen auf wissenschaftlichem Niveau nachzugehen sowie sich anthropologischen und ethischen Fragestellungen im Pflegeberuf zu stellen.

*b) Die Pflegestudierenden des ersten Semesters*  
24 Frauen und 7 Männer bilden die erste Studierendengruppe des neuen Studiengangs. Sie kommen aus den unterschiedlichen Pflegebereichen, ein großer Teil jedoch aus der Krankenpflege (19 Personen). Als Motive für die Aufnahme des Studiums wurden vor allem zwei Punkte genannt. Zum einen soll das Selbstbewußtsein des Pflegepersonals durch eine fachlich fundierte Ausbildung gestärkt

werden. Zum anderen geht es den Pflegestudierenden jedoch auch darum, für die eventuelle Ausübung einer Leitungsfunktion im Pflegedienstbereich organisatorische und fachliche Kompetenzen zu erwerben.

Die interdisziplinäre Struktur des Studiums sowie die Zusammenarbeit mit dem Diakoniewerk und der Augustana-Hochschule wurde von den Studierenden sehr begrüßt. Ungefähr ein Drittel der Studierenden des Studiengangs Pflegemanagement besuchte zusätzliche Veranstaltungen an der Augustana-Hochschule.

Aufgrund der hohen Einstiegsvoraussetzungen ist das Studium für die meisten mit großen Einschränkungen verbunden. Fast alle sind schon räumlich gebunden - oft mit Familie - und nehmen häufig weite Anfahrtswege in Kauf. Zudem üben die meisten ihren Beruf während des Studiums weiterhin aus, um sich finanzieren zu können und um in der Praxis zu bleiben.

*c) Der Studiengang ist noch im Aufbau begriffen*

Da der Studiengang zum Wintersemester 1996/97 eröffnet wurde, sind noch nicht alle Einzelheiten geregelt. In manchen Bereichen gibt es durchaus noch Gestaltungsspielräume.

So stehen z.B. noch einige Dozentenberufungen aus, sobald die ersten Pflegestudierenden ins zweite, dritte und vierte Studienjahr kommen. Zudem können die Details der Veranstaltungen, die im zweiten bis vierten Studienjahr angeboten werden sollen, noch festgelegt werden.

Noch unklar ist schließlich, ob für das vierte und fünfte Semester ausreichend Praxisplätze gefunden werden können, an denen die praktische Umsetzung der theoretischen Kenntnisse geübt werden kann. Es bleibt zu hoffen, daß sich viele Einrichtungen für die im Studiengang Pflegemanagement angebotene Weiterqualifizierung von Mitarbeitenden im Pflegebereich interessiert zeigen und solche Praxisplätze einrichten.

Dirk Jonas

### **Pflege im Aufbruch – Zusammenfassung des Festvortrags von Frau Prof. Hilde-Dore Abermeth**

Im Rahmen der Eröffnungsfeier des Studiengangs Pflegemanagement am 11. Januar 1997 hielt Frau Prof. Hilde-Dore Abermeth, Zehlendorfer Diakonieschwester und Professorin für Pflegewissenschaft an der Evangelischen Fachhochschule Berlin, den Festvortrag zum Thema „Pflege und Pflegeberuf(e) im Aufbruch oder: Braucht Pflege Wissenschaftlichkeit?“. Dieser Festvortrag wird im folgenden Bericht nachgezeichnet.

In fast jedem Bundesland gibt es mittlerweile an Universitäten oder Fachhochschulen pflegewissen-

schaftliche Studiengänge. Pflege hat sich entwickelt! Dabei blieb eine grundlegende Neubesinnung und Umorientierung in Sachen Pflege nicht aus. Pflege und Pflegeberuf haben in der Bundesrepublik Deutschland in den letzten zehn Jahren eine dynamische Entwicklung hinter, aber noch viel mehr auch vor sich. Anfragen und Unsicherheiten aus dem gesellschaftlichen Umfeld, aber auch aus den eigenen Reihen der Pflegenden selbst bleiben nicht aus: Vergrößert eine theorieorientierte Entwicklung nicht den Graben zwischen Theorie und Praxis? Wird Pflege als wissenschaftlich grundlegende Profession nicht unbezahlbar sein? Sollte sich Pflege nicht wie früher als Dienst am Nächsten verstehen? Im Mittelpunkt aller Überlegungen steht nach Abermeth die berechtigte Frage, ob der Pflege der Sprung in die Wissenschaftlichkeit gelingen wird, um welchen Preis und mit welchem Ergebnis.

Auf die von ihr eingangs gestellte Frage „Pflege – was ist das eigentlich?“ charakterisiert Abermeth: Pflege ist ein uraltes und zugleich ewig junges Thema, eine Selbstverständlichkeit, ohne die niemand leben kann, die jeder in Anspruch nimmt. Pflege ist etwas zutiefst Menschliches. Vom Wortstamm meint sie nichts anderes als umsorgen, betreuen, beistehen, erziehen. Pflege bestimmt das Leben in Gesundheit und Krankheit, in allen Lebensphasen und -verhältnissen. Sie war und ist Dienst am Menschen und ihrem Wesen nach auf Ganzheitlichkeit ausgerichtet. Interessant die Formulierung, daß Pflege zugleich Wissenschaft und Kunst sei: Jene beschäftigt sich mit empirisch Erfäßbarem, diese mit menschlicher Wahrnehmung, mit Empfindlichkeit und Herzlichkeit.

Im folgenden gliederte Abermeth ihren Vortrag in drei Teile – Pflege und Pflegeberuf *gestern*, *heute* und *morgen* –, um an einzelnen Veränderungen exemplarisch die Folgerichtigkeit der beruflichen Entwicklung der Pflege aufzuzeigen.

#### *Pflege und Pflegeberuf, was sie gestern waren*

Pflege als Beruf ist erst gut 100 Jahre alt. Insbesondere Mütter und Hausfrauen mußten sie beherrschen. Pflege war selbstverständlich und wurde deshalb im häuslichen und später im Krankenhausbereich nicht so sehr als Beruf, sondern eher als Dienst am Nächsten um Gottes Willen hoch geachtet. Zunehmend war die berufliche Pflege dann funktional, arzt- und betriebsorientiert, dabei ganzheitlich auf den leidenden Menschen und das Dasein für ihn bezogen. Daran hat sich bis nach dem Zweiten Weltkrieg im wesentlichen nichts geändert. Aus heutiger Sicht, so Abermeth, geschah Pflege „unreflektiert, unkontrolliert, unsystematisch, unwissenschaftlich, unprofessionell“, dies wurde aber auch nicht von ihr erwartet, Pflege wurde als Liebesdienst, als Dienst der Barmherzigkeit, als Anwaltschaft für die Kranken verstanden.

#### *Pflege und Pflegeberuf, was sie heute sind*

Die Situation heute hat sich gerade in den letzten zehn Jahren atemberaubend verändert. Drei Aspekte hob Abermeth mit Rückgriff auf die Vergangenheit exemplarisch hervor. Zum einen die Entwicklung hin zu einem anspruchsvollen und anerkannten Ausbildungsberuf. Als zweites die Orientierung weg vom Verständnis eines medizinischen Hilfsberufs hin zu einem eigenständigen Beruf, der Inhalte und Ziele selbst entwickelt und verantwortet. Gerade hieraus sei die Forderung erwachsen, Pflege auf Hochschulniveau zu studieren und zu praktizieren. Dazu gehört notwendigerweise auch eine Definition von Pflege im Unterscheidung zur Medizin, die nach dem heutigen Stand laut Abermeth wie folgt beschrieben werden kann: „Pflege orientiert sich mit ihrem Betreuungsangebot primär an den *Hilfsbedürftigkeiten* des Menschen im Zusammenhang mit Gesundheitsproblemen. ... Die Medizin orientiert sich dagegen an den *Behandlungsbedürftigkeiten* des Patienten. ... Die Pflege richtet sich an den *Menschen* in seiner Krankheit, die Medizin an die *Krankheit* des Menschen.“ Zur Beschreibung der Situation heute hob Abermeth zuletzt die sich ergebenden Veränderungen in Hinblick auf Pflegedokumentation und Pflegequalität hervor sowie die Tatsache, daß die Pflegenden nicht mehr *für* den Kranken denken und handeln, sondern *mit* ihm. Abermeth fragt, ob die heutige Pflegegeneration aufgrund ihrer zeitgemäßen Fachkenntnisse, die sie der vorigen Generation voraus hat, besser weiß, was dem Menschen guttut: „Sie könnte es besser wissen ... Ob sie mit diesem besseren Wissen besser oder wenigstens genauso gut pflegen kann wie die Generation vor ihr, das wird die Zukunft zeigen.“

Der Lernprozeß der heutigen Pflegegeneration, so Abermeth, ist bei weitem noch nicht abgeschlossen. Verweigert sie sich, würde sie den gewünschten Anschluß an die Professionalisierung verpassen, die berufliche Eigenständigkeit nicht durchsetzen und wieder zum Hilfsberuf werden.

#### *Pflege und Pflegeberuf, was sie morgen sein werden*

Abermeth beendete ihren Vortrag mit einer „vorsichtigen Zukunftsschau“ in Form von sechs Thesen, die hier stark zusammengefaßt wiedergegeben werden. Dabei beziehen sich die ersten drei Thesen auf die Frage, wie sich der *Pflegeberuf* in Zukunft darstellen wird:

1. Der Pflegeberuf als Gesundheitsberuf erbringt heute eine öffentlich anerkannte Leistung im Gesundheitswesen, doch besteht noch Definitionsbedarf darüber, was spezifisch unter „Pflege“ zu verstehen ist. Und es besteht Bedarf an begründetem Pflegewissen, das sich der Öffentlichkeit präsentieren kann.
2. Die Pflege forscht in eigener Sache.

3. Der Pflegeberuf ist auf dem Weg in die Professionalisierung. Dabei braucht er eine berufsspezifische Ausbildung, Aufgaben, die ihm vorbehalten sind, ein systematisch entwickeltes Pflegewissen und eine theoriegeleitete Praxis, weitgehende Autonomie aufgrund öffentlicher Anerkennung, eine berufsspezifische Ethik sowie Solidarität und Offenheit für unterschiedliche Wege und Ziele als auch die wohlwollende oder zumindest gesprächsbereite Begleitung von Kirche, Politik und Gesellschaft.

Die folgenden drei Thesen, die sich der Frage stellen, was *Pflege* ihrem Wesen nach in Zukunft sein wird, sind nach Abermeth vergleichsweise schwieriger zu formulieren:

1. Gegenstand der Pflege ist der Mensch. Das gilt auch für andere Disziplinen (Biologie, Pädagogik, Soziologie u.v.a.m.), jedoch in einer je spezifischen Sicht des Menschen. Die Pflege sieht den Menschen individuell im Umgang mit seinen Gesundheitsproblemen (Hilfsbedürftigkeiten).

2. Pflege ist so alt wie die Menschheit, sie ist etwas zutiefst Menschliches. Neben den Veränderungen bleibt die Frage, was gültig bleibt. Für das auch heute noch Gültige ist Abermeth wichtig, daß Pflege sich ihrem *Wesen* nach nicht verändert hat. Pflege ist nach wie vor Dienst des Menschen am Menschen, ob aus christlichen oder anderen Motiven heraus geleistet und auf Ganzheitlichkeit ausgerichtet, auch wenn wir heute unter „Dienst“ etwas anderes verstehen, als Menschen früher, da wir in je unterschiedliche, jeweils aktuelle gesellschaftliche, politische und kulturelle Entwicklungen eingebunden sind.

3. Pflege ist der schönste Beruf der Welt. Pflege war früher überschaubar und für die Pflegenden aus dem Gedanken der Nächstenliebe heraus sinngebend; Pflege, Betreuung und Begleitung waren Lebensinhalt. Wenn die heutige Pflegegeneration ihre Ziele formuliert, wird deutlich: Pflege braucht Wissenschaftlichkeit. Wer seine Quellen erforschen will, der muß zunächst den Weg suchen und studieren, der zu ihnen führt. Pflegepraxis muß theoretisch begriffen werden, um zu wissen und zu begründen, was erhalten bleiben kann und was verändert werden muß, um eigenverantwortlich gestaltend wirken zu können. Wenn in der Pflege heute die schon formulierten und auch die noch zu formulierenden Ziele Gestalt gewinnen – und so beendete Abermeth ihren Vortrag –, „dann sagen die Pflegenden nach uns vielleicht auch: Pflege ist der schönste Beruf der Welt, weil wir ihn mit zu dem machen konnten, was er heute ist.“

Isa Christofzik-Trott

### **Kamingespräch mit dem früheren DWI-Absolventen Prof. Dr. Richard Riess: Diakoniewissenschaftliche Impulse ziehen sich durch ein Leben**

Am zweiten Abend unserer Exkursion führten wir ein anregendes und ermutigendes Gespräch mit dem früheren DWI-Absolventen Prof. Dr. Riess. Er ist heute Professor der Praktischen Theologie an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau und hat sich dort für den neu eröffneten Studiengang „Pflegemanagement“ engagiert, den er nebenbei in Forschung und Lehre vertritt.

Nach den vielfältigen Eindrücken des Tagesprogrammes war es erstaunlich, mit welcher Aufmerksamkeit und innerer Beteiligung alle Teilnehmer dieser Exkursion das Gespräch am Abend verfolgten. Ich denke, die Beteiligung und Zustimmung, die ich von vielen Seiten im Nachhinein wahrgenommen habe, war in der persönlichen Atmosphäre des Gespräches und den ermutigenden Bestärkungen zu untypischen Wegfindungen von Prof. Riess angelegt. Sie machten uns anschaulich, wie diakoniewissenschaftliche Impulse von einem DWI-Absolventen angenommen wurden und in seinem Leben Ausdruck finden. Dazu möchte ich Teile des Gesprächs wiedergeben.

Herr Prof. Dr. Riess hatte 1958 durch Hinweise von Freunden Kontakt zum DWI bekommen. Zu seinem klassischen Studium der Theologie erlebte er hier eine Bereicherung durch die Integration von wirtschaftlicher, sozialer und therapeutischer Perspektive:

Durch Vorlesungen in Grundprinzipien der Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft und Naturwissenschaft eingeführt, entwickelte er so ein Bewußtsein dafür, sich als Bürger wahrzunehmen, der an diesen Prozessen teil hat.

Auch die soziale Perspektive, die bis dahin für den Theologen „Sache der Sozialarbeiter“ war, verlor ihre dunklen Umrisse in Seminaren zur Sozialgesetzgebung und Exkursionen. Immer wieder fand Prof. Riess für das hohe Engagement und die Begeisterung der Teilnehmer und Lehrenden des Instituts in seinen Erzählungen neuen Ausdruck. – Offensichtlich hat sich diese Atmosphäre über die Jahre erhalten, wie es aus unserer Gruppe zurückhallt.

Etwas später wurde im Curriculum des DWI durch ein Fach wie Sozialmedizin die „therapeutische Schiene“ angelegt. Fragen, wie bestimmte Arbeitsprozesse und Lebensstile sich auf die Gesundheit auswirken, wie Epidemien – z.B. Tuberkulose – sich breit machen, Menschen und Tiere beeinflussen, wurden in Seminaren, Übungen und Vorlesungen an Fallbeispielen erörtert. – An dieser Stelle erfahren wir von seinem damaligen Konflikt, anstelle von Theologie und Diakoniewissenschaft lieber Medizin zu studieren: Ein „ziemliches Konversionsdilemma

hatte sich hier entwickelt“, nicht weil die Theologie uninteressant geworden war, sondern aus dem Bewußtsein, die „Theologie ist doch weiter weg von dem Menschen, von diesen Gesetzmäßigkeiten, diesen Prozessen, und das zu übersetzen kann man nicht nur der Praktischen Theologie und der Ethik überlassen“. Allerdings war das DWI damals mehr historisch, hermeneutisch ausgerichtet, „man wollte Diakonie theologisch aufschlüsseln und apostolisch verankern“. – Wenn auch heute noch viele DWI-Studenten ähnliche Fragen und Prozesse durchmachen, so spricht dies für die bleibende Aktualität dieser Frage – Prof. Riess sieht es heute als einen besonderen Auftrag, die Diakoniewissenschaft in ihrer historischen und hermeneutischen Tiefe zu verstehen, und sie nicht nur als eine Sozialwissenschaft zu betrachten.

Anschließend erzählte er uns, wie ihn das therapeutische Element am DWI so fasziniert und begeistert hatte, daß er das Theologiestudium doch abgeschlossen und anschließend Pastoralpsychologie in Chicago studiert hatte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er zunächst Gemeindepfarrer in München, wo er seine pastoralpsychologischen Kenntnisse durch Engagement in verschiedenen Kliniken erweitern konnte. Zwischenzeitlich arbeitete er noch einmal wissenschaftlich als Assistent in Erlangen und konnte dann seinen therapeutischen Ambitionen mit dem Aufbau eines therapeutischen Instituts in den Frankfurter Universitätskliniken nachgehen, bis er wieder ans Pastorkolleg zurückgerufen wurde.

Prof. Riess schilderte uns seine berufliche Entwicklung als ein Immer-wieder-Aufgreifen und Ausbauen von dem, was für ihn mit der Diakoniewissenschaft begonnen hat. Dabei war die Begegnung mit verschiedenen Leuten ein „kreativer Punkt“.

An diesem Punkt des Gesprächs kommen wir zu dem Stellenwert, den die Diakonie und das DWI seinerzeit an der theologischen Fakultät einnahmen: Anscheinend war die Suche nach einer Konzeption damals zu bemerken. Das Institut hatte zu dieser Zeit einen bestimmten Platz in der Hermeneutik, der von

Theologen, Juristen, Medizinern und auch Krankenschwestern wahrgenommen wurde, die sich des Pionierhaften durchaus bewußt waren. Wir hatten den Eindruck, daß das Thema Diakoniewissenschaft sich seine Leute wählt. „Allein schon, wer sich einen Blick zur Seite leistet, offen ist für Neues, bereit ist, Zeit zu investieren, Liebe, Kraft und Angstschweiß für die Prüfungen investiert“, gehe aus dem üblichen Schema heraus. In der Universität selber war das ein Unicum, das einen schweren Stand zwischen den klassischen Fächern hatte.

Wir wurden ermutigt, Wege zu gehen, die nicht geradlinig sind, und zu den Erfahrungen zu stehen, die sich damit auftun. Professor Riess beschrieb es im Grunde genommen schon als revolutionär, wenn wir im Rahmen des DWI-Studiums Weltbilder, Kompetenzen und Zukunftsbilder hinterfragen, „revolutionär im Sinne von Verändern, Verwandeln und Umsetzen in Strukturen“.

Im gemeinsamen Gespräch postulierten wir die Notwendigkeit der gegenseitigen Ergänzung und Kooperation in der Diakoniewissenschaft, wenn diese ihren Einfluß zur Geltung bringen möchte. Ein großer Bedarf an Vernetzung, gegenseitiger Information und Kommunikation wurde ausgesprochen, um diakoniewissenschaftlich Interessierten die Möglichkeit zu geben, ihr Paradigma zu finden und auszubauen. Das könnte in einer Zeit knapper Haushaltsmittel durch eine Art Baukastensystem stattfinden: verschiedene Informationen, Schwerpunktbereiche an verschiedenen Orten in Anspruch zu nehmen zur Entlastung des einzelnen Instituts. Vorstellbar wäre eine Umsetzung u.a. durch Dozentenaustausch, Blockveranstaltungen und sich ergänzende Weiterbildungsmaßnahmen.

Hier ging unser Gespräch zum neu eröffneten Studiengang „Pflegermanagement“ über und veranschaulichte den Bedarf für ein Miteinander der verschiedenen diakoniewissenschaftlichen Einrichtungen.

So wurde ein Bogen gespannt von den Erfahrungen am DWI vor 40 Jahren hin zu den Aufgaben und Chancen einer diakoniewissenschaftlichen Arbeit in der Zukunft.

## V. Zur Diakonie auf dem Kirchentag in Leipzig

Arnd Götzelmann

**Der Kirchentag als diakonische Großveranstaltung. Exkursion zum 27. Deutschen Evangelischen Kirchentag nach Leipzig vom 18. bis 22. Juni 1997**

Nach der Diakonie auf dem Kirchentag wollte die Exkursion des Sommersemesters fragen, und die Gruppe sollte dabei gleichzeitig am größten deutschen evangelischen Laintreffen in seinen diakoni-

schen und vielfältigen anderen Aspekten partizipieren. Zudem war es nach der Görlitz-Exkursion des DWI im Sommer 1995 wieder einmal an der Zeit, in die Neuen Bundesländer zu fahren und etwas vom dortigen, auch sozialen Klima aufzunehmen.

Wir waren untergebracht in einem leerstehenden Altbaugeschoß des Caritas-Altenpflegeheims St. Gertrud in Engelsdorf direkt am Stadtrand von Leipzig. Aus dem Neubau wurden wir jeden Morgen mit einem üppigen Frühstück versorgt. In dem Altbau war seit September 1931 zunächst ein Kinderheim

für rund einhundert Zöglinge und ein Kindergarten mit 60 Plätzen unter der Leitung der Ordensgemeinschaft der Karmelitinnen untergebracht. Während des zweiten Weltkrieges fungierte das große Haus vorübergehend als Lazarett, um nach Kriegsende wieder zum Kinderheim umfunktioniert zu werden. Es war eine sozial-caritative Einrichtung, die der kleinen katholischen Diasporagemeinde als Kinderheim und Aspirantur in der Zeit der DDR ein wichtiges Zentrum unweit der Pfarrkirche gab. Im Laufe der 1960er Jahre war das Kinderheim staatlichen Unterdrückungsmaßnahmen ausgesetzt. Durch einen administrativ gesetzten Aufnahme-stopp lebten im Jahre 1970 nur noch rund dreißig Kinder dort. Auch die Ordensschwester mußten von ihrem Engelsdorfer Mutterhaus aus Altersgründen zurückgezogen werden. In dieser doppelten Not übernahm im Jahre 1970 die Caritas das Gebäude und richtete in einer frei gewordenen Etage im November 1972 ein Altersheim ein. Durch den weiteren Rückgang der Anzahl von Kindern im Heim wurde das Haus weiter zum Altersheim umfunktioniert und beheimatete 1975 45 alte Menschen. Dadurch, daß die Kapelle des Hauses von der Pfarrgemeinde als Gotteshaus genutzt wurde, hatte die katholische Gemeinde in den 1970er Jahren ein zugleich liturgisches und caritatives Zentrum. Nach der deutschen Einigung entsprach das Gebäude nicht mehr den Altenhilfestandards. So fing man 1992 an, ein neues Altenpflegeheim mit 85 Plätzen zu planen, das Anfang 1997 seiner Funktion übergeben wurde. Der Leiter der neuen Institution, Herr Klaus Mildner, führte uns durch die Räumlichkeiten und zeigte uns etwas von den guten Möglichkeiten dieser gemeinnützigen stationären Altenhilfeeinrichtung der Caritas. Das Haus ist in einen Zentralbereich und in sechs sich anschließende Wohnbereiche in den Seitenflügeln gegliedert, in denen je 15 Heimbewohner einen separaten und überschaubaren Wohnbereich für sich haben. Die Wohnetagen umfassen 48 Einzel- und 21 Doppelzimmer. Sechs Einzelzimmer wurden zu Appartements ausgebaut. Neben einer einladenden Cafeteria im verglasten Eingangsbereich, in der Begegnung von Hausbewohnern und Besuchern entstehen kann, beeindruckt die farbenfroh gestaltete Kapelle als architektonisches Herz des Gebäudes. Die Visionen und die mystische Welt der Heiligen Gertrud werden hier in naiven Wandgemälden gezeigt, die mit biblischen Reminiszenzen angereichert sind. So wird von der Architektur her versucht, dem Caritasheim an zentraler Stelle ein geistliches Gepräge zu geben. Die Kapelle wird von Hausbewohnern und Besuchern, auch von Pfarrgemeindegliedern gut angenommen. Katholische und evangelische Gottesdienste finden hier regelmäßig sonntags statt.

Der Deutsche Evangelische Kirchentag nach dem 2. Weltkrieg hat viele „Definitionen“ erfahren. Er wurde als protestantische Laienbewegung oder

Massenversammlung, als Forum des Protestantismus, als protestantische Wallfahrt oder Bürgerrechtsbewegung tituliert und hat in der umfassenden Kirchentagsstudie von Harald Schroeter die Bezeichnung „vorläufige Kirche“ erhalten. Vorläufig in dem vierfachen Sinne, daß er jederzeit aufhören kann, daß er in Bereiche „vorläuft“, wo sich Christentum und Welt begegnen, daß er für die Kirche eine innovative Reformkraft darstellt und daß er eine prozessuale Gestalt von bekennder Kirche ohne Bekenntnis ist. Unsere These, mit der wir als Exkursionsgruppe an den Kirchentag in Leipzig herangetreten sind, lautete: Kirchentag ist Diakonie in vielen Dimensionen. Zum einen leistet der Kirchentag einen sozial(-kritischen) und Versöhnungsdienst an der Gesellschaft, indem er sich in die sozialen Fragen und Probleme der Zeit mit Dialog und Perspektive einmischt. Zum anderen leistet er einen Dienst an der verfaßten Kirche und hilft ihr, ihren diakonischen Blick zu schärfen und caritativ stärker tätig zu werden. Des weiteren will der Kirchentag arme und reiche, behinderte und nichtbehinderte, westliche und östliche, junge und alte Menschen zusammenbringen, um sie auf diakonische Weise Gemeinschaft werden zu lassen. Schließlich bietet er sowohl in der Auswahl seiner Themen als auch in der Art und Weise, miteinander Gottesdienst zu feiern und alltäglich umzugehen, diakonische Impulse. So zogen wir los, uns in den Kirchentag zu mischen, mit der These, daß er Diakonie sei.

Es lag auf der Hand, die organisierte Diakonie auf dem Kirchentag zu inspizieren, wie sie sich vorfindet als Diakonisches Werk der EKD, als gliedkirchliche Diakonische Werke oder diakonische Fach- bzw. Berufsverbände, als diakonische Vereine und Gruppen, Aktionen und Interessengemeinschaften. Die Diakonie zentrierte sich im wesentlichen auf dem Markt der Möglichkeiten. Hier konnte, wer Augen hatte zu sehen, beobachten, was alles entweder tatsächlich den Diakonischen Werken als Mitglieder angehört und sich sogar teilweise als Diakonie qua corporate design durch das blaue Kronenkreuz und den Diakonie-Schriftzug auszeichnete oder andererseits doch im engeren oder weiteren Sinne als diakonische Initiative zu werten ist. So fand man, angefangen beim „Rasthof Diakonie“ des Diakonischen Werkes der EKD, wie ihn Renate Zitt in ihrem Beitrag beschreibt, über die Selbstdarstellung diakonischer Einrichtungen und Verbände und das breite Angebot an Beratung oder Seelsorge bis hin zu Eine-Welt-Gruppen vielfältige diakonische Formen. Das „Zentrum der Älteren“ gehörte ebenso zur diakonischen Seite des Kirchentages wie das „Begegnungszentrum Hörende – Hörgeschädigte“ und das „Zentrum Beratung und Seelsorge“. Wie sich der Wandel familialer Lebensformen auf dem Markt der Möglichkeiten in diakonischen Angeboten spiegelt, skizziert Rudi Hackner in seiner Glosse. Hans Jürgen Baltus fragt in seinem Beitrag nach

auf dem Markt der Möglichkeiten erkennbaren neuen Aufbrüchen in der diakonischen Altenarbeit. Über eine der bekanntesten Traditionseinrichtungen christlicher Diakonie in Übersee und ihre Präsenz auf dem Markt der Möglichkeiten berichtet Heike Goebel in ihrem Artikel „Albert Schweitzer – Deutscher Hilfsverein für das A.-Schweitzer-Hospital Lambarene e.V. in Frankfurt/M. und Albert-Schweitzer-Komitee e.V. Weimar“. Aktive Kirchentagsdiakonie wurde auch im kleinen geleistet mit Fahrdiensten für gehbehinderte und schwache Menschen, mit Hörgeräten für Schwerhörige, mit Rampen und Hilfen für Rollstuhlfahrer, auch mit Ruhezeiten und dem Kinderbetreuungsangebot in einer Halle des Marktes der Möglichkeiten. Eine Diakonie der Versöhnung vollzog sich auf dem Kirchentag bei dem Gottesdienst, den erstmals süd- und nordkoreanische Christen miteinander gefeiert haben. Persönlich sehr beeindruckt von diesem Ereignis schreiben darüber unsere beiden südkoreanischen Gruppenmitglieder Hong Ju-Min und Kim Han-Ho. Die Bedeutung neuer Formen politischer Liturgie, wie sie in der Leipziger Nikolaikirche ja Tradition haben und für die Wende wirksam wurden, schildert Markus Wild in seinem Beitrag exemplarisch anhand des Politischen Nachtgebets „Gerechtigkeit für die Stadt“ mit dem Leipziger Pfarrer Christian Wolff und dem schwarzen Pastor Jim Wallis aus Washington D.C.

Natürlich läßt sich gerade den vier Themenbereichen, die die Kirchentagslosung „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“ auf bestimmte aktuelle Problem- und Handlungsfelder beziehen, fast durchweg ein diakonisch-sozialer Bezug nachweisen. Schon im ersten Themenbereich „Glaube und Kirche: Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt“ finden sich immer wieder diakonische Anklänge. So wurde auch auf dem Leipziger Kirchentag erlebbar, daß Diakonie vom Tisch der Herrenmahlsgemeinschaft ausgeht. Liturgie und Diakonie gehören zusammen. Das ist dem Beitrag von Silke Funk über die „Reise durch den Gottesdienst“ beim liturgischen Tag „Gottesdienst“ exemplarisch ebenso zu entnehmen wie dem Artikel von A. Fleck über die liturgische Frauenwerkstatt und die feministische Basisfakultät. Über diakonisch-soziale Elemente in der Thomasmesse berichtet Katrin Koch. Fragen ökumenischer Diakonie im Rahmen des konziliaren Prozesses werden im Bericht von Esther Immer und Matthias Hoffmann über den liturgischen Tag „Ökumene – Die Theologie des Lebens“ skizziert. Der zweite Themenbereich „Miteinander leben: Gerechtigkeit erhöht ein Volk“ war geradezu gespickt mit genuin diakonisch-sozialen Themen, die die Diakonischen Werke, Einrichtungen und Initiativen vielfach in ihrer alltäglichen Arbeit bewegen. Das „Forum Migration und Rassismus“ etwa, von dem Katja Kersting berichtet, oder die Abendreihe „Von der realen Not in unserem Land“ drehten sich um zentrale Arbeitsgebiete der Diakonie. Das für viele

Folgeprobleme relevante Thema Arbeitslosigkeit behandelt Steffi Gluth in ihrer Reportage über eine Veranstaltung mit Heiner Geißler, Matthias Greffrath und Ulrich Blum in der Nikolaikirche. Christine Ott stellt in ihrer Zusammenfassung des Referates von Rainer Eppelmann zum Thema „Solidarität und Gerechtigkeit – Grundprinzipien einer zukunftsfähigen Wirtschafts- und Sozialpolitik“ zwei weitere diakonische Grundfragen heraus. Im Themenbereich „Die Eine Welt: Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein“ sammelten sich alle wesentlichen Fragestellungen ökumenischer Diakonie und zwischenkirchlicher Hilfe. Und auch der vierte Themenbereich „Zukunft: Säet Gerechtigkeit und erntet nach dem Maß der Liebe“ mit seinen Kinder- und Familientagen, mit dem liturgischen Tag Albert Schweitzer oder dem Forum Medizin und Bioethik umfaßte Sachgebiete, die die Diakonie immer wieder beschäftigen. Abschließend bedenkt Volker Herrmann die These, der Leipziger Kirchentag sei eine diakonische Kontrastgesellschaft auf Zeit.

Der Kirchentag wurde diakonisch außerordentlich bereichernd ergänzt durch ein Begleitangebot der Franckeschen Stiftungen in Halle. Diese ersten, Ende des 17. Jahrhunderts gegründeten diakonischen Anstalten, die spätere Einrichtungen modellhaft prägten, luden ein zum Tag der offenen Tür mit Führungen durch das Waisenhaus, mit Vorträgen zur Geschichte der Halleschen Diakonie und aktuellen Fragen wie der nach der Zukunft des Religionsunterrichts. Angeboten wurde zudem der Besuch der Ausstellung zur Entwicklung des Schulwesens der Stiftungen, mit Besuchsmöglichkeiten beim Internationalen Zentrum für Pietismusforschung und dem erst vor kurzem eröffneten Zentrum für die Erforschung des Rationalismus, mit Rundgängen durch die Anstalten und kulinarischen Oasen. Allein diesen Traditionsort diakonischer Praxis zu besuchen, war die Reise wert.

Zu unserer Ausgangsthese läßt sich nach dem Besuch des Kirchentags in Leipzig folgendes sagen: Der Kirchentag ist – so wird man präzisieren müssen – latente Diakonie. Überall schlummert diakonischer Geist und soziale Tat. Allein das Wort Diakonie und die Organisation der deutschen Diakonie, nämlich des Diakonischen Werkes, taucht nicht deutlich genug auf. Wenn sich die Diakonie in ihrem „Rasthof“ nicht in einen Winkel des Marktes der Möglichkeiten zurückgezogen und ihr Programm rechtzeitig im Programmbuch des Kirchentages publiziert, ja wenn sie in einer großen Halle einen Themenbereich bestritten und besetzt hätte, dann wäre der Kirchentag im Grunde schnell ein Diakonietag geworden. So wäre alle zwei Jahre Diakoniekirchentag, und ein eigener Diakoniekirchentag – wie der in Wittenberg 1998 – würde sich erübrigen. So aber hat sich die Diakonie und das Diakonische Werk zurückgehalten, sie hat sich klein und demütig gemacht, wie sie es von ihrer Tradition vorgegeben bekommt, sie ist latent geblieben und

nur hier und da einmal zum Ausbruch gekommen. Und das, obwohl diakonische Themen allgegenwärtig waren und der Markt der Möglichkeiten zu einem großen Teil aus im weiteren Sinne diakonischen Ständen bestand. Und das, obwohl der Kirchentag selbst aktiv Diakonie leistet an seinen teilnehmenden Rollstuhlfahrern, Schwerhörigen, Gehbehinderten, Blinden, Verzagten, Traurigen, Verirrten etc. Nach Leipzig muß man sagen: Der Kirchentag ist latente Diakonie und lohnt sich in jeder Hinsicht als diakoniewissenschaftliches Studien- und Lernobjekt. Ein letztes muß aber auch zum diakonischen Blick auf den Kirchentag festgehalten werden: Es gibt nicht *den* Kirchentag, auch nicht den *Leipziger* Kirchentag. Denn je nach Programmauswahl, nach persönlichen Begegnungen, nach eigenem Standort hat jeder und jede Teilnehmende ihr Bild vom Kirchentag konstruiert. Und die diakonische Brille ließ uns den Kirchentag wieder ganz neu und anders sehen: als diakonische Großveranstaltung nämlich.

Renate Zitt

### **Eindrücke und Diskussionsbeiträge vom „Rasthof Diakonie“ auf dem Kirchentag in Leipzig**

Unsere Exkursion auf den Leipziger Kirchentag mit ihrer spezifischen diakonischen Perspektive machte selbstverständlich den „Rasthof Diakonie“ in Halle 4 auf dem Markt der Möglichkeiten im Neuen Messengelände zu einem zentralen Anziehungspunkt. Zum Glück hatte uns schon in der Planungsphase die Kunde von diesem besonderen Rasthof erreicht, und wir konnten ihn in unsere gemeinsamen Programmüberlegungen miteinbeziehen. Im offiziellen dicken Programmbuch des Kirchentags war das mit dem Rasthof verbundene inhaltliche Programm nämlich nicht erwähnt. Im nachhinein haben wir das sehr bedauert, denn die inhaltlichen Gesprächs-, Diskussions- und moderierten Talk-Runden hätten mit ihrer brisanten Thematik gut und gerne ein ganzes Kirchentagsforum fundiert abdecken können.

Dafür barg die kleinräumige Atmosphäre einerseits eine wahre Oase und erholsame Raststätte im bunten Treiben des Marktes der Möglichkeiten. Hier konnte man sich mit Kaffee und Tee in den „Diakonietassen“, herrlichem Kuchen von Leipziger Bäckerinnen und Bäckern, eingedeckt mit Informationsmaterial, Karten und Posters zurücklehnen, bekannte Gesichter erblicken und wiedertreffen, Menschen kennenlernen, ins Gespräch kommen und nebenbei miteinander beratschlagen, welchem der Plakatentwürfe für den Diakonie-Kirchentag in Wittenberg 1998 man seine Stimme geben möchte. Andererseits bot der Rasthof Diakonie die Möglichkeit, in einer fast persönlichen Begegnung, den Diskutantinnen und Diskutanten der inhaltlichen Themen sehr nahe zu sein. Im Mittelpunkt der Gesprächs-

und Diskussionsrunden des Rasthofs Diakonie stand die am 14. Mai 1997 veröffentlichte Lebenslagenuntersuchung: „Menschen im Schatten. Erfahrungen von Caritas und Diakonie in den neuen Bundesländern. Untersuchung der Lebenslagen der Rat- und Hilfesuchenden in den offenen Diensten von Caritas und Diakonie in den neuen Bundesländern“.

Unter anderem konnte man im Rahmen des Diskussionsprogramms im abgeteilten Nebenraum Prof. Dr. Reinhard Turre, Direktor des Diakonischen Werks in der Kirchenprovinz Sachsen, mit dem Intendanten des Neuen Theaters in Halle, Peter Sodann, diskutierend erleben. Herr Sodann hatte mit seiner Prominenz als Tatort-Kommissar Ehrlicher in der Aktion „Im Stehen schläft sich schlecht“ für Quartiere zum Leipziger Kirchentag geworben. Im Gespräch konstatierte er zunächst provozierend, daß die Kirchentagslosung „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“ insofern ergänzt werden müsse, als „auf dem Weg der Ungerechtigkeit auch verflucht viel Leben“ sei. Gerechtigkeit wird seiner Ansicht nach in dem Satz ausgedrückt, daß das Land niemandem gehöre, die Früchte aber allen. Insofern sind seiner Ansicht nach nicht die Ausgegrenzten die Asozialen, sondern die, die das Geld haben, sind asozial.

Als eines der Hauptprobleme bezeichnete Sodann den Sinnverlust durch den Verlust des Arbeitsplatzes. Nach seiner Meinung wären die 35 Mrd. DM, die in die EXPO 2000 investiert werden, besser geeignet, um damit Lehrlingsausbildungszentren ins Leben zu rufen. Er betonte die Notwendigkeit einer kämpferischen Kirche, die die Menschen zusammenführt, um zu einer neuen Kraft zur Verwirklichung der Gerechtigkeit in der Gesellschaft im Sinne von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu werden. Deshalb seien ihm der Kirchentag und die in Leipzig dazu versammelten Menschen so sympathisch und darum habe er diese gute Sache für die Gerechtigkeit mit seinen Möglichkeiten unterstützt.

Prof. Turre betonte die gemeinsamen Probleme des Ostens und des Westens. Eine wirkliche Veränderung fange mit der eigenen Betroffenheit, der eigenen Veränderung (Metanoia) an. Er beschrieb Beispiele des faktischen Teilens in der Kirche, beispielweise den Verzicht auf das 13. Monatsgehalt und das Urlaubsgeld. Im Hinblick auf die Gesellschaft plädierte er sowohl für Armuts- wie auch für Reichtumsberichte und betonte die Aufgabe der Diakonie, in der Beratung auf die Rechte hinzuweisen und faktische Hilfe zu leisten. Im Blick auf die Lebensbedingungen in Ost und West müßten die unterschiedlichen Biographien wahrgenommen und die Menschen untereinander Anwälte für die Gerechtigkeit werden.

Unter der hervorragenden Moderation von Claudia Nothelle (MDR-Redaktion „Fakt“) fand im Programm des Rasthofs auch ein „Sozialpolitisches Fo-

rum“ zur Lebenslagenstudie „Menschen im Schatten“ statt, in dem der Präsident des Diakonischen Werks, Pfr. Jürgen Gohde, die Studie zunächst vorstellte. Diskussionspartner und-partnerinnen waren Ulf Fink, Sprecher für Sozialhilfefragen der CDU/CSU-Bundesfraktion, Frau Christel Hanewinckel, Sprecherin für Familien, Senioren, Frauen- und Jugendpolitik der SPD-Bundestagsfraktion aus Halle/Saale, Frau Andrea Fischer, Sozialpolitische Sprecherin der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen und Herr Uwe-Bernd Lühr, Stellvertretender Fraktionsvorsitzender der FDP-Bundestagsfraktion aus Halle/Saale. Diese hochkarätig besetzte und auf hohem, inhaltlich dichten Niveau geführte sozialpolitische Diskussion hätte man sich sehr gut auch in einer großen Halle – etwa im Forum 2 „Miteinander leben“ vorstellen können.

Präsident Gohde stellte zunächst die vergleichsweise hohe Rücklaufquote von 63 % der Fragebögen zur Lebenslagenuntersuchung heraus. Dabei hätten Klienten/innen und Mitarbeiter/innen ähnliche Einschätzungen gezeigt. Von den Caritas- und Diakonie-Klientinnen und Klienten – so zeigt die repräsentative Befragung der Betroffenen – leben ca. 20 % in verdeckter Armut. Als Ergebnis ist festzuhalten, daß auf 10 Sozialhilfeempfänger/innen 17 verdeckt in Armut lebende kommen. Herr Fink bestätigte, daß diese Dunkelziffer im Vergleich zum Westen wesentlich höher sei. Wichtige Präventionsmaßnahmen seien mit der Anhebung des Existenzminimums, der Pflegeversicherung und dem Kindergeld in den letzten Jahren erfolgt. Das größte Problem stelle aber die Arbeitslosigkeit dar. Als Hindernis für die Inanspruchnahme der Sozialhilfe gelte auch die Angst vor dem Regress bei den Kindern und die Unwissenheit über die eigenen Rechte. Pfr. Gohde beschrieb die Gründe, warum die Menschen nicht zum Sozialamt gehen: 66,4 % schätzen ihr Einkommen als zu hoch ein, 57,3 % geben an, für sich selbst sorgen zu wollen, 32,6 % beschreiben es als unangenehm, zum Sozialamt zu gehen, 26,1% haben Angst vor dem Regress an die Angehörigen. Daraus schließt er, daß die Informationspflicht und die Beratung verbessert werden müssen, um den Rechtsanspruch auf Sozialhilfe der Umsetzung zuzuführen.

Nach Frau Fischer ist das Sozialhilferecht „höllisch kompliziert“. Die aufgedeckten Mängel weisen für sie zum Modell der Grundsicherung und Pauschalierung. Das ganze System müsse vereinfacht werden. Kriterium habe die individuelle Bedarfsdeckung angesichts der Einkommensarmut zu sein. Herr Lühr nahm dies zum Anlaß, für das Modell des Bürgergeldes zu plädieren, das alle Sozialleistungen an einer Stelle versammeln solle.

Frau Hanewinckel hob stark darauf ab, welche Beschämungen mit der Sozialhilfe verbunden seien. Man müsse hier alles offenbaren. Dies widerspreche fundamental dem Stolz, für sich selber sorgen zu können. Gerade der drohende Rückgriff auf die

Kinder halte alte Frauen von der Antragsstellung ab. Hanewinckel plädierte dafür, an der Bedarfsdeckung und der Einzelfallorientierung grundsätzlich festzuhalten, jedoch eine pauschalierte Mindestsicherung für Kinder, Jugendliche, Familien und alte Menschen zu bedenken. Da jede und jeder für sich selbst sorgen wolle, müsse der Hebel bei der Arbeitspolitik ansetzen. Die Systeme vor der Sozialhilfe müßten einerseits gesichert werden, andererseits müßte eine wirksame Familienpolitik vor den Abhängigkeitsgefühlen von der Sozialhilfe schützen.

Nach Frau Fischer muß man aber auch die Verbindung von Sozialhilfe mit Stigmatisierung bedenken, wenn man die Schwellen abbauen will. Die neue Armut betreffe besonders Kinder und Jugendliche, Familien und Alleinerziehende. Dieses Paradigma der neuen Armut habe zum großen Teil die Vorstellung, daß Armut alt und weiblich sei, abgelöst. Bei diesen veränderten Bildern von Armut müsse man auch „alte Zöpfe abschneiden“ und neue wissenschaftliche Begründungen suchen. Das Prinzip der Gerechtigkeit weise eher in die Richtung der Pauschalierung. Nach Pfr. Gohde liegt der individuelle Anspruch als Rechtsanspruch näher bei dem Menschen als die Pauschalierung, das Bürgergeld fange dies nicht ein. Die Armutbilder im Osten zeigen eine höhere verdeckte Armut und weniger eine Altersarmut. Die zentrale Herausforderung stellt die Armut von Kindern dar. Haushalte mit vier Kindern seien zu 19,5 % von Armut betroffen, Alleinerziehende mit 3-4 Kindern zu 39 %. Dies weise auf die Familienpolitik und die Frage nach angemessenen Transferleistungen.

Herr Fink versuchte die Diskussion dahingehend zu systematisieren, daß er der FDP das Modell des Bürgergeldes, der SPD das Modell der Grundsicherung und dem Bündnis 90/Die Grünen eine Fortentwicklung des bisherigen Systems zuschrieb. Er betonte für die CDU das Festhalten am Rechtsanspruch im Bundessozialhilfegesetz (BSHG) seit 1961. Reformen müßten innerhalb des Systems stattfinden, das auf den Säulen der Versicherung und der Sozialhilfe ruhe. Er plädierte für eine einfachere und übersichtliche Gestaltung durch Rechtsverordnungen für eine Pauschalierung von 15-20 % der Einzelleistungen, das Individualprinzip jedoch nicht aufzugeben. Sein Argument, daß 66 % der Bevölkerung im Osten nicht zum Sozialamt gehe, weil ihr Wohlstandsniveau tatsächlich sehr hoch sei, stieß im Auditorium auf wenig Beifall. Präsident Gohde verwies darauf, daß die informellen Hilfenetze im Osten noch besser intakt seien. In die Definition eines Lebens in Achtung und Würde müssen seines Erachtens – neben Lohnniveau und Lebenshaltungskosten – auch die Fragen der gesellschaftlichen Werthaltungen und die Fragen der Teilhabe einbezogen werden. Ein großes Problem stellen seines Erachtens die Mieten dar, die nicht in

die Pauschalierung miteinbezogen werden dürften. Hier sei eine dezidierte Wohnungspolitik gefordert.

Auch Frau Hanewinckel hob auf den Aspekt der soziokulturellen Teilhabe ab. Als wirklich beschämend bezeichnete sie die Diskussion um den Mißbrauch der Sozialhilfe und die unseriöse und „unleidliche Diskussion“ um das Lohnabstandsgebot. Das Blume-Institut in Köln habe erarbeitet, daß der Lohnabstand insgesamt eingehalten werde. Dagegen bestehe ein immenser Reformbedarf in Fragen des Familienlastenausgleichs. Wenn dieser besser gewährleistet werde, könnten 1 Mio. Empfänger/innen aus der Sozialhilfe ausscheiden. Nach Pfr. Gohde können Kinder zu einem Armutsrisiko werden, wenn dies mit anderen Faktoren korreliert. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit dem Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz deuteten in die richtige Richtung. Zusätzlich müßten die Familienleistungen von Frauen besser honoriert werden. Intensivstes Augenmerk müsse auf die Arbeitsmarktpolitik – gerade für junge Menschen – gelegt werden und soziale Standards in Europa festgelegt werden.

In bezug auf ein soziales Europa waren sich die Diskussionspartner/innen weitgehend darüber einig, daß dafür ein handlungsfähiges Europäisches Parlament und die Einigung auf soziale Mindeststandards zentrale Voraussetzungen sind. Frau Hanewinckel betonte, daß man in dieser Diskussion nicht nur über die Kosten reden dürfe, sondern Phantasie und Wille zur Gestaltung eines sozialen Europas gefragt seien. Eine Europäische Sozialcharta sei wünschenswert. Frau Fischer betonte, daß die sozialen Systeme der Länder zwar verschieden sind, Mindestregelungen jedoch möglich seien. Das Schlimme sei, daß sich gegenwärtig zum größten Teil gerade die Schwächsten gegenseitig bekämpfen und sich die Spirale so immer weiter nach unten bewege. Gegen das Argument, daß es den Menschen in anderen Ländern viel schlechter gehe, wandte sie ein, daß es viel härter sei, in einer reichen Gesellschaft arm zu sein, da die Standards, an denen man scheitern könne, viel härter sind.

Als entscheidender Punkt wurde schließlich die Arbeitsmarktpolitik diskutiert und die Notwendigkeit der Vernetzung der Ämter bei der Hilfe zur Arbeit nach dem Arbeitsförderungsgesetz (AFG) betont. Hier gebe es bereits vielversprechende und erfolgreiche Modellprojekte auf kommunaler Ebene. Der öffentlich geförderte Arbeitsmarkt, der die Menschen stütze, müsse weiter gefördert werden. Diskutiert wurden in diesem Zusammenhang die Fragen der Übergänge zum ersten Arbeitsmarkt und die Frage der Steuer- und Tarifpolitik sowie die Lohnkostenzuschüsse, die das neue AFG für Ostdeutschland vorsieht. Von Frau Hanewinckel wurde am Schluß der Diskussion das Dauerargument hinterfragt, daß nur so viel verteilt werden könne, wie hereinkomme. Wenn man sich genauer anschau, wieviel Geld permanent „gemacht“ wird,

müsse man über den gerechten Anteil aller daran diskutieren.

Für mich schließt sich dabei der Kreis zu der Äußerung Peter Sodanns, daß das Land niemandem, die Früchte aber allen gehören. – Ein Stück Vision und Utopie für eine gerechte Gesellschaft auf dem Rasthof Diakonie in Halle 4 auf dem Markt der Möglichkeiten des Kirchentags in Leipzig.

Rudolf Hackner

### **Wandlungsprozesse – Beobachtungen vom Kirchentag**

Ich werde im folgenden zwei Wandlungsprozesse kurz darstellen. Einerseits dienen familiäre Wandlungstendenzen zur Orientierung für die Ansätze der Familienbildung, andererseits hat Leipzig als Messestadt („Mutter der Messen“) einen strukturellen Wandel vollzogen. Sicherlich kann man fragen, welche Verbindung zwischen Familienbildung und Leipzigs Neuer Messe besteht – der Kirchentag schafft unerwartete Beziehungen und gibt viele neue Anregungen.

Im April 1996 wurde das neue Messegelände in Leipzig eröffnet: Funktionalität und Erlebniswelt – diese beiden Gestaltungskriterien standen im Mittelpunkt der Planung. In der Tat besticht das Messegelände durch seine Kompaktheit und seine kurzen Wege, wobei architektonische Glanzlichter die Messe zum Erlebnis werden lassen. Verkehrstechnisch ist die Erschließung aus dem Zentrum Leipzigs heraus eine nicht ganz leichte Aufgabe, doch für die vorhandenen Verkehrsmittel (Straßenbahn und Bus) ist diese gut gelöst. Blickfang der Neuen Messe ist die Zentrale Glashalle, deren Stahl-Glas-Konstruktion in dieser Größe europaweit einmalig ist. Je nach Witterung öffnen oder schließen sich die Fenster an den Seitenwänden und sorgen so für angenehme Temperaturen. Über verglaste Brücken sind die fünf Messehallen mit einer Grundfläche von jeweils 20.500 Quadratmetern zu erreichen; eine Hochhalle (im Mittelbereich bis zu 16 m) überragt die vier Standardhallen (jeweils 8 m Höhe), ist für bis zu 15.000 Leute bestuhlbar und kann von daher als Veranstaltungssaal bestens genutzt werden. Im Messezentrum sind überdies der Congress Center Leipzig (CCL) mit seinem großzügigen, lichtdurchfluteten Atrium und das Messehaus mit dem Service-Center Leipzig (SCL) integriert.

Auf dem Markt der Möglichkeiten in Halle 5 nun befanden sich die Stände zum Themenbereich Lebensformen von Familien, wo mein Interessenschwerpunkt lag. Grundsätzlich kann man einen Wandel von Familienformen feststellen. Da gesellschaftliche Wandlungsprozesse gegenwärtig stark beschleunigt ablaufen, kommt es statt intergenerativer Veränderungen zu intragenerativen Veränderungen. Dies hat Folgen für das Verhalten des ein-

zelnen Familienmitgliedes, insbesondere für die Eltern in ihrer Vorbildfunktion. Sechs Dimensionen gegenwärtiger Wandlungsprozesse von Familien sind zu nennen (Vgl. BMFSFJ, Familienbildung als Angebot der Jugendhilfe, 1996): – Veränderungen familienbezogener Wertvorstellungen und Leitbilder (individualisierte Erwartungen),  
 – Veränderungen von Familienformen (Pluralisierung: Normalfamilie, alleinlebende Eltern mit Kind, nicht-eheliche Partnerschaften u.a.),  
 – Veränderungen in der Arbeitsteilung und den sozialen Rollen der Familie (Partnerschaftlichkeit, Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit),  
 – Veränderungen im Lebensverlauf von Familien (Eheschließung ist keine Sicherheit für das gesamte, künftige Leben),  
 – Veränderungen in der sozialen Einbettung von Familien (Bedeutungsrückgang von Kontakten auf verwandtschaftlicher Basis),  
 – Veränderungen der Familienentwicklung in den neuen Bundesländern (die familienergänzende Krippenerziehung als Sicherheit für berufstätige Frauen ist nicht mehr gewährleistet).

An diesen Veränderungen versucht sich Familienbildung zu orientieren und Ansatzpunkte für eine erfolgreiche Arbeit zu entdecken. Zahlreiche Möglichkeiten von Familienbildung werden am Kirchentag präsentiert, wobei ich mich in meiner Aufzählung auf die wichtigsten Veröffentlichungen der letzten Jahre beschränke: die EAF (Evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen) faßt ihr Programm unter dem Motto „Lernen, Familie zu leben“ zusammen. Im Familienpolitischen Programm der Neunziger Jahre hat die EAF erstmals 1991 eine evangelische Aussage zur Familienpolitik vorgelegt, die für Gesamtdeutschland gelten soll. Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland hat im April 1996 Empfehlungen zur Erziehungs- und Familienberatung in evangelischer Trägerschaft veröffentlicht. Die Empfehlungen formulieren Grundstandards für Erziehungs- und Familienberatung in evangelischer Trägerschaft, um die Rahmenbedingungen in Kirche und Diakonie weiterzuentwickeln. Zuletzt ist aus der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend die Veröffentlichung aus dem Jahr 1996 „Familienbildung als Angebot der Jugendhilfe“ anzuführen. Auf dem Hintergrund des familiären Wandels der vergangenen Jahre werden neue Themenfelder und Zielgruppen für die Familienbildung vorgestellt. Es bleibt zu hoffen, daß Familienbildung die stetigen Wandlungsprozesse und Veränderungen der Familie erkennt, um die Erziehungskompetenz von Eltern zu stärken und Orientierungshilfen in Problemlagen zu geben.

Hans Jürgen Baltes

### **Neue Aufbrüche in der diakonischen Altenarbeit?**

#### *Vorbemerkung*

Beim Besuch des 27. Deutschen Evangelischen Kirchentages in Leipzig stand unter anderem das Thema „Älter werden“ im Blickpunkt meines persönlichen Interesses. Schon beim ersten Blick auf die Inhaltsangabe des Programmhefts wurde deutlich, daß sozial-diakonische Angebote eher im Bereich der stationären Altenhilfe und politisch-kulturelle Angebote eher im Bereich der offenen Altenarbeit anzutreffen waren. Dieser Umstand deutete bereits auf eine thematische Schwerpunktsetzung hin – d.h.: Sozial-diakonische Angebote waren nicht auf einer großen Bandbreite, also stationäre, ambulante und offene Altenhilfe/Altenarbeit angelegt, sondern eher auf die stationäre Altenhilfe begrenzt.

#### *Gesellschaftlicher Kontext*

Auf dem Hintergrund der tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen im 20. Jahrhundert und den damit verbundenen sozial-politischen Umstrukturierungsmaßnahmen, haben viele die Unausweichlichkeit der Überalterung unserer Gesellschaft wohl erkannt, dennoch bleibt eine weitverbreitete Unsicherheit gegenüber diesem demographischen Wandel zurück. Die traditionellen und altersdifferenzierenden Strukturen unserer Gesellschaft werden diesen Veränderungen in den Lebensläufen der Menschen aber nicht mehr gerecht. In den vor uns liegenden drei Jahrzehnten steigt die Anzahl der Senioren (60 Jahre und älter) in Deutschland von 25 % im Jahre 2000 bis hin zu 37% im Jahre 2030. Damit steht uns eine generationenübergreifende, gesellschaftliche und sozial-politische Revolution bevor, in der es um die gerechte Aufteilung der gesellschaftlichen Verantwortung zwischen den Menschen in den zweiten 50 Lebensjahren und den Menschen in den ersten 50 Lebensjahren geht. Kann, so meine Frage, die Altenhilfe/Altenarbeit der Diakonie im Kontext des eben beschriebenen gesellschaftlichen Wandlungsprozesses Zukunftsperspektiven aufzeigen – und wenn ja, wie stellt sie diese auf dem Kirchentag in Leipzig dar?

#### *1. Diakonisches Werk – Innere Mission Leipzig e.V. – Integrative und aktivierende Dementenbetreuung in Alten- und Pflegeheimen*

Die Vertreterin des Diakonischen Werkes – Innere Mission Leipzig e.V. zeigte anhand eines circa halbstündigen Videofilmes ihre eigene integrative und aktivierende Dementenbetreuung in der stationären Altenhilfe auf. Durch ihre berufliche Kompetenz als Altenpflegerin und ihr persönliches Engagement entstanden schnell vielfältige und tiefgehende Gespräche. Hierbei wurden Themenkomplexe der ganzheitlichen Pflege und Betreuung dementiell

erkrankter alter Menschen ebenso angedacht und diskutiert wie die konflikträchtigen Auswirkungen der Pflegeversicherung oder zukünftige Entwicklungen in der stationären Altenhilfe – zwischen diakonischem Selbstverständnis und wirtschaftlichen Zwängen.

*2. Deutscher Evangelischer Verband für Altenarbeit, Leipzig – Beratung und Information zur Pflege im Alter in der Stube der Oma*

Leider waren selbst nach zweimaligem Aufsuchen des Kirchentagsstandes keine Vertreter des Deutschen Evangelischen Verbandes für Altenarbeit in Leipzig zugegen.

*3. Evangelische Fachschule für Altenpflege, Bamberg*

Die Vertreterin der Evangelischen Fachschule für Altenpflege in Bamberg informierte mittels unterschiedlicher Prospektblätter über die mannigfaltigen Ausbildungsgänge der Altenpflege in den einzelnen Bundesländern. Dabei wurde deutlich, daß sowohl die Dauer und Form der Ausbildung (zwei bis drei Jahre Vollzeit oder bis zu fünf Jahren in Teilzeit) wie auch die Ausbildungsvergütung (von Vergütung in der Höhe der Krankenpflege bis zu keiner Vergütung) in den einzelnen Bundesländern erheblich differiert. Der Status der Altenpflege und die beruflichen Aussichten sind ebenfalls in den einzelnen Bundesländern als recht unterschiedlich anzusehen.

*4. Evangelische Heimstiftung e.V. Stuttgart – Ausbildung/Ehrenamt, Fach- und Unterhaltungsliteratur*

Die Evangelische Heimstiftung e.V. wurde durch mehrere Vertreterinnen und Vertreter repräsentiert. Mit einer Repräsentantin (Dipl.-Sozialpädagogin, Dipl.-Gerontologin) war es möglich, auch über die derzeitige Situation in der stationären wie ambulanten Altenhilfe hinaus, über zukünftige Entwicklungschancen zu diskutieren. Wie z.B. über gesellschaftliche Trends und zukünftige Arbeitsfelder im ambulanten bzw. offenen Bereich der Altenarbeit. Auch wenn es kontroverse Ansichten zur Bewertung des freiwilligen sozialen Engagements in der stationären Altenpflege gab, so konnte doch Übereinstimmung in der These gefunden werden, daß die Begleitung und Qualifizierung Ehrenamtlicher eine Zukunftsaufgabe diakonischen Handelns darstellt. Besonders positiv fiel das umfangreiche Informationsmaterial von praktischer bis hin zu zukunftsweisender Fachliteratur auf.

*Schlußbemerkung*

1. Die auf dem Kirchentag in Leipzig vertretenen Repräsentanten diakonischer Einrichtungen im Bereich der stationären Altenhilfe traten, wie gezeigt, mit unterschiedlichen Darstellungskonzepten (Videovorführung, Gespräche, Informationsmaterial, Fachliteratur) an eine breite Öffentlichkeit heran.

2. Die Selbstdarstellung reichte von der Reflexion der derzeitigen Situation in der stationären Altenhilfe bis hin zu zukunftsorientierten Handlungsstrategien in einzelnen Bereichen der diakonischen Altenhilfe.

3. Die Bewertung des gesellschaftlichen Wandlungsprozesses, mit Blick auf die demographischen und sozial-politischen Auswirkungen auf die diakonische Altenhilfe, konnte nur in Form von Prognosen gewagt werden.

4. Die anfangs schon aufgezeigte Tendenz, eher im stationären Bereich der Altenhilfe diakonische Angebote darzustellen, war meines Erachtens eine vielleicht zu starke Engführung, da sich besonders im Sektor der ambulanten und offenen Altenhilfe/Altenarbeit in Zukunft ein vielschichtiges Aufgabenfeld für diakonisches Engagement ergeben wird. Vorbild können hier die skandinavischen Länder sein. In Dänemark zum Beispiel gibt es im Bereich der Pflegehilfe pro 1.000 Senioren 33 Vollzeitkräfte, während es in Deutschland nur 2,4 sind.

5. Angebote gemeinde-diakonischer Altenarbeit waren leider nicht vertreten – obwohl es gerade in diesem Aufgabenfeld zur Zeit viele neue Motivationen und Aufbrüche gibt. Meines Erachtens sind hier zukünftige Perspektiven gemeinde-diakonischen Handelns zu erwarten.

Heike Goebel

**„Albert Schweitzer – Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital Lambarene e.V. in Frankfurt/M. und Albert-Schweitzer-Komitee e.V. in Weimar“ auf dem Markt der Möglichkeiten**

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Dieser Ausspruch Albert Schweitzers durchzieht besonders die didaktischen Materialien, die beide im Ost- und Westteil Deutschlands existierende Hilfsvereine an Schulen und Jugendgruppen abgeben. Der gesamtdeutsche Stand auf dem *Markt der Möglichkeiten* bot reiches Material für Interessierte, die sich von der Person, dem Lebenswerk und der Ethik Albert Schweitzers angezogen fühlen.

Die *Stiftung des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums in Frankfurt* wurde 1995 gegründet, um die Arbeit des Hilfsvereins, der seit 1963 existiert, auf sichere finanzielle Füße zu stellen. Neben der Aufgabe, Begegnungsstätte und Museum zu bieten (mit einer Bibliothek von über 10.000 Schriften, Ton- und Bilddokumenten sowie Objekten aus dem Leben Albert Schweitzers), soll der Verein vor allem Quelle immer neuer pädagogischer Aktivitäten sein, um sein Gedankengut mit der Leitidee der praktisch zu bewährenden Humanität möglichst vielen Kindern und Jugendlichen in altersgerechter Aufbereitung nahebringen zu können. Seine *Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben* ist dabei der Bezugspunkt,

der zum Einsatz für die Erhaltung und Förderung von Leben ermutigen soll und als pädagogisches „Prinzip des Miteinander“ in allen Bereichen der Schule wirksam wird. Ein freier Geist ist gefragt, in dem Religion zur Herzenssache wird, um über konfessionelle Unterschiede hinauszuwachsen. In besonderen Seminaren wird „unverletzende Selbstbehauptung“ trainiert als Absage an selbstschädigenden Durchsetzungsmangel und genauso aber auch das Verbot von fremdschädigendem rücksichtslosen Durchsetzungsvermögen.

Das *Albert-Schweitzer-Komitee e.V. Weimar* leitet seit 1984 eine Gedenk- und Begegnungsstätte, die in Vorträgen, Projektwochen und mit Benefizkonzerten zur Orientierung der Menschen heute in seinem Sinne beitragen will. Die Mitarbeiter fühlen sich nicht zufällig in ihre Aufgaben berufen, sondern spüren genauso den inneren Auftrag: „Was kann man anderen tun?“

Albert Schweitzer entschloß sich nach abgeschlossenem Theologie- und Philosophie- sowie Musikstudium im Alter von 40 Jahren, seinen Sinn im Leben neu zu finden („...alles hat meinen Durst nicht gestillt.“): Er studierte Medizin und reiste 8 Jahre später nach Lambarene/West-Äquatorialafrika („Herr, ich mache mich auf den Weg.“). Erst im zweiten Anlauf begann er sein Lebenswerk, das Urwald-Spital aufzubauen. Konzert- und Vortragsreisen sowie schriftstellerische Tätigkeit ergänzten seinen Einsatz für Menschen und Tiere, die Hilfe brauchten. „Jeder gerettete Regenwurm ist eine Antwort der Hoffnung gegen die destruktiven Mächte in dieser Welt... Den Pessimismus sollte man nicht verbergen, der im Hinblick auf die Zukunft der Lebenswelt aufkommt, doch muß man gleichzeitig motivieren, für den Fortbestand des irdischen Lebens zu kämpfen.“ Diesen Auftrag Albert Schweitzers haben sich die Hilfsvereine zum Motto gemacht, der heutigen Jugend sein Vorbild für Vertrauenswürdigkeit, Humanität und Menschlichkeit weiter zu vermitteln.

In über 50 Schulen (Gesamt-)Deutschlands, die den Namen Albert Schweitzers tragen, wird nicht nur in Wort, sondern auch durch Tat der Gedanke der *Ehrfurcht vor dem Leben* praktisch umgesetzt: Foto-Ausstellungen dokumentierten: Gepflasterte Schulhöfe werden in Gärten zurück verwandelt, Jugendgruppen setzen sich konsequent in Aktionen für Frieden und Verantwortung für das Leben ein. Diese Jugendarbeit gegen Desorientierung setzt im Denken an, um das gemeinsame Werk jeweils vor Ort und in der Welt zu verbreiten.

Ein gut besuchter „*Liturgischer Tag Albert Schweitzer*“ holte auf dem Leipziger Kirchentag 32 Jahre nach dem Tod des großen Humanisten die Aktualität seines Auftrags in unser heutiges Denken. Eine biographische Reportage machte deutlich, wie schnell sich aber auch sein Ansehen als bewunderter Arzt veränderte, nachdem er sich gegen Rüstungswettlauf und Atomversuche aus-

sprach. Man reagierte mit negativen Äußerungen über sein Spital bezüglich „primitiver Hygienevorstellungen, die von der Zivilisation weit entfernt seien.“ Doch ließ er sich von aller Kritik nicht beirren. Lambarene hat nicht nur zu seinen Lebzeiten Zeichen gesetzt. Es existiert noch heute und wird weiterhin durch Stiftungen und Spenden unterstützt.

Doch die „Missionsarbeit“ im eigenen Land, ansetzend bei der Jugend, verdient Respekt und Unterstützung. Dabei heißt es für die aktiven Vereinsmitglieder, den Geist und das Engagement selbst auszustrahlen – eine Leistung, die den Vertretern des ostdeutschen Komitees am Stand im *Markt der Möglichkeiten* viel überzeugender gelang als der eher marktwirtschaftlich nur am Verkauf von Büchern interessierten Vertreterin des Frankfurter AS-Zentrums. Und gerade das erkannte schon Albert Schweitzer: daß wir sichtbar die Weltbejahung leben müssen. „Die Menschen der Zukunft werden die sein, die ihre Herzen in ihren Gedanken und Taten sprechen lassen.“

Hong Ju-Min/Kim Han-Ho

### **Gemeinsames Feierabendmahl nord- und südkoreanischer sowie deutscher Christen**

1997 beherbergte Leipzig den ersten Kirchentag nach der deutschen Vereinigung von 1989/90, der auf dem Gebiet der ehemaligen DDR stattfand. Christinnen und Christen aus West und Ost, den alten und den neuen Bundesländern, dazu Gäste aus der weltweiten Ökumene ließen den Kirchentag in Leipzig auch zu einem Fest der Begegnung werden. Als Deutschland noch geteilt war, fand auch in der Nikolaikirche ein Gottesdienst für die baldige Versöhnung statt. Und auf dem Leipziger Kirchentag galt nun das gleiche für Korea. Wir waren innerlich tief bewegt, daß wir den großen Kirchentag miterleben durften. Korea ist seit 47 Jahren ein geteiltes Land. Die Nikolaikirche ist ein Symbol für die Vereinigung Deutschlands. Denn aus dieser Kirche ging die Kraft hervor. Wir sind auf der Suche nach einem Symbol für die Vereinigung Koreas. Seit den Koreakrieg 1950-53 leben wir Nord- und Südkoreaner voneinander getrennt, ohne daß es möglich ist, miteinander zu reden oder zu telefonieren, einen Brief zu schreiben oder sich zu besuchen. Die Grenze in Korea ist seit dem Waffenstillstandsvertrag zwischen den USA und der Demokratischen Volksrepublik Korea (Nordkorea) vom 21. Juli 1953 praktisch undurchlässig.

Am Freitag, dem 20. Juni 1997, abends um 19.30 Uhr sind wir in die Stephanuskirche Leipzig-Mockau gegangen, um an einem gemeinsamen Gottesdienst von nord- und südkoreanischen sowie deutschen Christen teilzunehmen. Wir sind beide so jung, daß wir bis jetzt noch niemals Nordkoreaner kennenlernen konnten. Wenn Südkoreaner ohne

Erlaubnis der Regierung Nordkoreaner treffen würden, müßten sie sofort ins Gefängnis. Aus diesem Grund waren wir etwas ängstlich und neugierig zugleich. Mehrere hundert Menschen hatten sich versammelt, rund zwei Drittel waren Südkoreaner, ein Drittel waren Deutsche und vier Leute kamen aus Nordkorea. Zuerst wurden vier Kerzen, die als Symbol für Süd- und Nord-Korea und das ehemalige West- und Ost-Deutschland standen, und eine große Kerze, die als Symbol für Christus stand, angezündet. Nachdem die Kerzen angezündet waren, umarmten sich Süd- und Nordkoreaner herzlich. Hin und her wurde fotografiert und geklatscht. Durch die vier Kerzen erfuhren alle Teilnehmer eine Einheit (Ost, West, Süd, Nord). Anschließend sangen wir das Lied „O So So; Friedefürst, komm zu uns“ zusammen. Dieses Lied singen wir immer im gemeinsamen Gottesdienst für die Wiedervereinigung. „O So So O So So, Pyunghwa eh Imgum, Urika Hanmom iruge hasoso.“ (Friedefürst komm zu uns, laß uns ein Leib sein. Dein Volk sucht Versöhnung: komm, Herr, unser Heiland.) Danach hat der Pfarrer Kim Dong Wan vom Südkoreanischen Nationalen Kirchenrat seine Predigt begonnen: „Nach der deutschen Vereinigung wird jetzt Leipzig den ersten Kirchentag beherbergen. Als ich mit dem Zug die ehemalige Grenze durchgefahren habe, habe ich innerlich geweint, weil unser Land noch getrennt ist. Aber ich bin sicher, Gott gibt uns auch dieses Geschenk, d.h. die Wiedervereinigung. Jesus sagt in Matthäus 5,9 ‚Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen‘. Wir müssen uns um einen Frieden in Korea bemühen. Der ehrliche Friede in Korea kommt nur durch die Wiedervereinigung. Wir können das Himmelreich auch auf dieser Welt erfahren, indem wir uns miteinander versöhnen.“

Nach der Predigt wurde dann ein gemeinsames Gebet von Vertretern des Südkoreanischen Nationalen Kirchenrats und dem Bund der Christen Nordkoreas für die Vereinigung Koreas gebetet: „Lieber Gott, du hast die Welt geschaffen und regierst die Geschichte der Menschheit und unseres Volkes. Wir preisen dich, daß du es möglich gemacht hast, daß sich die Kirchen Nord- und Südkoreas an diesem 27. Deutschen Evangelischen Kirchentag hier in Leipzig, in diesem siebten Jahr nach der deutschen Wiedervereinigung, treffen und für das Ziel ‚Vereinigung‘ zusammenarbeiten. Wir schaffen es jedoch noch nicht, eine Vertrauensbrücke zwischen uns zu bauen und deinen Willen in dieser Welt zu praktizieren. Die Ideologie des Kalten Krieges verschwindet langsam aus der Welt; wir sind aber immer noch gefangen in den schweren Ketten des Kalten Krieges. Die Welt möchte die einzige Erde zu retten versuchen; wir können aber nicht einmal hindern, daß die Atomwaffen produziert werden. Seit dem Jubeljahr der friedlichen Vereinigung, 1995, sind schon zwei Jahre vergangen: Die Mauer des Mißtrauens und des Hasses existiert immer

noch, der Friede für das Volk ist noch nicht in Sicht. Wir, Christen aus Nord- und Südkorea und aller Welt, büßen, daß wir uns nicht darum bemüht haben, Opfer für die Liebe und Versöhnung und Vereinigung zu bringen. O Herr, leite uns jetzt und laß deine Stimme hören, die uns sagt: ‚Liebt einander!‘ Hilf uns, uns von den Theorien der Ideologien und des Kalten Krieges zu befreien und aus unseren Schwertern Pflugscharen zu machen: daß wir das Kleid des Kampfes ablegen und in einer Kraft der 70 Mio. Menschen in Korea die Mauer der Trennung abbauen. Gib uns Kraft und Glaube. Sei du mit uns in unseren Bemühungen für Gerechtigkeit, trotz der Schwierigkeiten auf dem Weg zum Frieden. Trotz der Schwierigkeiten bei der Gerechtigkeit, trotz der Schwierigkeiten auf dem Weg zum Frieden, werden wir dies mit deiner Hilfe nicht aufgeben. Segne uns und alle, die an diesem Kirchentag für die Vereinigung Koreas beten. Gib unserem Volk den Frieden und die Vereinigung und dieser Welt den Frieden und die Liebe“.

Dann waren wir zum Abendmahl eingeladen. Wir wurden ein Leib durch Christus. Da haben wir etwas Seltsames gefühlt, weil ein nordkoreanischer Pfarrer uns Christi Brot und Wein gegeben hat. Ist das ein Traum oder ist es Wirklichkeit? Überhaupt konnten wir uns diese Situation nicht vorstellen. Aber es war ein offenbarendes Ereignis und eine Übung für die Vereinigung Koreas. Das gemeinsame Feierabendmahl wurde mit dem Segen von Pfarrer A. Pech aus Leipzig-Mockau und dem Vorsitzenden des Bundes der Christen Nordkoreas, Pfarrer Kang Young-Sup, beendet. Nach dem Segen sangen alle Teilnehmer das Vereinigungslied gemeinsam: „Uri E SoWonEn. Tong Il KumE Do So Wun Un. Tong Il. I Chung Sung Da Hä Su. Tong Il Tong Il Ul I Ru Sa I Kyu Re Sal Ri Nun Tong Il I Na Ra Sal Li Nun Tong Il Tong Il I Yu U Su O Ra Tong Il I Yu O Ra“ (Vereinigung der Wunsch unser Aller. In unseren Träumen Vereinigung. Unser Streben gilt dir, Vereinigung. Wir machen es zur Wirklichkeit. Nur du bringst unserem Volk Leben und Kraft. Nur du bringst diesem Land Leben und Kraft. Oh komm doch bald, du Vereinigung, Vereinigung, komme bald!)

Markus Wild

### **Die Nikolaikirche – Kirche für die Stadt als Kirche der Zukunft. Bericht über das Politische Nachtgebet „Gerechtigkeit für die Stadt“**

Für viele Kirchentagsbesucher war es ein besonderes Erlebnis, die Leipziger Nikolaikirche zu besuchen. Neben zahlreichen anderen Veranstaltungen, ließen die politischen Nachtgebete, die an jedem Kirchentagsabend um 22.00 Uhr stattfanden, die Nikolaikirche als Symbol des alles verändernden

Aufbruchs im Herbst 1989 für auswärtige Besucher lebendig werden.

Der Samstagabend stand unter dem Thema „Gerechtigkeit für die Stadt – Visionen auf dem Weg zu einer Politik der Gemeinschaft“ und wurde von der „Arbeitsgruppe für den Konziliaren Prozeß an der Thomaskirche Leipzig“ vorbereitet.

In vier Abschnitten wurden die Kirchentagsbesucher in das Leben der Christen in Leipzig mit einbezogen:

*Informieren – Sensibilisieren – Ermutigung – Handeln*

Pfarrer Christian Wolff von der Kirchengemeinde St. Thomas-Matthäi nahm die versammelte Gemeinde mit in die „Tradition“ der Nikolaikirche: „Unter dem Dach der Kirche fanden sich in den 80er Jahren Menschen und Gruppen zusammen, die sich mit den Themen des Konziliaren Prozesses, Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung befaßten.

Diese Menschen einte die persönliche Erfahrung und das Leiden an Ungerechtigkeit im eigenen Land, zunehmende Militarisierung und Zerstörung von Natur und Landschaft in unmittelbarer Umgebung. Sie einte auch die Hoffnung, daß diese Welt veränderbar ist, wenn immer mehr Menschen viele kleine Schritte tun.

Um dem Leiden zu begegnen und der Hoffnung auf Veränderung Raum zu geben, wählten Christinnen und Christen in diesen Gruppen das Gebet und die öffentliche Information. In der Nikolaikirche, im Herzen der Stadt Leipzig, fanden und finden daher seit 1982 bis heute allwöchentlich montags Friedensgebete statt, bei denen Not, aber auch Dank vor Gott gebracht wird, in denen Raum für Information und ganz praktische Wegweisung gegeben ist.

Das mutige Benennen von Ungerechtigkeiten und das beständige Hoffen auf Gerechtigkeit haben die Menschen in Leipzig auf den Weg der friedlichen Revolution 1989 geführt.

Doch nicht alle Verheißungen und Hoffnungen haben sich erfüllt. Die Menschen in Leipzig empfinden eine zunehmend egoistisch handelnde Marktwirtschaft mit der totalen Dominanz von Geld und Leistungsbewertung, die die Menschen immer mehr in Gewinner und Verlierer trennt, in Starke und Schwache, Reiche und Arme. Reale und empfundene Ungerechtigkeiten nehmen zu und in ihrem Gefolge Resignation und Hoffnungslosigkeit, aber auch Verzweiflung und Gewalt.

„Gerechtigkeit für die Stadt“ bedeutet in der Tradition des Konziliaren Prozesses und der Friedensgebete, über die Grenzen von Kirche, Konfession und Weltanschauung hinweg für Gerechtigkeit und gegen ungerechte Strukturen in dieser Stadt einzutreten.“

Tradition der Friedensgebete in Leipzig: Auch nach 1989 konnten Erfolge festgestellt werden, so wurde z.B. die Schließung einer Brauerei dadurch

verhindert, daß dieses Thema durch die Friedensgebete einer breiten Öffentlichkeit nähergebracht wurde. Während die Politischen Nachtgebete auf früheren „West“-Kirchentagen immer Menschenrechtsverletzungen und Ungerechtigkeit in außer-europäischen Ländern im Blick hatten, wurde man an diesem Abend dadurch viel näher berührt, daß Ungerechtigkeiten im eigenen Land benannt wurden, gleichzeitig aber die Hoffnungslosigkeit durchbrochen werden konnte durch konkretes Aufzeigen von Lösungswegen. Mit Gebeten und Gesang wurde dieser Hoffnung Ausdruck verliehen.

Die Bestandsaufnahme allein gäbe keinen Anlaß zur Hoffnung: Für eine Stadt, in der sich die Zahl der Arbeitsplätze im produzierenden Gewerbe von 120.000 im Jahr 1989 auf 12.000 im Jahr 1997 reduziert hat, tun sich riesige Probleme auf.

*Beispiele werden genannt, die betroffen machen:*

„Die alleinerziehende 23jährige Mutter zweier Kinder hat nicht nur die finanziellen Einbußen durch die Erwerbslosigkeit zu verkraften. Es entstehen Schulden, der Freundeskreis bricht zusammen, die Ernährungslage für die Kinder wird zum Problem, psychisch bedingte Verhaltensstörungen treten auf ...“.

An diesem Abend soll aufgezeigt werden, daß Erwerbslosigkeit keine Naturkatastrophe ist, sondern ein „schleichendes Gift“ der Gesellschaft. In unserer Gesellschaft, wo ausreichend materielle Ressourcen vorhanden sind, müssen neue Wege gegangen werden, damit alle Menschen am Erwerbsleben und der Gestaltung des Lebens in der Stadt beteiligt werden können. Das Beispiel des Verlegers Hermann Julius Meyer, der im Jahre 1900 in Leipzig eine Stiftung zur Schaffung „gesunder und tunlichst billiger“ Wohnungen schuf, müßte wieder mehr Schule machen.

Zur Zeit aber verarmt die Stadt durch sinkendes Steueraufkommen: Kindergärten und Schulen müssen geschlossen werden. Der öffentliche Personennahverkehr muß eingeschränkt werden, Kultur-, Sport- und Freizeitangebote werden gekürzt.

*Verarmung der Stadt, die alle betrifft*

An der Stelle des Bußgebets schauen wir in den Beichtspiegel: Jeder hat mit dem Gottesdienstprogramm eine Spiegelfolie erhalten, in der er sich sehen kann. Der Beichtspiegel, ein mittelalterlicher Brauch, läßt eigene Selbstgerechtigkeit, Unglaubwürdigkeit, Verantwortungslosigkeit und Gewaltbereitschaft erahnen.

Können wir wirklich nichts ändern? Eine Sprechmotette konfrontiert mit unterschiedlichen Stimmen in unserer Gesellschaft.

Ermutigung erfährt die Gemeinde in der begeisterten Ansprache von Reverend Jim Wallis aus Washington D.C. Jim Wallis lebt seit über 20 Jahren als Mitglied einer christlichen Kommunität in einem der ärmsten und gewalttätigsten schwarzen Stadt-

viertel von Washington. Er hat die US-Nation immer wieder aufgerüttelt, indem er kräftig an ihrer glänzenden Fassade kratzte. Seine Überlegungen wollen einen „Ausweg aus der Sackgasse des Konsumismus“ zeigen.

Da in seiner Pfarrgemeinde die Arbeitslosigkeit über 50 % liegt und die Gewalt- und Mordrate wesentlich höher ist als in jeder deutschen Stadt, kann er die aufkommenden Ängste der Bürgerinnen und Bürger in Leipzig gut nachvollziehen. Er kann aber gleichzeitig ermutigen mit kleinen Beispielen aus seinem Alltag. „Zwischen dem Unmöglichen und dem Möglichen befindet sich eine Tür namens Hoffnung“. Wallis Vision ist eine neue Politik der Gemeinschaft durch die spirituelle Erneuerung der Gesellschaft. Geistliches Leben und Politik können gemeinsam Wege zu konstruktivem Handeln beginnen (vgl. J. Wallis: Die Seele der Politik. Eine Vision zur spirituellen Erneuerung der Gesellschaft; Claudius-Verlag, München 1995).

Am Ende des Politischen Nachtgebets können dann auch neue konkrete Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt werden: Es wird die Gründung des „Leipziger Spendenparlaments“ bekanntgegeben.

Das Spendenparlament will ein Zeichen der Veränderung setzen hin zu mehr Gerechtigkeit in der eigenen Stadt. Unterschiedliche Menschen, unabhängig von Alter, Beruf, Religion oder Bildung, sollen zusammengeführt werden und eine Lobby für „Leipzigerinnen und Leipziger herstellen, die ausgegrenzt leben, keine Arbeit haben, sich abgeschoben fühlen und doch Nachbarn bleiben“.

Jedes Mitglied des Spendenparlaments, das einen jährlichen Mindestbeitrag bezahlt, kann demokratisch mitbestimmen, welchen sozialen Projekten in Leipzig die Hilfe zur Verfügung stehen soll. Nähere Informationen sind erhältlich bei: Spendenparlament Leipzig e.V., Preußenstr. 27, 04289 Leipzig.

Die Arbeit soll unter dem viel zitierten Motto stehen: „Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Welt verändern“. Mit diesem Zuspruch konnten die Gottesdienstteilnehmer spät nach Mitternacht in die kommende Zeit gehen.

Das politische Nachtgebet verband eindrücklich liturgisches und diakonisches Handeln der christlichen Gemeinde und zeigte einen Weg für die Kirche der Zukunft als Kirche für die Stadt.

#### Anmerkung:

\* Herzlichen Dank Herrn Pfarrer Christian Wolff für die freundliche Überlassung seiner Manuskripte der Gottesdiensttexte.

Silke Funk

#### **Eine Reise durch den Gottesdienst im Themenbereich „lebendige Liturgie“**

Der Kirchentag bietet für den Themenbereich Gottesdienst/lebendige Liturgie ein willkommenes Experimentierfeld; auch auf diesem 27. Deutschen Evangelischen Kirchentag wurden die Hoffnungen nicht enttäuscht. So möchte ich im folgenden einen Gottesdienst näher beschreiben, der zu Recht unter der Rubrik „lebendige Liturgie“ einzuordnen ist.

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er viel erzählen“, so auch an jenem Donnerstagmorgen in der Peterskirche zu Leipzig beim „liturgischen Tag Gottesdienst“. Schon zur Bibelarbeit waren zahlreiche Besucher früh eingetroffen, so daß ca. 300 Personen zunächst draußen auf einen Sitzplatz hoffen mußten. Gegen 9.30 Uhr ergatterte ich einen „Sitzplatz“, gespannt auf die „Reise“, die um 10.30 Uhr beginnen sollte. So blieb noch etwas Zeit, sich auf die Kirche, auf die Menschen einzustimmen. Programmäßig stand diese Liturgische Reise unter dem Themenbereich „Glaube und Kirche“ und war ihrerseits Bestandteil des Liturgischen Tages Gottesdienst. – Mit Lust und Liebe feiern. Dieses Prädikat sollte in unserem Programmpunkt voll zur Geltung kommen. Nicht eine theoretische Vorlesung über die einzelnen liturgischen Hauptstücke eines Gottesdienstes wurde gehalten, sondern ein Gottesdienst, der zum einen dem liturgischen Charakter in ganzer Breite gerecht wurde, und zum anderen dies in einer Lebendigkeit geschehen ließ, die zu dauernden Eindrücken führen sollte. Altes und Modernes verband sich auch in musikalischer Hinsicht. Während KMD Christof Falkenroth die Rolle des Liturgen übernahm, spielte die Gruppe Ephata die moderneren Lieder. Der Gottesdienst begann mit dem Lied „Ich will dir danken Herr“. Im Anschluß daran studierte der Liturg den Doppelkanon „Segne mir Herr, meinen Weg“ ein, was zu einem beeindruckendem Klangerlebnis führte, da dieser Kanon gesungen – und das in einer großen Gemeinde – wie Glockengeläut klang. Die Gemeinde wurde selbst zu klingenden Glocken, jeder nach seiner Stimmlage. Da hörten wir dunkle Baß-Glocken, hellere Tenor-Glocken und Alt- und Sopranengeläut, die sich zu einem wunderbaren Konzert vereinigten. Eine Pfarrerin übernahm die Gebetstexte; eine besondere Funktion hatte die Tanzpädagogin Vikarin Monika Kreutz, was noch zu erwähnen sein wird. Im Gospelstil wurde die Reise fortgesetzt. „Erd und Himmel sollen singen“; da hieß es, Abschied nehmen von der klassisch klingenden, gewohnten Weise. Es wurde geschnipst und die Kunst der Synkope geübt. Zudem wurde hier schon deutlich: Liebe Gemeinde, bitte aufstehen und bewegen, wir wollen einen fröhlichen Gottesdienst feiern. Wir näherten uns nun der Station *Kyrie*, was Bittruf, Bekenntnis und Lobgesang zugleich ist. Zwei Ver-

sionen eines Kyriegesangs wurden einstudiert, wobei die zweite Fassung sehr akzentuiert die Ausrufung „Kyrie“ zum Ausdruck brachte. Dieser Lebendigkeit und Authentizität spürten wir in einer Dialogpredigt nach (Luk. 18,35-43: Die Heilung eines Blinden bei Jericho). Während ein Sprecher den Bibeltext las – sozusagen den Cantus firmus – übernahm ein anderer Sprecher dessen gedankliche Kommentierung. Die Gemeinde übernahm die „gesungene“ Rolle des Blinden und sang das Kyrie, lebendig eingebunden in den biblischen Text – und dies in großer und echter Intensität. Es folgte nun ein Tanz zu Kyrie, was zu einer besonderen Erfahrung wurde. Musikalische Grundlage war ein vierzeiliger Kanon, der in Bewegung umgesetzt wurde (f-moll).

1. Herr, du siehst unsere Sünde – Arme und Hände nach oben geöffnet,
2. erbarme dich – Hände und Arme überkreuzt zur Brust führen,
3. verbirg nicht dein Antlitz – rechte und linke Hand zum Nachbarn öffnen,
4. Kyrie eleison – beide Hände wieder nach oben führen.

Direkt an das Kyrie schloß sich eine Kreuzesprozession zum Thema „Persönliche Schuld“ an. In den Seitenschiffen lagen auf Tischen „Dornenkronen“ aus Ton, in die jeder eine Spiegelscherbe als Symbol des eigenen Schuldverkennens und -bekenkens hineindrücken konnte. Anschließend wurden vier lebensgroße Holzkreuze in den Altarraum getragen und die „Dornenkronen“ darauf gelegt. Nun wurde das Gloria angestimmt, das – auch als Kanon gesungen – den gesamten Kirchenraum erfüllte. Auch zum Gloria studierten wir einen liturgischen Tanz ein. Dem f-moll des Kyriekanons entsprach nun das frohe F-Dur des folgenden Glorikanons, unterlegt mit den genannten Bewegungen:

1. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel – Hände in Nabelhöhe öffnen und nach oben führen, Kreisbewegung,
2. du hast sie alle – rechte Hand zum Nabel zurück, die linke Hand folgt nach,
3. weise geordnet – segnende Handhaltung.

Das Moment des Segens sollte den feierlichen Abschluß bilden. Musikalische Grundlage und Wegweisung bildete das israelische „Schalom Chaverim“. Nicht nur der Pfarrer spendete den Segen, jeder jedem. Auch hier zunächst die musikalisch-leibliche Gestaltung:

1. Schalom chaverim, schalom chaverim – Hände gehen nach oben, bilden ein Dach über dem anderen,
2. Schalom, Schalom – Hände bilden einen schützenden Rahmen um den anderen und bewegen sich langsam nach unten,
3. le hitraot, le hitraot – Hände „spritzen“ den Segen wie aus einer Quelle schwungvoll nach oben,
4. Schalom, Schalom – mit gekreuzten Händen verneigt man sich voreinander.

Mit dieser eindrucksvollen Station Segen fand die liturgische Reise ihren Abschluß. Liturgische Stücke, die vertraut und doch so oft als traditionell überlebt und ohne Aussagekraft erscheinen, wurden in diesem Gottesdienst neu entdeckt und belebt, durch den eigenen Körper mit Leben erfüllt. Und so ging auch die Liturgie durch den Körper, dessen Funktion der eines klingenden Instrumentes entsprach. Die leib-seelische Ganzheit – das „Traumziel“ eines jeden, nicht nur diakonischen Gottesdienstes – wurde hier in 90 Minuten nachspürbar. Auch die Gemeinde hatte sich verwandelt, war sie doch zu einem „Instrument“ geworden, in dem viele Stimmen sich harmonisch vereinigten. Bewußt wählte ich für diese Beschreibung musikalische Termini, da es Musik und Bewegung war, die das Wort belebten und nicht umgekehrt.

„Wenn einer eine Reise tut...“ – eine Reise, die zum echten Erlebnis wurde.

A. Fleck

### **Frauenwerkstatt und feministisch-theologische Basisfakultät**

Mit der Kirchentagslosung „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“ im Kopf wollte ich während der Veranstaltungen mehr erfahren zur Frage der Gerechtigkeit gegenüber Frauen *in der Kirche* und in der Gesellschaft. Sehr beeindruckt und die weiteren Kirchentage begleitet hat mich die Umkehrung der Losung, die Pfarrer Schorlemmer während des Eröffnungsgottesdienstes in der Alten Messe formulierte: *Auf dem Weg der Ungerechtigkeit ist Tod!* Hier wurde mir noch einmal klar, die Frage der Gerechtigkeit ist keine Randfrage, sie ist eine ganz existentielle Frage, es geht hier um Leben oder Tod. Während ich am Donnerstag und Freitag vor allem als ZuhörerIn an Vorträgen des Themenbereiches I „Glaube und Kirche“ teilnahm, die sich mit *gerechter* Sprache in Alltag und religiösem Leben, im Reden über Gott/Göttin und mit einer feministisch-befreiungstheologischen Sicht der Christologie auseinandersetzten, wurde es am Samstag praktischer. Mein Thema des Vormittags war: Gott feiern mit allen Sinnen – zur Theorie und Praxis von feministischen Frauenliturgien. Vorbereitet war diese Liturgie von Brigitte Enzner-Probst (Theologin und Dozentin an der Uni Berlin) und von Hanna Strack (Pastorin in der Evangelischen Frauenhilfe Schwerin). Der vorgesehene Raum, die Gymnastikhalle des Instituts für Sportwissenschaft, mit einem Teppich, der sich an vielen Stellen wölbte, wirkte nicht gerade sehr einladend, schon gar nicht zum Tanzen. Auch die Fernsehleute, die sich professionell geschäftig durch die Frauen drängten (der Raum war längst vor Veranstaltungsbeginn überfüllt, aber das ist ja nichts Unübliches bei Kirchentagen), machten anfangs einen befremdenden Ein-

druck. Brigitte Enzner-Probst meinte dazu als Ermunterung: Frauenliturgie ist hochbrisante politische Tätigkeit; es gehört zum Kampf um *Gerechtigkeit* dazu, daß Frauen (ihre/feministische) Liturgie feiern dürfen und dies auch öffentlich wird (Ende September im SDR). Der Begriff „Frauen-Liturgie“, der sich für Gottesdienste, die von Frauen selbst gestaltet und gefeiert werden, in der feministisch-theologischen Bewegung eingebürgert hat, kommt von dem griechischen Wort „Leitourgia“ und heißt wörtlich übersetzt: öffentlicher Dienst, Werk für das Volk. So geht es in Feministischen Liturgien um politischen Kontext und um die persönliche Situation von Frauen, aber auch von Kindern und Männern. Sie werden in Beziehung gesetzt zu den Visionen vom gerechten Gottesreich, um Veränderungsmöglichkeiten – einen *Weg der Gerechtigkeit* – zu entdecken. Wenn oft – wie auch in Leipzig – betont wird: „In Feministischen Liturgien vollziehen Frauen den Auszug aus dem Patriarchat“, dann ist damit auch das Verlassen des Weges der Ungerechtigkeit gemeint. Feministische Liturgien schaffen einen Raum, in dem Menschen etwas von der Gerechtigkeit für sich selbst, für andere und für die globale Gemeinschaft und Erde spüren. Brigitte Enzner-Probst und Hanna Strack sind folgende Gestaltungsschritte wichtig, nach denen sie den Gottesdienst „und Mirjam schlug die Pauke“ (Ex. 15,20) vorbereiteten, den wir gemeinsam am Kirchentagsamstag feierten:

– In Frauenliturgien rückt die Konfessionsverschiedenheit in den Hintergrund, betont wird die ökumenische Dimension – auch im Bewußtsein der zu Ende gehende ökumenische Dekade „Solidarität der Kirchen mit den Frauen“.

– *Ein* Bibeltext zieht sich durch die Gestaltung des gesamten Gottesdienstes, auch der Lieder und des Raumes.

– *Fünf Gestaltungsschritte:*

*Ankommen und begegnen*

– Den Raum gestalten für einen *Gottesdienst als Oase*, es wird eine *Mitte* gestaltet mit Blumen, Kerzen, Wasserschalen, Tüchern.

– Einziehen und den Raum begrüßen mit einem Tanz.

– Den Gottesdienst eröffnen.

*Reinigen und aufrichten*

– Mich vor Gott anschauen.

– Gott mein Leid klagen.

– Mich von Gott aufrichten lassen.

– Hände reinigen/erfrischen in den Wasserschalen.

*Wahrnehmen und bekräftigen*

– Den biblischen Text hören und vertiefen.

– Elemente und (Ur)symbole meditieren.

– Schweigen und hören.

– Der Botschaft antworten mit einem Tanz zu dem Mirjam-Lied von Claudia Mitscha-Eibl.

– Die Not der Menschen im Herzen tragen/Fürbitten sprechen.

*Teilen und verbunden sein*

– Brot und Wein/Traubensaft segnen.

– Zum Mahl einladen.

– Brot und Wein/Traubensaft weitergeben.

– Bitten und danken.

*Segnen und senden*

– Den Segen sprechen, singen, mit Gebärden begleiten.

– Den Segen erfahrbar machen – *im Leben*.

Diann Neu (Mitbegründerin der Vereinigung von Frauen für Theologie, Ethik und Ritual) sieht vor allem fünf grundsätzliche Wege, wie Frauen die Liturgie verändern und die Kirche erneuern können:

– Frauen bringen feministische Anliegen in den institutionellen Gottesdienst ein und geben dem liturgischen Vollzug, der Theologie und der Sprache eine inklusive Gestalt.

– Frauen nehmen das traditionelle Ritual- und Symbolsystem für sich selbst in Anspruch und entwerfen es neu.

– Frauen schaffen neue Rituale, die die spirituellen Erfahrungen von Frauen zum Ausdruck bringen.

– In den Liturgien von Frauen geht es um Heilung.

– *Frauen verbinden Liturgie und Politik*: Ihre Liturgien handeln von Gerechtigkeit; sie nehmen liturgische Symbole und Rituale in ihr politisches Handeln hinein. So fragt feministisch-christliche Spiritualität einerseits nach der religiösen Identität und Integrität von Frauen in unseren Kirchen und andererseits nach den Möglichkeiten von gesellschaftlicher Gerechtigkeit hier und jetzt. Spiritualität ist eine Lebenshaltung, die mit dem Wirken des Geistes rechnet und dieses Wirken sucht, sie rechnet mit der Veränderbarkeit gegebener Zustände und ist getragen von der Vision des Reiches Gottes, in dem „Gerechtigkeit und Frieden sich küssen“. Eine Vision, die mindestens so alt wie Psalm 85,11 ist und die sich auch durch die Predigt des Erfurter Propstes i.R. Heino Falcke im Abschlußgottesdienst des Kirchentages zog.

Literaturhinweise:

Brigitte Enzner-Probst/Andrea Felsenstein-Roßberg (Hg.) Wenn Himmel und Erde sich berühren – Texte, Lieder und Anregungen für Frauenliturgien, Gütersloh 1993.

Frauenstudien- und -bildungszentrum der EKD, Arbeitskreis Feministische Liturgie, Herta Leistner (Hg.), Laß spüren deine Kraft, Gütersloh 1997.

Die vermutlich erste Veröffentlichung zum Thema erschien 1982, ein Artikel von Diann Neu in der kath.-theol. Zeitschrift Concilium (Nr. 18).

Katrin Koch

### **Die Thomasmesse: diakonisch-soziale Elemente im Gottesdienst**

Die Thomasmesse ist eine Gottesdienstform, die aus Finnland kommt. Auf dem Leipziger Kirchentag wurde sie am Donnerstag abend in der Philippuskirche gefeiert. Ich werde in diesem Bericht meine subjektive Erfahrung schildern.

Ihr Name leitet sich von dem ungläubigen Thomas ab. So ist sie ein „Gottesdienst für Zweifler und andere Christen“. Die Thomasmesse wird von einem Team vorbereitet, das sich aus Laien und Fachleuten, aus Frauen und Männern, aus Alten und Jungen zusammensetzt. An den Tüchern, die sie trugen, war das Vorbereitungsteam der Thomasmesse auf dem Kirchentag in Leipzig erkennbar und somit für jeden Gottesdienstbesucher jederzeit ansprechbar.

Der Gottesdienst enthält die Elemente eines „normalen“ Gottesdienstes. Allerdings dauert er viel länger – hier waren es zweieinhalb Stunden –, die jedoch rasch vorbei waren. Dabei werden viele neue (besonders Taizé-) Lieder gesungen. Etwas besonderes war die Predigt, die von einem Mann und einer Frau zusammen gehalten wurde, indem sie sich in der Rolle des ungläubigen Thomas und in der Rolle der Maria von Magdala unterhielten.

Auf das mir am wichtigsten erscheinende Element möchte ich nun näher eingehen: die offene Zeit. Offene Zeit heißt, daß es jedem Gottesdienstbesucher und jeder Gottesdienstbesucherin selbst überlassen bleibt, was er oder sie mit dieser Zeit (eine halbe Stunde) anfängt. Es werden verschiedene Möglichkeiten angeboten, sie zu gestalten. Man darf auch einfach nur auf seinem Platz sitzen bleiben. Dadurch wird auf die Bedürfnisse der Gottesdienstteilnehmer individuell eingegangen, sie kommen selbst zur Geltung, bringen sich, ihre Wünsche und Fragen ein und sind damit nicht allein gelassen, weil jederzeit ein Ansprechpartner Zeit für sie hat. Die Kirche war zu diesem Zweck auch räumlich umgestaltet, so daß in verschiedenen Ecken verschiedene Bereiche eingerichtet waren, bunte Tücher aufgehängt waren, und Kerzen für Wärme sorgten.

Zu Beginn der offenen Zeit wurden die verschiedenen Möglichkeiten zu ihrer Gestaltung genannt. Für diejenigen, die sich gerne mit den Predigern über das Gesagte unterhalten mochten, gab es die Möglichkeit, dies in einem extra dazu bestimmten Raum zu tun. Dadurch können offen gebliebene Fragen geklärt und andere Ansichten ausgetauscht werden, und jeder kann seine persönliche Erfahrung mit der Predigt in seinem Lebenszusammenhang äußern.

Die Leute, die sich zur Stille in den Meditationsraum zurückziehen wollten, wurden gebeten, dies gleich am Anfang zu tun, damit dieser dann ver-

schlossen werden konnte, und wirklich Ruhe darin zu finden war. Diese Meditation, die ich zwar selber nicht zur Gestaltung meiner offenen Zeit gewählt habe, halte ich für sehr wichtig. Dadurch wird jedem die Möglichkeit gegeben, ruhig zu werden und nicht nach vorgeschriebenen Formen an bestimmten Handlungen teilzunehmen, sondern alleine stille Zeit zu haben. In den herkömmlichen Gottesdiensten ist die Stille, wenn es überhaupt eine gibt, meist viel zu kurz. Viele Menschen wünschen sich jedoch, im Gottesdienst einmal zur Ruhe zu kommen.

Still werden konnte man auch vor dem Hauptaltar, vor dem man eine Kerze anzünden und beten konnte. Ich empfand als es sehr schön, die eigene Kerze inmitten von vielen anderen Kerzen brennen zu sehen, wobei jede Kerze mit ganz individuellen Wünschen, Dank und Gebeten entzündet worden war. Mit anderen am Hauptaltar zu beten, jeder für sich, aber doch jeder zu dem einen Gott, der jeden von uns hört, schafft ein Gemeinschaftsgefühl.

An einer aus Steinen errichteten Klagemauer konnte man seine Klagen auf kleine Zettel schreiben und in die Ritzen der Mauer schieben. Sie wurden später von niemandem gelesen. Seine Klagen vor Gott zu bringen, halte ich für sehr wichtig. Warum fehlt dieses Element in herkömmlichen Gottesdiensten, obwohl es doch schon lange die Klagepsalmen gibt?

Fürbitten, die man auf Zettel formulieren konnte, wurden entweder in den sich anschließend fortsetzenden Gottesdienst aufgenommen oder an Hauskreise verschickt, die sie in ihre Fürbittengebete mit aufnehmen sollten. Gerade wenn man als Gottesdienstteilnehmer dann beim Fürbittengebet weiß, daß dies von irgendwo im Gottesdienst sitzenden Menschen formulierte Fürbitten sind, und wenn derjenige, der sie niedergeschrieben hat, weiß, daß jetzt alle, die in der Kirche sitzen, mit ihm zusammen diese Bitte beten, wird das Füreinanderdasein, das Einbeziehen eines jeden, das soziale Element deutlich.

Besonders stark trat dieses Element allerdings in der Segnung und Salbung hervor. Ich selbst habe sie als sehr wohltuend empfunden. Man ging zu einem der Leute des Vorbereitungsteams, um sich segnen und salben zu lassen. Wenn man es wollte, konnte man sagen, für was man um den Segen bat. Ich selber habe dies getan und es als unheimlich schön empfunden, bei der Segnung und Salbung Worte, die sich auf meinen Wunsch der Segnung bezogen haben, mitzubekommen. Mit Öl machte die mich segnende Frau ein Kreuz in meine rechte und in meine linke Hand sowie auf meine Stirn, jeweils mit persönlichen Worten oder einem Bibelters verbunden. Jeder wird so in seiner jetzigen Situation wahrgenommen, ihm wird zugehört und durch den Körperkontakt bei der Handauflegung entsteht Nähe. Verständnis, Zeit, Ermutigung etc.

werden vermittelt. Ansonsten hatte das Vorbereitungsteam für Gespräche jeglicher Art immer Zeit.

Abschließend halte ich es für wünschenswert, wenn die Thomasmesse auch in „normale“ Gemeinden ihren Einzug hält, wenn sie hier ab und zu gefeiert würde. Sie wahrt ja trotz der Neuerungen die Elemente eines herkömmlichen Gottesdienstes. Wichtig finde ich, daß die Thomasmesse von vielen gemeinsam vorbereitet wird, daß sich die Gottesdienstteilnehmer selbst einbringen, und daß nicht einer den ganzen Gottesdienst alleine hält. Gerade kirchenfernere Menschen könnten hier vielleicht das finden, was sie sonst vermissen: Zeit füreinander, für sich selbst, für Gott; Ruhe in der Alltagshektik; Verständnis für individuelle Probleme; Geborgenheit; Gespräche; ... – kurz: Liebe, soziale und diakonische Elemente, die doch unmittelbar aus unserem Glauben an Jesus Christus heraus folgen, in erstarrten Gottesdiensten jedoch viel zu oft untergehen. Vielleicht wäre es auch einfach schön, Teile aus der Thomasmesse manchmal in den „normalen“ Gottesdienst mit hineinzunehmen. Dazu möchte ich alle ermutigen!

Esther Immer/Matthias Hoffmann

### Die Theologie des Lebens

Am Anfang eines jeden Kirchentages steht zunächst einmal eine Herkules-Aufgabe: die Odyssee durch die schier unermeßliche Vielfalt des Programms, das diesmal den stattlichen Umfang von 576 Seiten hatte (gegenüber dem Hamburger Kirchentag von 1995 eine Steigerung um 34 Seiten). Auf einer solchen Reise können einem schon einige graue Haare wachsen, denn es gestaltet sich immer wieder als schwierig und unbefriedigend, die eine Veranstaltung zu wählen, die zeitgleich stattfindende andere dafür aber zu verwerfen, obwohl beide genau das wären, wonach man schon immer gesucht hat oder an dem jemand teilnimmt, den man „unbedingt mal gehört haben muß“. Den Rat eines erfahrenen Kirchentagsbesuchers: „Trauere nicht dem nach, was Du nicht machen konntest, sondern freu' Dich an dem, was Du machen kannst!“ kann man als guten Reiseführer mit auf den Weg nehmen.

Dieser Kirchentag in Leipzig stand nun aber unter etwas anderen Vorbedingungen. Zum einen hatte er durch den Titel „DWI-Exkursion“ einen offiziellen Charakter (wobei das Offizielle durch den leichtlockeren Umgang innerhalb der Gruppe angenehm kontrastiert wurde), zum anderen war klar, daß man sich im Hinblick auf den Bericht für das DWI-Info am besten auf einen geschlossenen Themenbereich beschränken sollte.

Relativ schnell wurden wir dabei in diesem Programm unter dem Themenbereich „Glaube und Kirche“ fündig: am Freitag sollte ein liturgischer Tag

unter dem Titel „Ökumene – Theologie des Lebens“ stattfinden. Genauer beschrieben wurde die Veranstaltung mit der Überschrift: „Neue Schritte im konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung: die Theologie des Lebens“.

Weder von der „Theologie des Lebens“ noch von den im weiteren Verlauf genannten „Zehn Grundüberzeugungen von Seoul 1990“ hatten wir bisher gehört. Da es aber gerade zu den Stärken des Kirchentages gehört, neue Impulse zu geben, entschieden wir uns für diesen Themenbereich. Eine weitere Entscheidungshilfe spielte dabei die Tatsache, daß im Laufe der Veranstaltung Christinnen und Christen von den verschiedenen Kontinenten zu Wort kommen würden. Da sich diese Welt durch starke Kontraste auszeichnet (als Stichwörter seien genannt „Erste und Dritte Welt“, „Nord und Süd“, „Industrie- und Entwicklungsländer“), versprach dies eine abwechslungsreiche und kontroverse Veranstaltung zu werden.

Erfreulicherweise entschied sich die Exkursionsgruppe dafür, den Eröffnungsgottesdienst in der Alten Messe in Halle 7 zu besuchen. Dieser Internationale Gottesdienst mit Teilnehmern aus der weltweiten Ökumene war gleichzeitig Auftaktveranstaltung für die „Theologie des Lebens“. Bereits beim Eintreten in die sehr große Halle erkannte man, worum es bei dieser Veranstaltung gehen sollte: In der Mitte der oberen Längsseite war eine Bühne aufgebaut worden. Dort hingen von der Decke 10 Vorhänge in jeweils unterschiedlichen Farben. Auf jeder von ihnen stand eine der 10 „Grundüberzeugungen von Seoul“. Links außen hing das Logo der „Siebten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in Seoul“: Eine Weiße Taube vor einer Weltkugel, die durch die Worte: „Gerechtigkeit – Frieden – Bewahrung der Schöpfung“ umrahmt wurde. Rechts außen hing das Logo der bevorstehenden „Achten Vollversammlung der ÖRK in Harare, Simbabwe“. Dieses von dem Künstler Edwin Hassink gestaltete Zeichen erschloß sich uns aber erst durch die Beschreibung in dem ausgeteilten Programmheft: „Ein kursives Kreuz wird von verschiedenen Bewegungen gebildet, die zu einer einzigen Bewegung zusammenkommen – oder: Wir sehen die Silhouetten zweier Menschen, die in einer Bewegung des Fröhlichseins verschmelzen.“ Wenn auch dieser Sinn aus dem Logo nicht sofort zu erschließen war, zeichnete es sich aber durch eine farbenfrohe und elegante Gestalt aus.

Auf der Bühne selbst trat in der nächsten Stunde ein buntes Gemisch aus den verschiedensten Nationen, Kulturen und Völkern auf. Alle Lesungen wurden in Deutsch und Englisch vorgenommen. Besonders eindrücklich war die Fürbitte, die von Menschen aus Ungarn, den USA, Angola, Deutschland und Nordkorea in der jeweiligen Landessprache verlesen wurde.

Die Predigt über Mt. 5,2-10 wurde von Pfarrer Friedrich Schorlemmer in dem für ihn typischen markant-aufrüttelnden Stil gehalten. Dabei ging es um den immer noch existierenden Gegensatz zwischen West- und Ostdeutschland („Die Mauer in den Köpfen“), den Nord-Süd-Konflikt und die Bedrohung der Schöpfung. Bei vielen in der Gruppe herrschte die Meinung, daß es sich dabei um eine sehr politische Predigt gehandelt habe, manche sprachen sogar von einer Ansprache. Die Frage ist sicherlich angebracht, inwieweit eine Verbindung zwischen dem Bibeltext und dem angesprochenen Inhalt hergestellt werden kann, ohne daß der Text in den Hintergrund rückt. Bedenkt man aber den Kontext, aus dem Schorlemmer redet, so wird die Ehrlichkeit und Authentizität seiner Auslegung deutlich. Symptomatisch war hier die Bemerkung eines Teilnehmers: „Wenn einer so reden darf, dann er!“

Diesen Ausspruch kann man als Motto für den darauffolgenden Abend und für die Veranstaltung an sich nehmen. Unter dem Titel „Geschichten, Musik und Tanz aus der weltweiten Ökumene“ wurde von Menschen verschiedener Nationalitäten ihre Situation geschildert. Dabei wechselten sich Geschichten mit Tanz bzw. Gesang jeweils ab. Im ganzen war der Vortrag des Programms überaus beeindruckend. Der Bogen reichte von Palästina über Süd-Afrika und Kuba bis nach Indien. Viele dieser Geschichten hätten aber durch kritisches Nachfragen vertieft und glaubwürdiger werden können. Aber durch den Podiumsmoderator, der durch seine unkritische und übersensible Art eine für den Kirchentag leider oft zutreffende „Betroffenheitsstimmung“ verbreitete, wurde dies unmöglich gemacht. Exemplarisch ist dabei das Verhalten nach einer Geschichte einer palästinensischen Christin über die Enteignungen in ihrem Land. Einer ihrer letzten Sätze war, daß das Schweigen gebrochen werden muß. Der Moderator aber fand, daß nach so einer Geschichte eine Schweigeminute angebracht sei, und nach dieser stimmte er das „Herr, erbarme Dich“ an. Das Programm lief dann weiter.

Der eigentliche „Liturgische Tag der Ökumene – Theologie des Lebens“ fand am Freitag statt. Er begann damit, daß die „10 Grundüberzeugungen von Seoul“ den Zuhörer/innen vorgestellt wurden. Zunächst wurden sie paarweise jeweils auf Deutsch und Englisch vorgelesen, zwischen den Paaren unterbrochen von dem offiziellen Kirchentagslied „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“. Danach wurden sie noch einmal als Lied vorgetragen, wobei für jede der 10 eine Kerze auf die Bühne getragen wurde. Dieser anschauliche Vorgang wurde an diesem Tag dreimal wiederholt. Es war eine gute Methode, den Menschen in der Halle diese Thesen einprägsam näher zu bringen.

Die 10 Grundüberzeugungen lauten wie folgt:

1. Alle Ausübung von Macht muß vor Gott verantwortet werden.
2. Gott steht auf der Seite der Armen.
3. Alle Rassen und Völker sind gleichwertig.
4. Mann und Frau sind nach dem Bilde Gottes geschaffen.
5. Wahrheit gehört zur Grundlage einer Gemeinschaft freier Menschen.
6. Wir bekräftigen den Frieden Jesu Christi.
7. Gott liebt seine Schöpfung.
8. Die Erde gehört Gott.
9. Wir bekräftigen die Würde und das Engagement der jüngeren Generation.
10. Die Menschenrechte sind von Gott gegeben.

Entstanden sind sie, wie bereits oben gesagt, auf dem Konzil von Seoul in der Einheit III des Ökumenischen Rates, um eine neue Phase im konziliaren Prozeß zu eröffnen. Sie bilden den Schwerpunkt der Theologie des Ökumenischen Rates und sind das Ergebnis eines langwierigen Prozesses. Seit 1994 läuft zu diesen Grundüberzeugungen ein Studienprozeß um die ganze Welt, der im Januar 1997 mit der Tagung der Kommission der Einheit III gebündelt wurde und nun der „Achten Vollversammlung des ÖRK in Harare/Simbabwe“ vorgestellt werden soll.

Ein Beispiel für diesen Studienprozeß war die Dalet-Gruppe aus Indien, die sich nach der Eröffnung und der Bibelarbeit zu Römer 3,21-26 den Zuhörern vorstellte. Dalets, die „Unberührbaren“, leben über ganz Indien verteilt. Sie wohnen auf dem Land am Rand des Dorfes, in den Städten in den Slums. Es gibt ca. 150 Mio. von ihnen, und alle sind, mit den Worten eines Sprechers ausgedrückt, „schwach, arm, machtlos, die Ärmsten der Armen“. Gottes Option für die Armen (These 2) drückt sich nun in der Befreiung der Dalets aus, das heißt konkret: vorgehen gegen Armut und das Kastensystem. Da dieses sogar noch in der indischen christlichen Kirche existiert, ist die Situation um so ernster, denn die Regierung erkennt die Christen-Dalets nicht mehr als solche an, da sie ja keine eigentlichen Dalets mehr sind! Dabei sind nach Auskunft des Sprechers bis zu 70 % der Kirchenmitglieder Dalets. „Theologie des Lebens“ ist für die Dalets von daher eine „Theologie des Kampfes, der Gegenkultur, der Ausgeschlossenen“.

Am deutlichsten stellte Prof. Dr. Tink Tinker aus Denver, USA, die Bedeutung der 10 Grundüberzeugungen dar. Auslöser für ihre Entstehung waren Probleme mit dem konziliaren Prozeß. Dabei fühlten sich die Kirchen, die außerhalb Europas und Nord-Amerikas liegen, innerhalb der herrschenden Theologie nicht ausreichend genug vertreten. Insbesondere gilt dies für die universale Sprache der Theologie, die europäisch geprägt worden ist. Am Beispiel des Wortes „Jesus is Lord“ machte Prof. Tinker, der selbst indianischer Abstammung ist, klar, wie schwierig es für indianische Christen ist, diese Formel zu übernehmen, da in ihrer Sprache das Wort „Lord“ nicht existiert und es durch die leidvollen Erfahrungen mit den europäischen Siedlern

für sie eine Erinnerung an die fast vollständige Zerstörung ihrer Kultur hat. Prof. Tinker plädierte deshalb eindrücklich für eine neue Sprache der Theologie, die diese Umstände berücksichtigen sollte. In ihr sollten dann auch konfessionelle Hürden nicht mehr zu hoch angelegt werden. Er unterstrich dies mit einer Frage im Blick auf die lutherischen Bekenntnisschriften: „Wie kann die Wahrheit nur in Dokumenten des 16. Jahrhunderts aus Deutschland in Latein vorhanden sein?“ (Prof. Tinker ist übrigens selbst Lutheraner.)

Dieser eher negativen Abgrenzung einer „Theologie des Lebens“ stellte Prof. Dr. Jürgen Moltmann aus Tübingen eine positive gegenüber: Der Frage „Wovon werde ich befreit“, die bisher im Vordergrund stand, ordnet er als gleichberechtigten Partner die Frage „Wozu werde ich befreit?“ zu. Er sieht in dem Heiligen Geist die „Quelle der Kraft“, die zu einem neuen Leben führt und alle Bedrohungen und Gefahren beseitigen kann. Von daher ist eine neue „theologische Sprache der Trinität“ zu entwickeln. Über die Rede vom Heiligen Geist kann man sich auch den anderen Religionen annähern, da er auch in diesen aktiv wirkt. Von diesen können Christen und Christinnen lernen, z.B. von den Naturreligionen und ihrem Verhältnis zur Schöpfung. Generell wird seiner Meinung nach in der Theologie zu viel Zeit auf die Beschäftigung mit der Vergangenheit verwandt als auf die Gegenwart.

Wir sind nicht mehr zur Abendveranstaltung und der damit verbundenen Aussendung der Delegierten zur ökumenischen Vollversammlung nach Harare geblieben. Dazu waren unsere Köpfe zu sehr damit beschäftigt, das Gehörte zu verarbeiten. Was wir gehört hatten, war nämlich eine praktisch komplette Infragestellung unserer theologischen Ausrichtung. Es war uns nicht möglich, jetzt einfach Beifall zu klatschen und zur Tagesordnung überzugehen, wie es ein Großteil der Halle getan hat. Prof. Tinker brachte die notwendige Konsequenz mit dem Satz auf den Punkt: „Es ist Zeit, die westlich-nördliche Lebensweise aufzugeben und sich einzuschränken.“ Bleibt nur die berechtigte Frage, ob die Menschen in der Halle dieser Forderung auch nachkommen werden.

Vieles in diesen Veranstaltungen hat Anstoß bei uns erregt: Die Ablehnung der wissenschaftlichen Theologie, die pauschale Verurteilung der westlichen Regierungen, der unkritische Umgang mit Kulturen wie den Naturvölkern. Die Intensität der Darbietungen, die sich durch ein leidenschaftliches Engagement auszeichnete, war jedoch beeindruckend und hat gezeigt, daß ein Umdenken erforderlich ist. Dies gilt vor allem für die etablierte Theologie, die vor die Entscheidung gestellt ist, sich entweder einem wahren Dialog zu stellen, der durchaus dazu führen kann, daß bisher feststehende Tatsachen plötzlich in Frage gestellt werden, oder ob sie sich nur noch um sich selbst drehen will und den Kontakt zu den Menschen verliert.

Katja Kersting

### Forum Migration und Rassismus

Mit dem Problemkreis der weltweiten Wanderungsbewegungen und Verstöße gegen die Menschenrechte sowie dem Gespräch zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Religionen und ihrem gemeinsamen Engagement ist ein Handlungsfeld christlicher Nächstenliebe berührt, das von den Diakonischen Werken bisher nur am Rande betreten wird. Als eine besondere Herausforderung in unserer Zeit kann es weder auf kirchlicher noch auf nationaler Ebene allein bewältigt werden. Der Dialog mit Vertretern aus Politik und Wirtschaft, Aktionsgruppen und Bürgerinitiativen ist unentbehrlich.

Das Forum für Migration und Rassismus im Themenbereich „miteinander leben: Gerechtigkeit erhöht ein Volk“ fand am Donnerstag, den 23. Juni, in der alten, lichtdurchfluteten Ernst-Gruber-Halle auf dem Gelände der Fakultät für Sportwissenschaften statt. Es wurde eröffnet von der Bibelarbeit des Theologen Christof Ziemer aus Sarajewo zu Jesaja 58,1-14. Angesichts der aktuellen Abschiebungen von bosnischen Flüchtlingen in ihre ehemalige Heimat und seiner eigenen Erfahrung der extremen Lebensbedingungen in diesem Gebiet, nützte er den Anlaß, den Ernst der Lage zum Ausdruck zu bringen, was verständlich ist. Er nahm dazu einige Aspekte des Bibeltextes zum Anknüpfungspunkt, aber ohne dessen Gedankengang und Stimmungsverlauf durchgehend zu folgen. Die Form der Scheltrede z.B. sei problematisch, denn es würden viel zu viel und zu laut die Schuldgefühle in der Welt vermehrt. Jesaja 58 sei ein Freiheitstext, und man solle sich lieber um die Freiheit der anderen bemühen, dann werde man auch selbst freier. Freiheit und Freude im Verzicht auf Arbeit seien auch die Bestimmung des Sabbats. Dies sei von aktueller Relevanz, denn solch ein Verzicht müsse anderen zugute kommen. Wer diese nicht-moralische Tendenz übersehe und Menschen zum Objekt seiner Schuldgefühle mache, schüre deren Haß. In Sarajewo durchwühlten Hochschullehrer nachts heimlich den Müll, um etwas Eßbares zu finden. Die Moscheen im serbischen Teil Bosniens seien bis auf die Fundamente vernichtet. Angesichts dieses Ausmaßes von Not und Zerstörung mute der Appell Jesajas zum ‚Rissevermauern‘ bescheiden an. Die Kirche dagegen gebe sich in ihren „großkotzigen“ Programmen dauernd mehr Gewicht, als sie wirklich besitze. Sie müsse lernen, sich die wahre Reichweite ihres Einflusses einzugestehen. Erst dann werde sie nur noch Versprechungen machen, die sie auch einhalten könne, und damit ‚eine Wasserquelle sein, deren Wasser nicht trügen‘. Eine gewisse Bitterkeit in der Rede war nicht zu überhören.

Im Anschluß an die Bibelarbeit folgte ein Podium zum Thema „Grenzgänger-Grenzschränker-Grenz-

verächter“<sup>4</sup>. Hier trafen Menschen, für die Ländergrenzen ein immer geringeres Hindernis darstellen, und solche, die Grenzen nur noch auf illegalem Wege überschreiten können, mit denen zusammen, deren Beruf u.a. darin besteht, erstgenannte und ihre Grenzen vor jenen zu schützen. Die Redebeiträge der Geladenen und in so unterschiedlicher Weise durch das Grenzproblem Betroffenen mußten die Zuhörer nachdenklich stimmen. Sie konnten übrigens kaum die Hälfte der Halle füllen.

Erst einmal aber gelang dem Kabarett von Lutz Rosenberg-Lipinsky und Ferdinand von Seebach aus Hamburg eine herzerfrischende Einleitung. Eine der möglicherweise hier und da aufblitzenden, selbstentlarvenden Erkenntnisse könnte gewesen sein: In vielerlei Hinsicht leiden wir an uns selbst und unserem Land, verdrängen dies aber gewöhnlich und können gerade deswegen fremde Menschen nicht ertragen. Der/die bzw. das Andere könnte ja besser sein! Dabei schwanken wir zwischen Idealisierung und Diskriminierung der ‚Ausländer‘. Wir schaffen es nicht, in ihnen einfach andere Menschen mit Stärken und Schwächen zu sehen.

Ein Iraker und ein Chinese, denen es beiden gelang, in Deutschland als Asylberechtigte anerkannt zu werden, berichteten von ihren Fluchtwegen. Die Erzählungen sprechen für sich. Kerim Al Fasli ließ sich bis an die deutsche Grenze in einer Kiste einsperren. Dort angelangt wurde er aber von der Grenzpolizei sofort mit Handschellen gefesselt und in die Tschechei abgeschoben. Nur weil die dortigen Behörden strikt seine Aufnahme verweigerten, konnte er schließlich in Deutschland bleiben.

Nicht einfach hatte es da Jörg Haslinger, Abteilungsleiter im Bundesgrenzschutzamt Frankfurt/Oder, in seiner Funktion, den verhinderten Chef zu vertreten. Die eigentliche Aufgabe des Grenzschutzes sei es, die Grenzkriminalität zu verfolgen, nicht Jagd auf Flüchtlinge zu machen. Nun ist aber die Verhinderung der sogenannten illegalen Zuwanderung in diese Tätigkeit einbegriffen. Die Moderatorin Ciler Firtina, Journalistin und Kurdin aus Köln, warf in ihrer spontanen und quirligen Art die Frage ein, ob nicht eher die wirklich gefährlichen Kriminellen unbehelligt über die Grenzen führen, Flüchtlinge aber dort zugrunde gingen. Diese Frage war dem Publikum im Verlaufe der Diskussion zur eigenständigen Beantwortung aufgegeben. Auch Herrn Haslinger lag es fern zu bestreiten, daß es an der Ostgrenze zu Toten gekommen ist, und er bedauerte dies sehr. Die Nachricht vom Ertrinken eines kleinen Mädchens hatte noch vor wenigen Tagen eine größere öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Das Problem ist, daß es kaum noch möglich ist für Asylsuchende, in Deutschland auf legalem Einreiseweg ein Aufenthaltsrecht zu erlangen. Denn seitdem der neuformulierte Art. 16a des Grundgesetzes in Kraft getreten ist, konnten die Innenministerien erheblichen Einfluß auf die gesetzliche Bestimmung sogenannter sicherer Drittstaaten (über die EG hinaus) nehmen.

Seitdem ist die BRD von einem Ring von Staaten umgeben, in denen angeblich die Einhaltung von Menschenrechten und Grundfreiheiten gewährleistet ist. Wer einmal deren Boden betreten hat, hat kein Recht mehr, noch nach Deutschland zu kommen.

Helmut Dietrich von der Forschungsgesellschaft Flucht und Migration zählte eine Reihe von Fakten auf: Seit der Asylrechtsänderung im Jahre 1993 sind 60 Menschen bei dem Versuch, unbemerkt die Grenze zu überwinden, zu Tode gekommen. Die meisten von ihnen seien in der Oder oder Neiße ertrunken, darunter auch Kinder von Tamilen. Im letzten Jahr seien 22.000 Menschen vom Bundesgrenzschutz gefaßt worden, von den 90 % innerhalb von 45 Stunden nach Polen, Tschechien, Bulgarien oder Rumänien abgeschoben worden seien. Die Sicherheit dieser Länder für Flüchtlinge sei laut Herrn Dietrich aber zu bezweifeln, weil etwa ein Drittel von da in weitere Länder abgeschoben werde, die teilweise sogar die Herkunftsländer seien. So sind bereits 1994 in Polen mit Bundesgeldern Abschiebegefängnisse errichtet worden. Außerdem seien die polnischen Grenzen analog zur ostdeutschen Grenze u.a. mit Flutlichtanlagen ausgestattet worden. Bis zur europäischen Ministerkonferenz im Juni 1996 war Abschiebehaft nach polnischem Recht jedoch nicht erlaubt. Dann aber wurde von Gefängnissen in Warschau berichtet, sie seien mit Roma vollgestopft worden. Alle hätten zwangsweise Abschiebehaftanordnungen unterschreiben müssen im Glauben, es handle sich um Asylanträge!

Im Gegensatz zu diesen dramatischen Ereignissen lobten deutsche, tschechische und polnische Bewohner der Grenzgebiete das gute nachbarschaftliche Klima und die reibungslose Passage zwischen den Ländern. Als gut wurde auch die Zusammenarbeit mit der Grenzpolizei bezeichnet, deren Präsenz hoch geschätzt wird. Denn vor dem Anstieg der Kriminalität fürchten sich alle. Es besteht aber die Gefahr, daß gefährliche und unwahrscheinliche Feindbilder geschürt werden. Herr Dietrich erwähnte Anschläge an Telefonzellen in der sogenannten 30km-Zone, durch die die Bevölkerung dazu ermutigt wird, der Polizei Hinweise zu übermitteln, wenn ihnen unbekannt, fremdländisch wirkende Menschen auffallen sollten. Die im eigentlichen Sinn Kriminellen aber seien international so gut organisiert und besäßen ein solches Geschick in der Fälschung von Pässen, daß sie in ihren guten Anzügen und schweren Wagen unbehelligt an den Grenzbeamten vorbeirollten. So beklagte es besonders Ute Ludwig vom Projekt Bella Donna, Frankfurt/Oder. Sie bemüht sich um Kontakt zu überwiegend osteuropäischen Frauen, die den Nutznießern der Grenzprostitution zum Opfer gefallen sind, welche aus dem Handel mit Frauen riesige Gewinne erzielen.

Bei den Ängsten und der finanziellen Unsicherheit seiner Landsleute setzt Klaus Hardraht, der sächsische Innenminister, ein, um zu erklären: Wer diese nicht ernst nehme, werde auch die Existenz der schon hier lebenden Ausländer gefährden. Gleichzeitig strich er die Ausgaben seines Landes für Sammelunterkünfte, die Qualität der sächsischen Asylverfahren und die Leistungen für befristet Aufenthaltsberechtigte hervor. Dabei bekundete er seinen Mißmut gegenüber jenen, die meinten, sie hätten das Monopol für Menschlichkeit für sich gepachtet. Das zielte vor allem gegen den Flüchtlingspastor Helmut Frenz aus Hamburg, der mit großer Leidenschaftlichkeit die Lebensbedingungen in Sammelunterkünften anklagte sowie den realen Verlauf von Asylverfahren. Es handele sich hier um eine eklatante Verletzung der Menschenrechte. Wer für Menschen in solcher Notlage die staatlichen Unterstützungen unter das Sozialhilfeniveau absenke, wie dies das revidierte Asylbewerberleistungsgesetz vorgebe, der spreche ihnen den Status ihres Menschseins ab und raube ihnen jede Möglichkeit zur sozialen Integration.

Wo Diskussionsteilnehmer Zustände zur Sprache bringen, die eigentlich nur alle erschrecken können und nur gemeinsam zu verändern sind, werden oftmals jene, die dies tun, persönlich disqualifiziert. Dadurch versucht man, von dem ‚heißen Eisen‘ abzulenken. So war es auch hier. Gerade kirchlich sozialisierte Menschen werden so leicht an einem wunden Punkt getroffen: Wie können sie der kardinalen Schuld verfallen, sich besser zu fühlen als andere? Daß sie sich nicht selbst hervortun wollen, indem sie sich zu Anwälten einer besseren Menschlichkeit machen, wird da gerne übersehen. Besonders von Politikern, die die ganze Last ihrer persönlichen Verantwortung sehr wohl zur Geltung zu bringen wissen. Letzteren sollte es dennoch zugute gehalten werden, wenn sie sich einem Podium überhaupt stellen, auf dem sie damit rechnen müssen, auf harte Kritiker ihrer Politik zu stoßen. Es sollte selbstverständlich sein, war es aber wohl noch nie.

Gegen Ende der Veranstaltung sprachen sich sowohl das ehemalige jüdische Flüchtlingskind Paul Oestreicher, der heute Domkapitular in Coventry/GB ist, als auch der CDU-Parlamentarier Peter Altmeier für die Einführung der doppelten Staatsbürgerschaft aus. Obwohl Oestreicher sich nüchtern zur Einsicht bekannte, daß eine unbegrenzte und unkontrollierte Einwanderung niemals möglich sein könne, erklärte er: „Wir müssen alle zu einer Bürgerbewegung der Einwanderung werden. Die Kirchen besitzen kein Monopol auf diesem Gebiet.“

Am Nachmittag wurde das Forum Rassismus und Migration unter dem Leitsatz „Rassisten sind immer die anderen“ fortgesetzt. Hier ging es weniger um das, was sich an den Grenzen unseres Landes und unserer Gesellschaft abspielt, als um die Innenansicht des Umganges mit sogenannten ausländi-

schen Mitbürgern. Diesmal trug Gisela Oechelhaeuser und ihr Kabarett „Die Distel“ zur Auflockerung und Erheiterung bei. Ciler Firtina und Austen Peter Brandt, Pfarrer in Duisburg, erzählten Episoden aus ihrem Leben. Der farbige Pfarrer kam zu dem Schluß: am gefährlichsten ist nicht der offene Rassismus gewalttätiger Jugendlicher, sondern das, was sich unbemerkt in den Köpfen und Herzen abspielt. Denn dies macht Menschen fremdländischer Erscheinung jeden Tag das Leben schwer. Auch die Kirchen müßten da noch eine Menge Bewußtseinsarbeit leisten. Der Bundestagsabgeordnete Freimut Duve versuchte dagegen, den Gründen für die Ent- und Überfremdungsängste im Deutschland des Jahres 1997 auf den Grund zu gehen und diese ernst zu nehmen. Das Zunehmen von Arbeitslosigkeit und Orientierungslosigkeit besonders im östlichen Deutschland konnte natürlich nicht unerwähnt bleiben. Vom Rassismus selbst Betroffene wissen aber, daß dieser kein neues Phänomen ist. Ralph du Long vom Büro zur Bekämpfung von Rassendiskriminierung in Utrecht/NL war es diesbezüglich sehr wichtig, zwischen Rassismus und Rassendiskriminierung zu unterscheiden, indem er das niederländische Antidiskriminierungsgesetz vorstellte. Gesetze haben nur dann einen Sinn, wenn es auch Institutionen gibt, die ihre Befolgung durchzusetzen vermögen. Rassismus aber sei ein ideologisches Phänomen, und es sei nicht möglich, ihn strafrechtlich zu verfolgen. Laut Theo Samuel aus London kann man aber umgekehrt sagen: „racial iustice preserves that there is racism.“ Theo Samuel ist Mitglied der Churches Commission for Racial Justice des Council of Churches for Britain and Ireland. Roger Böhning, Leiter der Migrationsabteilung der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) in Genf und der Politologe Dieter Oberndorfer aus Freiburg setzten sich dafür ein, auch auf europäischer Ebene ein Rassen-Antidiskriminierungsgesetz durchzusetzen. Zwar könnten Gesetze allein die Welt nicht verändern, aber auf Dauer werden sie da Handlungsweisen beeinflussen, wo Liebe und Mitgefühl augenscheinlich nicht ausreichen. Es gehe um das Prinzip der Gerechtigkeit, und dieses liege immer auch im eigenen Interesse derer, die es anderen zugute kommen lassen. Böhning warnte vor der Aufrechterhaltung eines ungerechten internationalen Wirtschaftssystems. Wer so Flüchtlingsströme produziere, dem würden früher oder später selbst die Lebensgrundlagen unter den Füßen weggezogen.

Alles in allem war dies ein Tag der informativen, lebendigen und begegnungsreichen Auseinandersetzung mit dem Thema „Rassismus und Migration“.

Steffi Gluth

### „Heute ist der ganze Tag ‚nach der Arbeit‘“

In der Leipziger Nikolaikirche fand innerhalb des Themenbereiches „Miteinander leben“ eine Veranstaltung zum Thema „Arbeitslosigkeit – Pest in unserer Gesellschaft“ statt, an der außer Dr. Heiner Geißler, dem stellvertretenden Vorsitzenden der CDU-Fraktion im Bundestag, der Berliner Journalist Matthias Greffrath und der Dresdner Wirtschaftswissenschaftler Ulrich Blum teilnahmen. Die brandenburgische Sozialministerin Regine Hildebrandt mußte – zum Bedauern vieler – leider wegen starker Heiserkeit ihre Teilnahme absagen.

„Arbeitslosigkeit ist das große, schleichende Übel der Gesellschaft. Sie betrifft alle. Die, die den Arbeitsplatz verlieren, und die, die Angst davor haben.“ Diese Einsicht stand über aller Diskussion.

Erfahrungsberichte von Arbeitslosen bildeten den Einstieg in die Veranstaltung. Arbeitslosigkeit wurde aus verschiedenen Perspektiven dargestellt: Die Betroffenen selbst berichteten, ihre Familien, ihre Freunde, ehemalige Kollegen, der Arbeitgeber. Ein Mann sagte: „Ich war wie alle: Als Kind habe ich Räuber und Gendarm gespielt, bin zur Schule gegangen, habe eine Ausbildung gemacht, geheiratet, Kinder gezeugt, ein Haus gebaut, mit den Nachbarn gefeiert. Jetzt ist alles anders geworden. Heute ist der ganze Tag ‚nach der Arbeit‘. Keiner braucht mich. Ich koste nur noch Geld...“ Der Moloch Arbeitslosigkeit – er verletzt die menschliche Würde, grenzt aus, zerstört Existenzen.

In der ersten Gesprächsrunde zwischen Greffrath und Geißler ging es um die Gründe von Arbeitslosigkeit. Geißler nannte mehrere Gründe: Einerseits werden immer mehr Produkte mit immer weniger Menschen produziert („Wir leben im Zeitalter der Technisierung und Computerisierung“), andererseits steigt die Zahl der Erwerbswilligen und auch der Erwerbstätigen. Heute gibt es mehr als 2,6 Mio. Arbeitnehmer mehr als vor 10 Jahren. Auch die schnelle Wissensentwicklung ist ein Grund für die Arbeitslosigkeit. Geißler forderte, daß die Wirtschaft in die soziale Struktur eingeordnet bleibt. Wir bräuchten eine soziale Marktwirtschaft. Die Wirtschaft dürfe nicht sich selbst überlassen bleiben, wir bräuchten politische Entscheidungen. Die Politik müsse Bedingungen für die Arbeitsplatzentwicklung schaffen. Die Antwort auf die Globalisierung der Wirtschaft müsse eine internationale soziale Marktwirtschaft sein. Bei solchen Aussagen Geißlers applaudierte das Publikum, so daß sich ein Zuhörer den vorwurfsvollen Kommentar nicht verkneifen konnte: „Sie sagen hier, was gemacht werden sollte, und tun so, als ob sie von der Opposition wären.“ Als großes Vorbild nannte Geißler die USA: Von den Amerikanern könnten wir lernen, wie man mit modernen Technologien Arbeitsplätze schafft. Beispiele dafür seien die Umwelttechnologie und

vor allem der Dienstleistungssektor. Dazu sei es notwendig, ein technologiefreundliches Klima zu schaffen und Innovationsfähigkeit und Selbständigkeit zu fördern. Risikokapital müsse leichter zu beschaffen sein. In dieser Frage widerspricht Greffrath: Auch in Amerika habe es kein Job-Wunder gegeben. Letztlich seien hauptsächlich Billigjobs entstanden. Greffrath plädiert vielmehr dafür, qualifizierte Arbeit umzuverteilen. Die Trennung in Arm und Reich, in Gutverdienende und ‚Dienstboten‘ sei zu überwinden.

In der zweiten Diskussionsrunde zwischen Blum und Geißler ging es um die Frage, was konkret notwendig sei. Kurz und bündig lassen sich Geißlers Antworten zusammenfassen: Zuerst sei natürlich die Steuerreform fällig; Anreize für kapitalkräftige Firmen aus dem Ausland müßten geschaffen werden, soziale Ansprüche müssen heruntergeschraubt werden: „Wir müssen uns auf den ‚Kern des Sozialstaates‘ besinnen.“

Ein komplexes Thema wurde da in – und auch vor der völlig überfüllten – Nikolaikirche behandelt. Dieses wichtige und brenzlige Thema, von dem viele unmittelbar betroffen sind, lockt viele Zuhörer/innen an. Doch viele verließen schon während der Veranstaltung bzw. noch bevor die erste Diskussionsrunde nach über einer Stunde „Vorprogramm“ begonnen hatte die Nikolaikirche. Das kulturelle Rahmenprogramm nahm breiten Raum und viel Zeit ein. In Anlehnung an die Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ von Brecht und Weill wurde das Programm gestaltet. Das Leben in der Stadt Mahagonny läuft nach der Devise ab: „Denn wie man sich bettet, so liegt man. Es deckt einen keiner zu. Und wenn einer tritt, dann bin ich es. Und wird einer getreten, bist du's.“ Das größte Verbrechen in dieser Stadt ist, kein Geld zu haben. Die Erwartungen vieler Zuhörer nach hilfreichen Antworten in existentiellen Notsituationen, hervorgerufen durch Arbeitslosigkeit, konnten nicht eingelöst werden. Antworten waren aufgrund der Komplexität des Themas nur ansatzweise möglich. Die unmittelbare Betroffenheit vieler sorgte für eine brodelnde Stimmung. Zuschauer riefen verzweifelt in die Menge. Ihre Fragen und Statements wurden mit der Bemerkung abgetan, sie seien vorne nicht zu verstehen. Enttäuscht verläßt manch einer die Veranstaltung. Fragende werden mit oberflächlichen Antworten getröstet. Und gerade die Forderung nach „weniger Sozialstaat“ klingt in den Augen derer, die arbeitslos geworden sind oder denen dies bevorsteht, wie blanker Hohn. In Leipzig sind 16 %, in Magdeburg sogar 20 % arbeitslos! Die erwartungsvolle Stimmung am Anfang wurde nach und nach von Enttäuschung und Resignation abgelöst. Am Ende der Veranstaltung hatten sich viele Reihen gelichtet.

Das Thema „Arbeitslosigkeit – Armut – Gerechtigkeit“ war eines der Hauptthemen auf dem Leipziger Kirchentag. Noch am gleichen Abend fand ein Vortrag „Von der realen Not in diesem Land. Von der

versteckten alltäglichen Armut“ statt, moderiert von Wolf von Lojewski. „Wir wissen viel über Arbeitslosigkeit, aber nichts über den Arbeitslosen.“ Themen dieser Abendveranstaltung waren: Sozialhilfe, Überschuldung, Not der Gemeinden und das Konzept „Die soziale Stadt“ von Armutsforscher Hanesch. Am folgenden Tag hielt Prof. Dr. Friedhelm Hengsbach SJ ein Plädoyer für eine neue Gesellschaft mit dem Titel: „Reichtum im Dienst des Lebens, der Arbeit und der sozialen Gerechtigkeit.“

Christine Ott

### **„Solidarität und Gerechtigkeit – Grundprinzipien einer zukunftsfähigen Wirtschafts- und Sozialpolitik“ – ein Referat von Rainer Eppelmann**

Im Themenbereich „Miteinander leben: Gerechtigkeit erhöht ein Volk“ (Spr. 14,34) referierte am Donnerstag, dem 19.6.1997, um 11-13 Uhr in der Nikolaikirche Leipzig, der frühere ev. Pfarrer Rainer Eppelmann, MdB (CDU), Berlin, zum Thema „Solidarität und Gerechtigkeit – Grundprinzipien einer zukunftsfähigen Wirtschafts- und Sozialpolitik“.

Im folgenden wird sein Referat zusammengefaßt. „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben!“; wer möchte da nicht zustimmen? Aber wie sieht die Realität heute bei uns aus? In Mt 12,41-44 und Lk 21,1-4 wird von einer armen Witwe berichtet, die zwei Scherflein, ein Pfennig, in den Opferstock legte und damit alles gab, was sie hatte. Welches Gottvertrauen! Aber was tat sie am nächsten Tag, als der Hunger kam? Bat sie die Priester, ihre Kinder oder die Menschen auf der Straße um Hilfe? Sicherlich, denn sonst hätte sie nicht überleben können. Sie lebte von der Barmherzigkeit und vom Wohlstand anderer! Deshalb gilt: Im Ernst der heutigen Situation nützen schöne Worte – auch die aus der Bibel – nur, wenn sie wahr sind.

#### *1. Was meint Solidarität und wie solidarisch ist unsere heutige Gesellschaft?*

Solidarität ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in einer Gruppe unter dem Motto „Einer für alle und alle für einen!“. Daraus ergeben sich Merkmale von Solidarität: gemeinsames Handeln, gemeinsame Prioritäten und das gemeinsame Teilen von Chancen und Risiken. Grundlage der Solidarität ist das Zusammengehörigkeitsgefühl und die daraus erwachsende Sicherheit.

Deshalb muß Solidarität überblickt werden können: Solidarität ist nur dort möglich, wo gemeinsame Ziele erkannt und anerkannt werden! Solidarität begrenzt meinen Egoismus. Solidarisch handeln heißt:

- Sorge um die, die nicht mitarbeiten können.
- Verzicht auf Chancen zugunsten der anderen.
- Verzicht und Engagement, denn Selbstbestim-

mung und Autarkie. Der ganze Mensch ist betroffen!

– Konflikt- und Kompromißbereitschaft

Solidarisches Handeln hat immer eine Zielvorstellung, der wir nie genügen können, die aber dennoch überaus wichtig ist.

Wie solidarisch verhalten wir uns heute? Als erstes muß man feststellen: Es ist nicht erkennbar, daß alle Menschen sich für Solidarität einsetzen. Dennoch wird auf dem Kirchentag und in den Gemeinden versucht, solidarisches Handeln einzuüben. Dies geschieht aber auch in vielen anderen Gruppen und Gruppierungen, z.B. in der Entwicklungshilfe, bei Institutionen, die sich um hilfsbedürftige Menschen kümmern: Sozialstationen, Rettungsdienste, Altenheime etc.

Dagegen steht der Entsolidarisierungsdruck der modernen Gesellschaft: schneller, höher, weiter! Jeder ist sich selbst der Nächste! Wir haben viele Informationsmöglichkeiten, z.B. über das Internet, aber wissen wir deshalb mehr? Viel eher zeigt sich, daß die Menschen sich immer weniger für ihre direkte Umwelt und Mitmenschen in ihrer Stadt oder in ihrem Dorf interessieren.

Die Veränderung der Lage der Kirche in der ehemaligen DDR macht dies deutlich. Es kam zur allgemeinen Entfremdung, vor allem auch zu den Westkirchen; es fehlt an sozialen und politischen Gemeinsamkeiten sowie an allgemein anerkannten Zielen und Grundwerten zwischen Ost und West. Wir wissen im vereinigten Deutschland immer noch zu wenig voneinander, als daß wir von wirklicher Solidarität sprechen können. Wir geben die Verantwortung lieber an den Staat und die „Anspruchsberechtigten“ ab.

Was kann solidarisches Handeln heute bedeuten? Es muß in erster Linie das Eingeständnis der Verschiedenheit bedeuten – und zwar nicht als Last, sondern als ungeheure Chance. Jede Biographie hat ihre eigene Würde! Ziel darf nicht eine schnelle Anpassung sein, sondern gegenseitige Anerkennung und gegenseitiges Aufeinanderzugehen. Auch wenn das nicht leicht sein wird: Resignation hat nichts mit solidarischem Leben zu tun! Christen wissen, daß jeder Mensch vor Gott eine eigene Würde hat, sie haben das Gebot der Nächstenliebe und wissen, was Schuld und Schuldvergebung heißt. Deshalb können gerade sie aufeinander zugehen, gemeinsam Zukunft gestalten und so hoffentlich Anstoß geben für viele!

#### *2. Was meint Gerechtigkeit und wie gerecht leben wir heute?*

Das gemeinsame Papier der EKD und der katholischen Deutschen Bischofskonferenz „Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland“ erhielt viel und damit schon verdächtige Zustimmung. Die hochgelobte Qualität des Papiers besteht darin, daß die Kirchen nur dort klare Worte sprechen, wo sie sachlich zuständig sind, in allen

anderen Bereichen stellen sie nur Fragen. Dies ist aber gleichzeitig die große Schwäche des Papiers. Die Kirchen verhalten sich, wie man es von ihnen erwartet und mischen sich nicht konkret in die heutigen Probleme ein: Eine klare Linie zur Alltagswirklichkeit der Menschen, vor allem derer, die am Rand stehen, fehlt.

Gerechtigkeit ist jedoch gerade der Schlüsselbegriff des biblischen Zeugnisses, der alle heilvollen Lebensbedingungen ausmacht. Gerechtigkeit hat ihren Grund in der Gerechtigkeit Gottes! Was aber meint Gerechtigkeit?

Gerechtigkeit bedeutet, jedem das zukommen zu lassen, was er braucht. Dabei ist es aber außerordentlich wichtig, die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten zu unterscheiden. „Jedem das Seine“ wurde in der nationalsozialistischen Zeit teuflisch verkehrt. Mißverständnisse können Gerechtigkeit ins Unmenschliche pervertieren! Gerechtigkeit bedeutet vor allem soziale Gerechtigkeit, die gekennzeichnet ist durch die Parteinahme für alle, die auf Hilfe und Beistand angewiesen sind. Gerechtigkeit bekämpft nicht nur Symptome, sondern sie setzt sich ein für den Abbau der strukturellen Ursachen dafür, daß Menschen die Teilhabe am Leben verwehrt wird.

Wie gerecht leben wir heute? Wachstum hat seine Grenzen und seinen Preis. Wenn den Preis für unser Wachstum andere bezahlen müssen, dann ist das nicht gerecht. Deshalb müssen wir konsequenter über unsere Grenzen nachdenken. „Wir wollten Gerechtigkeit und bekamen den Rechtsstaat“, lautet der resignierte Ausruf vieler Ostdeutscher. Hier zeigt sich die schmerzliche Erfahrung, daß die Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit nicht allein durch Recht durchzusetzen ist; man braucht auch Barmherzigkeit! Z.B. werden Verträge von Eishockeyspielern oft absichtlich so gestaltet, daß sie sich zwischen den Verträgen arbeitslos melden können und dann ein Vielfaches von dem kassieren, was sie einzahlen, ohne im geringsten darauf angewiesen zu sein. Warum zeigen wir ihnen da nicht die rote Karte, sondern bewundern sie und beten sie an? Wir sind im Grunde traurig, daß wir nicht das tun können, was sie tun, daß es uns nicht gelingt, soviel wie möglich herauszuschlagen! Gerechtigkeit kann nicht Gleichmacherei bedeuten! Wir können nicht alle Rechte und Gewinne individualisieren und alle Risiken kollektivieren. Unser Sozialstaat täuscht uns vor, daß der Einzelne schon seine soziale Pflicht getan habe, wenn er seinen Beitrag bezahle. Aber Arme leiden an der persönlichen Isolierung genauso stark wie an ihrer finanziellen Not. Es hat keinen Sinn, gerade den Organisationen, die sich um Wärme und Nächstenliebe bemühen, als erstes das Geld zu entziehen. Hauptziel muß sein, jedem ein lebenswertes Leben zu ermöglichen. Das heißt dann aber auch, gewisse Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen.

Einige Vergleichszahlen: 1967 erhielten alle Schulabgänger einen Ausbildungsplatz, jede 3. Stelle blieb unbesetzt. Es gab 459.000 Arbeitslose, heute 4,5 Mio.; die Staatsverschuldung betrug 24 % des Bruttoinlandsproduktes, heute beträgt sie 60 %; 1967 wurden durchschnittlich 18 % des Verdienstes abgeführt, heute sind es 35 %. Dies führt zu einer steigenden Belastung der Steuerzahler und einer unzumutbaren Situation für unsere Kinder. Und dabei finanzieren die Kommunen nur noch 76 % der Sozialleistungen gegenüber vor 20 Jahren. Diese Entwicklung ist nicht zu verantworten. Seit 1960 hat sich die Rentenlaufzeit um 60 % (= 6 Jahre) verlängert. Wie sollen diese Kosten erwirtschaftet werden? Die Kinderzahl geht stetig zurück, welche finanziellen und strukturellen Auswirkungen wird dies haben? Die Neuorientierung der Wirtschaft im Osten führte zu 20 % Arbeitslosigkeit. Dies alles führt zur schwersten Belastung der sozialen Gerechtigkeit, deshalb muß Solidarität wichtiger sein als Gerechtigkeit. Eigene Ansprüche müssen zurückgenommen werden! Als Richtung, in die es gehen muß, sind zu nennen:

- Flexibilisierung der Tarife,
- Abbau von Überstunden,
- soziale Verpflichtung von Unternehmen,
- Erschließung neuer Märkte,
- rasche Steuerreform,
- Reform von Sozial- und Rentenversicherung,
- Modelle wie Solidaritätsfond im Baugewerbe für Ausbildungsbetriebe.
- Impulse, die vom Kirchentag ausgehen könnten: Unterstützung des Aufbruchs der Bischöfe zu mehr Verständigung und Toleranz, Starten einer großen Initiative für Toleranz und Kommunikationsbereitschaft, Entwicklung und Gestaltung von Foren für zivilgesellschaftliche Prozesse der Meinungsbildung.

Jeder Vorschlag darf kritisiert werden, aber wer kritisiert, muß einen konstruktiven Gegenvorschlag machen.

Ziel muß ein breit angelegter Meinungsbildungsprozeß sein, an dessen Ende konsensfähige Meinungen stehen, die in die Politik eingehen, ähnlich den „runden Tischen“ am Ende der DDR. Die Kirchen sollen diese Diskussion in Gang bringen, fördern und bündeln, kurz die strukturelle Grundlage für diese zivilgesellschaftlichen Prozesse bilden, den Diskussionsstrom für und mit den Politikern in die Hand nehmen und Konflikt- und Kompromißfähigkeit vermitteln. Es muß ein neuer konziliarer Prozeß angestrebt werden: Kirche muß sich für andere dienend einbringen und so Veränderung bewirken. Kirche hat etwas zu sagen!

In den Armen tritt uns Christus selbst entgegen, deshalb sind Solidarität und Gerechtigkeit die zukünftigen Grundprinzipien einer Wirtschafts- und Sozialpolitik und müssen dies bleiben. Wir sind gefragt und unsere Kirchen sind gefragt!

Volker Herrmann

### **Kirchentag in Leipzig – diakonische Kontrastgesellschaft auf Zeit**

Der Kirchentag hat viele Gesichter. Viele Bilder und Formeln sind zu seiner Beschreibung möglich, eine Sicht sei hier vorgestellt. Unter Hinweis auf die vorangehenden Beiträge und in Weiterführung der Erklärungen und Voten auf der Abschluß-Pressekonferenz des Kirchentagspräsidiums sowie aufgrund eigener Anschauungen soll hier mit einigen wenigen Andeutungen versucht werden, den Kirchentag als diakonische Kontrastgesellschaft auf Zeit zu charakterisieren.

Die Spannung, in der sich der Kirchentag in Leipzig befand, läßt sich durch den Gegensatz dreier Veranstaltungsorte veranschaulichen: 1. die Alte Messe als Wahrzeichen und Vorzeigebühne der Mustergültigkeit und Konkurrenzfähigkeit der DDR-Wirtschaft, 2. die Nikolaikirche als Zeichen des friedlichen Aufstandes der Bevölkerung gegen einen unmenschlichen Staat und 3. die Neue Messe als Hochglanz-Schaukasten und High-Tech-Tempel des neuen Wirtschaftlichkeitsdenkens. Erstmals nach der Vereinigung reisten nun über 100.000 Dauerteilnehmer und ca. 20.000 Tagesgäste zu einem Kirchentag in den Osten Deutschlands. Als Landesbischof der gastgebenden Region zeigte sich Volker Kreß erfreut, daß darunter etwa 80.000 Besucher aus dem Westen Deutschlands waren, die nicht der Geschäfte wegen nach Leipzig kamen. Der Begegnung zwischen Ost und West sei dies sehr viel zuträglicher gewesen, als es auf den letzten drei westdeutschen Kirchentagen möglich war, so Kirchentagspräsident Dr. Rainer Meusel. Dies gelte auch für den Brückenschlag nach Osteuropa.

Zugleich fand der Kirchentag als Massenveranstaltung „in einem säkularen Umfeld wie noch nie“ statt (Meusel), doch sei die Gastfreundschaft sowie die hohe Akzeptanz der Veranstaltungen beeindruckend gewesen. Damit sei die Kirche in Ostdeutschland öffentlich gemacht worden (Generalsekretärin Dr. Margot Käßmann). Präsidiumsmitglied Annemarie Schönherr wies hingegen auch auf negative Stimmen hin: „Wenn die mit ihrem Kirchentag kommen, dann fahren wir weg.“ Ebenso war es ihrer Ansicht nach durchaus nicht jeder und jedem möglich zu kommen, da entweder die Teilnahmegebühr von DM 145,- schreckte oder die Furcht, den noch vorhandenen Arbeitsplatz durch die Inanspruchnahme von Bildungsurlaub zu gefährden.

Themen wie Arbeitslosigkeit und Armut spielten auf dem Kirchentag eine große Rolle, wie auch die vorangehenden Berichte zeigen. Die Nikolaikirche etwa war bei entsprechenden Veranstaltungen überfüllt (siehe Foto). Dies ist erstaunlich, bedenkt man, daß die Kirchentagsteilnehmer überwiegend relativ jung sind. Über die Hälfte von ihnen nahmen zum erstenmal an einem Kirchentag teil. Doch auch

in Leipzig sind viele soziale Probleme durchaus handgreiflich zu spüren. Soziale Kälte entlädt sich z.T. in Gewalt, wie es auch Teilnehmer einer in Engelsdorf untergebrachten Besuchergruppe am eigenen Leibe erfahren mußten. Für das Kirchentagspräsidium galt es jedoch, den Einzelfall nicht überzubewerten. Im Vordergrund des Kirchentags stand vielmehr, daß viele Zehntausende vor allem junge Menschen die Möglichkeit nutzten, miteinander zu sprechen, anstatt einander anzuschweigen oder aufeinander einzuschlagen. In diesem Sinne läßt sich der Kirchentag als eine „Kontrastgesellschaft“ (Käßmann) verstehen.

Bei alledem blieb die weltweite Perspektive unserer Wirklichkeit nicht außer Acht. Sie war nicht zuletzt durch die weitgereisten Gäste vertreten. Ein Teilnehmer aus dem Sudan diagnostizierte beispielsweise, daß sich die Kirche in Deutschland in einer tiefen Krise befinde. Vielleicht meinte er damit die Ansicht, nach der der Glaube in das stille Kämmerlein gehöre, während er für ihn zur Bewegung führe, Hände und Füße zu bekommen habe. Auf dem Kirchentag war jedenfalls allenthalben zu erkennen, wo und wie sich aus Glaube, Bekenntnis und Gottesdienst die Hinwendung zur gegenwärtigen Wirklichkeit ergibt, sicherlich manchmal mit

Überschwang oder Resignation durchmischt. In der auf Zeit gegebenen Kontrastgesellschaft des Leipziger Kirchentags spiegelt sich die soziale Verantwortung und diakonische Dimension der Kirche. Es ist zu hoffen, daß dies auch dem Kirchentag der Diakonie unter dem Motto „... und handelt in der Liebe“ im September 1998 in Wittenberg abzuspüren ist. Noch wichtiger ist jedoch, die auf den Kirchentagen

gemachten Erfahrungen in die lange Zeit des Alltags einzubeziehen. Wenn sich bei einigen das Bild einer Gesellschaft festsetzt, die nicht nur als Lobby-system funktioniert, sondern sich durch Begriffe wie Solidarität und Gerechtigkeit charakterisieren läßt, beginnt der lange und mühsame Weg der Umsetzung: „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“.

Wahl des Einladungsplakats zum Kirchentag der Diakonie vom 25.-27.9.1998 in Wittenberg auf dem Rasthof der Diakonie (Markt der Möglichkeiten) Fotos: Volker Herrmann

## VI. Informationen zum Studium am Diakoniewissenschaftlichen Institut

### Schwerpunktstudium (Zusatzstudium)

**1. Ziel des diakoniewissenschaftlichen Studiums** – in Form der Teilnahme an einzelnen diakoniewissenschaftlichen Lehrveranstaltungen und insbesondere in Form des Schwerpunktstudiums – ist die theologische und sozialwissenschaftliche Reflexion über das soziale Handeln von Kirche und Gemeinde. Zukünftigen Pfarrerinnen/Pfarrern und kirchlichen Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern soll im Blick auf relevante Bereiche der Diakonie eine spe-

zifische Zurüstung und Kompetenz vermittelt werden. Voraussetzung für das Erreichen dieses Zieles ist die Einbindung des Instituts in ein weitgefächertes kirchliches, universitäres und gesellschaftliches Beziehungsnetz. Von ihrer Zielvorstellung her muß sich die Diakoniewissenschaft immer neu um die Integration von theologischen und sozial- bzw. humanwissenschaftlichen Forschungsansätzen und -ergebnissen sowie um einen lebendigen Dialog mit Vertretern der Sozial- und Humanwissenschaften bemühen.

**1.1.** Im Blick auf Theologen geht es darum, in die für die kirchliche Praxis wichtigen sozialwissenschaftlichen Disziplinen so einzuführen, daß sie in dieser Hinsicht eine Grundkompetenz erlangen, zum Gespräch sowie zur Teamarbeit mit Vertretern sozialer Berufe befähigt werden und es lernen, die gesellschaftliche Funktion kirchlichen Handelns im sozialen Bereich zu beurteilen.

**1.2.** Studenten anderer Fakultäten bietet das diakoniewissenschaftliche Studium die Möglichkeit, ihr Mitdenken und Mithandeln im Feld der sozialen Praxis der Kirche auf die theologischen und geschichtlichen Grundlagen solcher Praxis zu reflektieren.

**1.3.** In Verbindung mit Fortbildungsmaßnahmen u.a. der Diakonischen Akademie Berlin/Stuttgart soll die Möglichkeit eröffnet werden, in diakonische Berufs- und Aufgabenfelder kontinuierlich hineinzuwachsen.

**2. Die Dauer des diakoniewissenschaftlichen Schwerpunktstudiums** ist in der Regel mit vier Semestern zu veranschlagen. Die Struktur des Curriculums ermöglicht es zwar, die geforderten Lehrveranstaltungen und Prüfungen innerhalb von zwei Semestern zu absolvieren; ein solches Verfahren kann allerdings angesichts des Umfangs des Stoffes nur in begründeten Ausnahmefällen und bei Konzentration auf das Lehrangebot im Rahmen des Curriculums verantwortet werden. In jedem Fall empfiehlt es sich, im Blick auf den Studienaufbau von dem Angebot einer gründlichen, individuellen Beratung durch Mitarbeiter des Instituts Gebrauch zu machen.

### **3. Übersicht über die Lehrveranstaltungen**

#### **3.1. Veranstaltungen zur theologischen Ortsbestimmung der Diakonie**

- *Diakonie I:* Grundzüge einer Theorie der Diakonie (Wesen, Auftrag und Gestalt der Diakonie; biblische Begründungszusammenhänge; ekklesiologische und sozialetische Grundfragen; zeitgeschichtlicher Kontext), 2-st.
- *Diakonie II:* Diakoniegeschichtlicher Überblick mit exemplarischen Schwerpunkten (Die soziale Dimension reformatorischer Kirchenbildung in ihrer Rückbindung auf altkirchliche und mittelalterliche Entwicklungen sowie in ihren Folgewirkungen auf die neuzeitliche, wissenschaftlich-technische Welt), 2-st.
- *Diakonie III:* Geschichtliche und theologische Fragen der Diakonie im Kontext gegenwärtiger Entwicklungen und Herausforderungen, 2-st.

#### **3.2. Sozialwissenschaftlich orientierte Lehrveranstaltungen**

- Die Systeme der sozialen Sicherung, 2-st. (Pflichtprüfungsfach)

- Einführung in die Sozialmedizin, 1-st. bzw. 2-st. (Pflichtprüfungsfach)
- Einführung in die Methoden der Sozialarbeit, 2-st. (Wahlpflichtprüfungsfach)
- Einführung in die Sozialpädagogik, 2-st. (Wahlpflichtprüfungsfach)

**3.3.** Die Themen der diakoniewissenschaftlichen Seminare (Proseminare, Übungen) können folgenden Bereichen entnommen werden:

- Rand-, Problem-, Situationsgruppen (Projektbezogene Arbeitsformen werden angestrebt);
- Gemeinde und Diakonie (ekklesiologische Zusammenhänge; Fragen des diakonischen Gemeindeaufbaus etc.);
- Berufe der Diakonie (Mitarbeiterfragen; Berufswirklichkeit mit ihren spezifischen Schwierigkeiten; Amtsverständnis etc.);
- Methoden und Begründung kirchlicher Beratungsarbeit;
- Probleme weltweiter ökumenischer Diakonie (Entwicklungsarbeit der Kirchen);
- Historische und theologische Begründungsprobleme der Diakonie.

**3.4.** Angestrebt wird - im Sinne eines Angebots - die regelmäßige Durchführung eines Absolventen- bzw. Doktorandenseminars, in dem Fragen aus dem Bereich entstehender Abschlußarbeiten bzw. Dissertationen besprochen werden sollen.

**3.5.** Während des Semesters finden Institutsabende statt, die der Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden sowie Interessenten und dem Institut verbundenen Fachleuten aus dem diakonischen Bereich dienen. Die einzelnen Abende stehen unter einem Thema, das vom Leiter des Instituts in Absprache mit den Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern und den Studierenden festgelegt wird.

**3.6.** In jedem Semester wird eine Exkursion durchgeführt, bei der Einblicke in exemplarische Arbeits- und Problemfelder der Diakonie vermittelt werden. Eine der beiden Exkursionen soll nach Möglichkeit zu Einrichtungen in einem europäischen Nachbarland führen.

### **4. Aufbau und Abschluß des Schwerpunktstudiums**

Nach dem Absolvieren des Curriculums besteht die Möglichkeit, das Schwerpunktstudium mit einem Zeugnis abzuschließen.

#### **4.1. Voraussetzungen für den Erwerb des Abschlußzeugnisses**

- je eine Prüfung im Rahmen der theologisch orientierten Lehrveranstaltungen (3.1.)
- je eine Prüfung im Rahmen der unter 3.2. genannten Pflichtprüfungsfächer;

- eine Prüfung in einem der beiden unter 3.2. genannten Wahlpflichtprüfungsfächer;
- Teilnahme an vier diakoniewissenschaftlichen Seminaren (Proseminaren, Übungen) mit mindestens einem benoteten Seminarschein. – Wird eine Lehrveranstaltung des Curriculums in Form eines Seminars durchgeführt, kann die Teilnahme an einem solchen Seminar in einem Fall mit den vier geforderten Seminaren verrechnet werden. Grundsätzlich kann ein Seminar aus dem Lehrangebot der Theologischen Fakultät, das nicht im Rahmen des DWI-Studiengangs durchgeführt wird, bzw. aus dem Bereich anderer Fakultäten in Hinsicht auf das Curriculum anerkannt werden, sofern das entsprechende Seminarthema einen diakoniewissenschaftlichen Bezug aufweist.
- Teilnahme an einer Exkursion;
- eine diakoniewissenschaftliche Abschußarbeit. Die Themenstellung der Abschußarbeit kann dem gesamten, im Lehrangebot dargestellten Feld von Geschichte, Theologie der Diakonie und bestimmten Fragen der Sozialwissenschaften entnommen sein. Die Arbeit sollte während oder unmittelbar nach Absolvierung des Curriculums geschrieben werden. Empfohlen wird, die Arbeit anzufertigen, solange die/der Studierende an der Universität Heidelberg ist. Sollte die Arbeit ein Jahr nach Absolvierung des Curriculums noch nicht abgeschlossen sein, wird darum gebeten, Kontakt mit dem DWI aufzunehmen, um eine Klärung des Verfahrens zu ermöglichen.

#### 4.2. Prüfungsleistungen:

Gepprüft wird durch den jeweiligen Dozenten; Beisitzer ist ein Mitarbeiter des DWI. Gegenstand der Prüfung ist der Stoff der Vorlesung. Die Prüfung ist in der Regel mündlich und findet am Ende des jeweiligen Semesters statt. Die Prüfung dauert 15 Minuten. Sie kann im Stil eines Kolloquiums durchgeführt werden.

**4.3. Berechnung der Gesamtnote:** Die Noten in den sechs Prüfungsfächern zählen einfach; das Mittel ergibt 50 % der Gesamtnote. Die Note der Abschußarbeit wird ebenfalls als 50 % der Gesamtnote gewertet.

**4.4 Diakoniepraktikum:** Studierenden, die noch keine praktische Erfahrung mit diakonischer Arbeit haben, wird dringend empfohlen, ein Diakoniepraktikum zu absolvieren. Dies kann im Rahmen der Praktika-Angebote der jeweiligen Landeskirchen oder im Rahmen des Diakoniepraktikums, das vom DWI mitverantwortet wird, geschehen.

**4.5. Studienberatung:** Insbesondere in bezug auf das Schwerpunktstudium kommt der Studienberatung eine hohe Bedeutung zu. Die Möglichkeit der Studienberatung sollte vor allem zu Beginn des

Studiums und im Hinblick auf den Studienabschuß genutzt werden.

## Diplom-Aufbaustudium

Das Universitätsgesetz in Baden-Württemberg vom 30.10.1987 hat die Möglichkeit eröffnet, reguläre Aufbaustudiengänge mit Diplomabschuß durchzuführen. Die Landesregierung hat im Einvernehmen mit der Theologischen Fakultät und der Universität Heidelberg das Diakoniewissenschaftliche Institut ermächtigt, einen Diplom-Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft einzurichten.

Mit diesem Studiengang wird auch eine in Kirche und Diakonie bestehende Intention verfolgt, die Ausbildungsbasis im Bereich der diakonisch-sozialen Arbeit der Kirche zu verbreitern und auf ein möglichst hohes Niveau zu stellen. Die Vermittlung einer Grundkompetenz wird angestrebt sowie die Basis gelegt für spezielle Weiterbildungsgänge, z.B. für besondere Leitungsaufgaben im Bereich der Diakonie. Es zeigt sich mehr und mehr, daß für eine verantwortliche Wahrnehmung der diakonischen Aufgaben in der Gemeinde und in den Werken der Kirche Kenntnisse und Fähigkeiten erforderlich sind, die in aller Regel im theologischen Studium zu wenig ausgebildet werden.

Im Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft sollen Kenntnisse der theologischen Grundlagen, der geschichtlichen Entwicklung und der rechtlich-organisatorischen Struktur diakonisch-sozialer Arbeit und Grundkenntnisse ihrer Rahmenbedingungen im sozialen Rechtsstaat vermittelt werden. Darüber hinaus soll in human- und sozialwissenschaftliche Arbeitsweisen und Theorieansätze eingeführt werden; Vertrautheit mit Praxisfeldern der Diakonie sowie entsprechende methodische Fertigkeiten sollen erworben werden.

Bezüglich des angesprochenen Personenkreises sieht die Zulassungsordnung vor, daß neben Absolventinnen und Absolventen theologischer Studiengänge (also nach Abschuß des Examens) Graduierte aus allen für die Diakoniewissenschaft relevanten universitären Studienbereichen zugelassen werden, z.B. aus der Medizin, der Ökonomie, den Sozialwissenschaften oder der Pädagogik. Für Absolventinnen und Absolventen aus den Fachhochschulen ist eine besondere Einwilligung durch den Prüfungsausschuß erforderlich. Sie wird erteilt, soweit der Nachweis „gleichwertiger anderer Leistungen“ erbracht werden kann.

Zum Studium eingeladen sind nicht zuletzt auch Personen, die bereits in der diakonisch-sozialen Praxis stehen und eine diakoniewissenschaftliche Zusatzqualifikation erwerben wollen. Für berufstätige Bewerberinnen und Bewerber ist zu beachten, daß die Einschreibung nur vorgenommen werden kann, wenn die Interessierten auch die für das Studium erforderliche Studienzeit zur Verfügung

haben. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Bereich - gegebenenfalls auch in anderen Dienstzusammenhängen -, die in Stellen mit mehr als 50 % Deputat (ca. 20 Wochenstunden) arbeiten, benötigen in der Regel eine Erklärung des Arbeitgebers, daß sie zum Besuch der Lehrveranstaltungen und zur Erfüllung der Studienleistungen freigestellt werden. In jedem Falle ist es ratsam, daß berufstätige Anwärterinnen und Anwärter vor ihrer Einschreibung Kontakt mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut aufnehmen. Zur Diplomprüfung zugelassen sind Mitglieder aller Konfessionen, die dem Ökumenischen Rat der Kirchen angegliedert sind. Auch hier sind Ausnahmen möglich und werden vom Prüfungsausschuß gegebenenfalls erteilt.

**Studiengang und -dauer:** In der Regel ist vorgesehen, den Studiengang in einem Zeitraum von vier Semestern zu absolvieren. Eine Meldung zur Diplomprüfung ist erst im Anschluß an einen Studienabschluß möglich. Zu der für das Prüfungsgeschehen zu veranschlagenden Zeit tritt neben die dreimonatige Laufzeit für die Fertigstellung einer Diplomarbeit die Vorbereitung auf die daran anschließende mündliche Prüfung.

**Lehrveranstaltungen:** Der Aufbaustudiengang umfaßt folgende Schwerpunkte:

- Biblische Grundlagen, geschichtliche Entwicklungen, systematisch-theologische Zusammenhänge der Diakonie;
- Diakoniewissenschaftliche Theoriebildung;
- Rechtsgrundlagen, Organisation und Stellung der freien Wohlfahrtspflege unter den Rahmenbedingungen des sozialen Rechtsstaates;
- Systeme der sozialen Sicherung;
- Methoden und Theoriebildung der Sozialarbeit; Sozialpädagogik;
- Diakoniewissenschaftlich relevante Aspekte der Soziologie (insb. Religions- und Kirchensoziologie)/Sozialphilosophie;
- Grundfragen spezieller Seelsorge; Beratungsarbeit;
- Ethische Probleme der Medizin, Aspekte der Sozialmedizin;
- Handlungsfelder der Diakonie.

Während des Studiengangs sind darüber hinaus zu absolvieren:

- Eine Exkursion;
- Ein mindestens vierwöchiges Diakonie- bzw. Sozialpraktikum;
- Ein Praxisprojekt, das einem praxisnahen und problemorientierten Lernen in ausgewählten Handlungsfeldern diakonischer Arbeit dient; das Praxisprojekt geschieht unter qualifizierter Begleitung und schließt mit einer Auswertung (Bericht) ab.

Durch eine kontinuierlich und umfassende Beratung soll sichergestellt werden, daß für die Studierenden im Diplom-Aufbaustudium eine Ausbildung ermöglicht wird, die den biographischen Besonderheiten und zugleich den beruflichen Perspektiven möglichst genau entspricht. Wir eröffnen die Möglichkeiten ggf. Studienleistungen in angrenzenden Fachrichtungen (z.B. Gerontologie, Betriebswirtschaft oder (Sozial-)Psychologie) parallel zu absolvieren und anzuerkennen.

Immer wieder werden wir nach den Finanzierungsmöglichkeiten für den Aufbaustudiengang gefragt. Wer nicht von seinem Arbeitgeber bzw. der Landeskirche einen Zuschuß erhält und andere Finanzierungsmöglichkeiten nicht zur Verfügung hat, kann ggf. einen Antrag auf Bafög beim Studentenwerk Heidelberg stellen. Außerdem haben wir mit der Heidelberger Stadtmission und den Diakonischen Werken in Heidelberg und Mannheim vereinbart, daß in Ausnahmefällen eine Mitarbeit gegen Bezahlung in entsprechenden Handlungsfeldern der Diakonie für die Dauer des Studiums ermöglicht wird. Wir empfehlen in beiden Fällen vorher mit uns Verbindung aufzunehmen.

Das Diakoniewissenschaftliche Institut verfügt über eine der umfangreichsten einschlägigen Bibliotheken, die jeweils auf dem neuesten Stand geführt wird, die aber auch alte Bestände aus dem ehemaligen Berliner Institut für Sozialethik und Wissenschaft der Inneren Mission übernommen hat. Zu einem wesentlichen Element des Aufbaustudiums zählen wir deshalb den intensiven Gebrauch unserer Bibliothek und das eigenverantwortliche Literaturstudium.

In der Diplomprüfung, die am Ende jedes Semesters von zwei Dozenten abgenommen wird, kommt es darauf an, Rechenschaft abzulegen von dem im Studium erarbeiteten Sach- und Praxiswissen. Die Diplomprüfung besteht aus drei je halbstündigen Einzelprüfungen, in denen die in § 13 der Prüfungs- und Studienordnung genannten Schwerpunkte behandelt werden. Bei aller notwendigen Breite des Wissens werden dennoch die individuellen Schwerpunkte und Arbeitsgebiete einbezogen.

Für die in § 17 der Prüfungs- und Studienordnung dargelegte Bildung der Gesamtnote gilt der Grundsatz, daß die drei Teilprüfungsergebnisse der mündlichen Prüfung unmittelbar in die Ermittlung der Gesamtnote einfließen.

Im übrigen haben Sie Gelegenheit, mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts kontinuierlich alle anstehenden Fragen zu besprechen. Aus der laufenden Arbeit des Instituts informieren wir in der jährlich erscheinenden Informationsschrift DWI-Info, die von den Studierenden eigenverantwortlich herausgegeben wird.

## **Diplom-Aufbaustudiengang „Diakoniewissenschaft“**

### **Rahmenbedingungen und Zulassungsvoraussetzungen**

- Ort: Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Diakoniewissenschaftliches Institut in der Theologischen Fakultät, Karlstr.16, 69117 Heidelberg
- Studiengang: Diakoniewissenschaft
- Zielgruppe: Absolventen der Studiengänge Theologie, Medizin, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaften, Pädagogik (Sonder- und Sozialpädagogik), Psychologie der Soziologie sowie in besonderen Fällen auch anderer Studiengänge incl.Fachhochschulstudiengänge
- Qualifizierung: Diplom-Diakoniewissenschaftler/in
- Studium: Voll- und Teilzeitstudium
- Studiendauer: 4 Semester (Regelstudienzeit)
- Studieninhalte: Biblische, historische und systematisch-theologische Grundlagen der Diakonie; Theoriebildung und Handlungsfelder der Diakonie; Rechtsgrundlagen und Organisation der Wohlfahrtspflege; Systeme sozialer Sicherung; Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik; medizinische Ethik und Sozialmedizin
- Studienformen: Vorlesungen, Seminare, Übungen, Kolloquien, Exkursionen, Praktika und Praxisprojekte
- Studienabschluß: Diplomarbeit und mündliche Prüfungen
- Studiengebühren: keine (außer Studierendenbeitrag für das Studentenwerk)
- Immatrikulation: in der Regel März bis Mitte April und September bis Mitte Oktober,  
Mo. bis Fr. 10-12 Uhr bei der Universität Heidelberg Seminarstr.2, 69117 Heidelberg, Tel.  
0 62 21/ 54 23 19 (außer 10-12 Uhr)  
unter Vorlage von:
1. Krankenversicherungsnachweis bzw. -befreiung
  2. Ausgefüllte Einschreibeformulare
  3. Reifezeugnis im Original oder andere Zugangsberechtigung
  4. Drei gleiche Paßbilder (nicht bei Umschreibung)
  5. Nachweis über ein abgeschlossenes Studium
  6. Studienbuch
  7. Zulassungsbescheid des DWI in Sonderfällen
- Informationen: Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg, Karlstr.16,  
69117 Heidelberg, Tel.: 0 62 21/ 54 33 36
- Studienberatung: montags 14-16 Uhr (Dipl.-Diakoniewiss. Herrmann),  
dienstags 11-13 Uhr (Dr. Götzelmann)  
mittwochs 11-13 Uhr (Dr. Zitt)  
bzw. nach Vereinbarung  
in der vorlesungsfreien Zeit nach Rücksprache

## **Prüfungs- und Studienordnung der Universität Heidelberg für den Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft**

Vom 6. Dezember 1991

Aufgrund von § 51 Abs. 1 Satz 2 des Universitätsgesetzes hat der Senat am 13. November 1990 und am 2. Juli 1991 die nachstehende Prüfungs- und Studienordnung der Universität Heidelberg für den Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft beschlossen. Das Ministerium für Wissenschaft und Kunst hat mit Erlaß vom 8. November 1991, Az.: 111-812.60/13, seine Zustimmung erteilt.

### **I. Prüfungsordnung**

#### **§ 1 Geltungsbereich**

Die vorliegende Prüfungs- und Studienordnung regelt Zweck, Ziele, Inhalte und Verlauf des Aufbaustudiengangs Diakoniewissenschaft an der Universität Heidelberg.

#### **§ 2 Zulassung**

Die Voraussetzung für die Zulassung zum Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft regelt die Zulassungsordnung. Voraussetzung für die Zulassung zur Prüfung ist die Mitgliedschaft in einer evangelischen Kirche oder einer anderen Kirche, die dem Ökumenischen Rat der Kirchen oder dem Lutherischen Weltbund oder Reformierten Weltbund angehört. Über Ausnahmen entscheidet der Prüfungsausschuß.

#### **§ 3 Ziele des Aufbaustudiengangs und Zweck der Prüfung**

(1) Im Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft sollen Kenntnisse der theologischen Grundlagen der geschichtlichen Entwicklung und der rechtlich organisatorischen Struktur diakonisch-sozialer Arbeit und Grundkenntnisse ihrer Rahmenbedingungen im sozialen Rechtsstaat vermittelt werden. Darüber hinaus soll in human- und sozialwissenschaftliche Arbeitsweisen und Theorieansätze eingeführt werden; Vertrautheit mit Praxisfeldern der Diakonie sowie entsprechende methodische Fertigkeiten sollen erworben werden.

(2) Durch die Diplomprüfung des Aufbaustudiengangs Diakoniewissenschaft sollen die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten auf dem Gebiet der Diakoniewissenschaft nachgewiesen werden.

#### **§ 4 Studiendauer**

Die Regelstudienzeit einschließlich der Prüfungszeit beträgt vier Fachsemester.

#### **§ 5 Art und Umfang der Prüfung**

Die Prüfung besteht aus einer schriftlichen Diplomarbeit und einer mündlichen Prüfung. Die mündliche Prüfung wird am Ende des ordnungsgemäßen Studiums und nach Fertigstellung und Annahme der Diplomarbeit abgelegt. § 52 des Universitätsgesetzes bleibt unberührt.

#### **§ 6 Erteilung des Diploms**

Ist die Prüfung bestanden, stellt die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg ein Diplom für Diakoniewissenschaft aus. Es wird der Diplomgrad „Diplom-Diakoniewissenschaftler/Diplom-Diakoniewissenschaftlerin“ vergeben.

#### **§ 7 Prüfungsausschuß**

(1) Für die Organisation der Prüfungen im Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft und die durch diese Prüfungsordnung zugewiesenen Aufgaben wird von der Theologischen Fakultät ein Prüfungsausschuß gebildet. Er besteht aus drei Mitgliedern, für die Stellvertreter zu benennen sind. Die Mitglieder müssen hauptamtliche Professoren<sup>1</sup> der Universität Heidelberg sein.

(2) Der Leiter des Diakoniewissenschaftlichen Instituts gehört dem Prüfungsausschuß an. Die beiden übrigen Mitglieder werden vom Fakultätsrat der Theologischen Fakultät bestellt. Der Ausschuß wählt aus seinem Kreis den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter.

(3) Die Amtszeit der bestellten Mitglieder beträgt drei Jahre. Wiederwahl ist möglich.

#### **§ 8 Prüfer**

(1) Der Prüfungsausschuß bestellt die Prüfer auf die Dauer von drei Jahren.

---

<sup>1</sup> Soweit in dieser Prüfungsordnung aus redaktionellen Gründen ausschließlich männliche Personenbezeichnungen verwendet werden, schließen diese Frauen in der jeweiligen Funktion mit ein.

(2) Als Prüfer werden Professoren, Hochschul- und Privatdozenten bestellt, die an der Lehre im Rahmen des Aufbaustudiums beteiligt sind. Promovierte wissenschaftliche Mitarbeiter und promovierte Lehrbeauftragte am Diakoniewissenschaftlichen Institut können nur dann zu Prüfern bestellt werden, wenn Professoren, Hochschul- und Privatdozenten nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen; sie werden auf die Dauer eines Semesters bestellt. Wiederbestellung ist zulässig.

(3) Für die mündliche Prüfung, die aus drei Teilprüfungen besteht, werden zwei Prüfer bestellt, von denen einer aus der Theologischen Fakultät kommen muß. Einer der Prüfer führt das Protokoll.

### **§ 9 Anrechnung von Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen**

(1) Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in demselben Studiengang an einer Universität oder einer gleichgestellten Hochschule im Geltungsbereich des Hochschulrahmengesetzes werden ohne Gleichwertigkeitsprüfung anerkannt.

(2) Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in anderen Studiengängen werden anerkannt, soweit die Gleichwertigkeit festgestellt ist. Gleichwertigkeit ist festzustellen, wenn Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in Inhalt, Umfang und in den Anforderungen denjenigen des entsprechenden Studiums an der aufnehmenden Hochschule im wesentlichen entsprechen. Dabei ist kein schematischer Vergleich, sondern eine Gesamtbetrachtung und Gesamtbewertung vorzunehmen.

Bei der Anerkennung von Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen, die außerhalb des Geltungsbereichs des Hochschulrahmengesetzes erbracht wurden, sind die von der Kultusministerkonferenz und der Hochschulrektorenkonferenz gebilligten Äquivalenzvereinbarungen sowie Absprachen im Rahmen von Hochschulpartnerschaften zu beachten.

(3) Für Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in staatlich anerkannten Fernstudien gelten die Absätze 1 und 2 entsprechend.

(4) Einschlägige berufspraktische Tätigkeiten werden anerkannt.

(5) Werden Studien- und Prüfungsleistungen anerkannt, sind die Noten - soweit die Notensysteme vergleichbar sind - zu übernehmen und in die Berechnung der Gesamtnote einzubeziehen. Bei unvergleichbaren Notensystemen wird der Vermerk „bestanden“ aufgenommen. Eine Kennzeichnung der Anerkennung im Zeugnis ist zulässig.

(6) Bei Vorliegen der Voraussetzungen der Absätze 1 bis 4 besteht ein Rechtsanspruch auf Anerkennung. Die Anerkennung von Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen, die im Geltungsbereich des Hochschulrahmengesetzes erbracht wurden, erfolgt auf Antrag. Der Student hat die für die Anrechnung erforderlichen Unterlagen vorzulegen.

### **§ 10 Diplomarbeit**

(1) Die Diplomarbeit soll zeigen, daß der Kandidat in der Lage ist, ein Problem aus dem Bereich der Diakoniewissenschaft selbständig nach wissenschaftlichen Methoden zu bearbeiten. Das Thema der Diplomarbeit wird dem Kandidaten nach Absprache mit einem prüfungsberechtigten Dozenten vom Vorsitzenden des Prüfungsausschusses mitgeteilt. Das Ausgabedatum ist aktenkundig zu machen. Das Thema der Diplomarbeit muß so beschaffen sein, daß es innerhalb von drei Monaten bearbeitet werden kann.

(2) Die Zeit von der Vergabe des Themas bis zur Abgabe der Diplomarbeit darf drei Monate nicht überschreiten. In begründeten Ausnahmefällen ist eine Verlängerung bis zu zwei Monaten möglich. Der Kandidat hat in diesen Fällen vor Ablauf der dreimonatigen Bearbeitungsfrist einen Antrag an den Prüfungsausschuß zu richten.

(3) Das Thema kann nur einmal innerhalb von sechs Wochen nach Vergabe des Themas zurückgegeben werden.

(4) Bei Abgabe der Diplomarbeit hat der Kandidat schriftlich zu versichern, daß er seine Arbeit selbständig verfaßt und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und alle wörtlich oder sinngemäß übernommenen Textstellen als solche kenntlich gemacht hat und daß die Arbeit oder wesentliche Teile daraus nicht bereits in einem anderen Prüfungsverfahren vorgelegt wurden.

### **§ 11 Annahme und Bewertung der Diplomarbeit**

(1) Die Diplomarbeit ist in dreifacher Ausfertigung zu Händen des Prüfungsausschusses im Sekretariat des Diakoniewissenschaftlichen Instituts abzugeben. Das Ausgabedatum ist aktenkundig zu machen.

(2) Die Diplomarbeit wird von dem Prüfer, der das Thema ausgegeben und die Arbeit betreut hat, und von einem zweiten Prüfer, der vom Vorsitzenden des Prüfungsausschusses bestimmt wird, bewertet. Die Betreuung und die Bewertung der Diplomarbeit kann nur Professoren, Hochschul- und Privatdozenten übertragen werden.

(3) Bei nicht übereinstimmender Beurteilung gibt der Vorsitzende des Prüfungsausschusses die Arbeit zunächst zur Einigung auf einen gemeinsamen Notenvorschlag an den Erst- und Zweitgutachter zurück. Kommt

es zu keiner einheitlichen Notengebung und differieren die Notenvorschläge um nicht mehr als zwei Noten, so gilt als Note das arithmetische Mittel aus den beiden Vorschlägen.

(4) Bei einer Differenz von mehr als zwei Noten entscheidet der Prüfungsausschuß nach Anhören eines weiteren von ihm bestellten Gutachters über die endgültige Bewertung.

Der Prüfungsausschuß entscheidet auch dann nach Anhören eines weiteren Gutachters über die endgültige Bewertung, wenn eine Diplomarbeit von dem einen Gutachter mit „nicht ausreichend“ und dem anderen Gutachter mit „ausreichend“ bewertet wird.

(5) Ist die Diplomarbeit nicht mindestens mit der Note „ausreichend“ (4,0) bewertet worden, so gilt sie als nicht angenommen.

### **§ 12 Zulassung zur mündlichen Prüfung**

(1) Pro Jahr werden zwei Termine für die mündliche Prüfung festgesetzt. Sie werden vom Prüfungsausschuß zu Beginn jedes Semesters durch Aushang bekanntgegeben.

(2) Der Antrag auf Zulassung zur mündlichen Prüfung ist spätestens zwei Monate vor Beginn der Prüfung schriftlich beim Vorsitzenden des Prüfungsausschusses zu stellen.

Die Teilnahme an der Prüfung setzt voraus:

- den Nachweis über die erfolgreiche Teilnahme an zwei Seminaren oder Übungen wahlweise aus den Bereichen:
  - biblische, geschichtliche, systematisch-theologische Grundlagen der Diakonie;
  - diakoniewissenschaftliche Theoriebildung;
  - Handlungsfelder der Diakonie;
- den Nachweis über die erfolgreiche Teilnahme an zwei Seminaren oder Übungen wahlweise aus den Bereichen:
  - Rechtsgrundlagen und Organisation der Wohlfahrtspflege;
  - Systeme der Sozialen Sicherung;
  - Methoden der Sozialarbeit/Sozialpädagogik;
  - Soziologie/Sozialphilosophie;
  - medizinische Ethik/Sozialmedizin;
- den Nachweis über die erfolgreiche Teilnahme an einem Praxisprojekt;
- den Nachweis über die Teilnahme an einer Exkursion;
- den Nachweis über die Teilnahme an einem Diakonie- bzw. Sozialpraktikum;
- den Nachweis über die Annahme der Diplomarbeit.

Der Nachweis der erfolgreichen Teilnahme wird durch eine der folgenden, der jeweiligen Lehrform entsprechenden Leistungen erbracht: schriftliche Hausarbeit, schriftlich ausgearbeitetes Referat, Projektbericht, Klausur, Kolloquium.

### **§ 13 Anforderungen in der mündlichen Prüfung**

(1) Grundkenntnisse der biblischen Grundlagen, der geschichtlichen Entwicklung, der systematischtheologischen Begründung der Diakonie sowie der diakoniewissenschaftlichen Theoriebildung.

(2) Kenntnisse in den Bereichen:

- Systeme der sozialen Sicherung;
- rechtliche und organisatorische Rahmenbedingungen kirchlicher Sozialarbeit;
- Sozialarbeit/Sozialpädagogik; medizinische Ethik/Sozialmedizin.

(3) Vertrautheit mit Theorie und Praxis einzelner Handlungsfelder der Diakonie.

### **§ 14 Art und Umfang der Prüfungsleistung**

Die mündliche Prüfung besteht aus drei Teilprüfungen. Jede Teilprüfung hat eine Dauer von ca. 30 Minuten.

- Die Teilprüfung I bezieht sich auf die Anforderungen gemäß § 13,1.
- Die Teilprüfung II bezieht sich auf die Anforderungen gemäß § 13,2.
- Die Teilprüfung III bezieht sich auf die Anforderungen gemäß § 13,3.

In den beiden letztgenannten Teilprüfungen kann der Kandidat mit Zustimmung der Prüfer je ein Schwerpunktthema wählen, von dem die Teilprüfung ausgeht.

### **§ 15 Durchführung der mündlichen Prüfung**

(1) Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses sorgt dafür, daß der Termin für die Prüfung und die Zuordnung der Kandidaten zu den Prüfern spätestens zwei Wochen vor der Prüfung bekanntgemacht wird.

(2) Studierende des Aufbaustudienganges Diakoniewissenschaft können nach Maßgabe der vorhandenen Plätze als Zuhörer an den Prüfungen teilnehmen. Aus wichtigen Gründen oder auf Antrag des Prüflings ist die Öffentlichkeit auszuschließen.

(3) Die Bekanntgabe der Noten aus den mündlichen Teilprüfungen erfolgt im Anschluß an die Prüfungen unter Ausschluß der Öffentlichkeit.

### § 16 Bewertung der Prüfungsleistungen

Für die Bewertung der Leistungen sind folgende Noten zu verwenden:

1 = sehr gut                    eine hervorragende Leistung;  
 2 = gut                         eine Leistung, die erheblich über den durchschnittlichen Anforderungen liegt;  
 3 = befriedigend            eine Leistung, die durchschnittlichen Anforderungen entspricht;  
 4 = ausreichend            eine Leistung, die trotz ihrer Mängel noch den Anforderungen genügt;  
 5 = nicht ausreichend    eine Leistung, die wegen erheblicher Mängel den Anforderungen nicht mehr genügt.  
 Zur differenzierten Bewertung der Prüfungsleistungen können Zwischenwerte durch Erniedrigen oder Erhöhen der einzelnen Noten um 0,3 gebildet werden; die Noten 0,7; 4,3, 4,7 und 5,3 sind dabei ausgeschlossen. Die Diplomprüfung ist bestanden, wenn die schriftliche Diplomarbeit und jede Teilprüfung mindestens die Note „ausreichend“ (4,0) erhalten haben.

### § 17 Bildung der Gesamtnote

(1) Die Gesamtnote ergibt sich als das arithmetische Mittel aus der Summe der Ergebnisse aus den mündlichen Teilprüfungen und dem Ergebnis der schriftlichen Diplomarbeit, wobei die Diplomarbeit mit dem Faktor zwei gewertet wird.

(2) Die Prüfungsnote der bestandenen Prüfung lautet:  
 bei einem Durchschnitt bis 1,5                 = sehr gut  
 bei einem Durchschnitt über 1,5 bis 2,5   = gut  
 bei einem Durchschnitt über 2,5 bis 3,5   = befriedigend  
 bei einem Durchschnitt über 3,5 bis 4,0   = ausreichend.

### § 18 Wiederholung der Prüfung

(1) Ist die Diplomarbeit nicht angenommen, so können die Studierenden auf Antrag bis zum Ablauf des nächsten Semesters ein neues Thema erhalten; eine Rückgabe dieses Themas ist nicht zulässig. Eine zweite Wiederholung der Diplomarbeit ist nicht möglich. Ist die Diplomarbeit endgültig nicht angenommen, so kann die Prüfung nicht fortgesetzt werden.

(2) Jede mündliche Teilprüfung kann im Falle eines Nichtbestehens wiederholt werden. Die Wiederholungsprüfung muß spätestens beim übernächsten Prüfungstermin abgelegt werden. Die mündliche Prüfung bzw. Teilprüfung kann nur einmal wiederholt werden. Nur in begründeten Fällen ist ausnahmsweise eine zweite Wiederholung einer mündlichen Teilprüfung möglich. Die Entscheidung obliegt dem Prüfungsausschuß, an den der Antrag auf eine zweite Wiederholung zu richten ist. Ist eine letztmalige Wiederholungsprüfung nicht bestanden, so gilt die ganze Prüfung als endgültig nicht bestanden.

### § 19 Versäumnis, Rücktritt, Täuschungen

(1) Eine Prüfungsleistung gilt als mit „nicht ausreichend“ (5,0) bewertet, wenn der Kandidat zu einem Prüfungstermin ohne triftige Gründe nicht erscheint, während der Prüfung ohne triftige Gründe von der Prüfung zurücktritt, wenn er die Diplomarbeit nicht fristgerecht einreicht oder den Antrag nicht gemäß § 10 Abs. 2 rechtzeitig stellt.

(2) Die für den Rücktritt oder das Versäumnis geltend gemachten Gründe müssen dem Prüfungsausschuß unverzüglich schriftlich angezeigt und glaubhaft gemacht werden: bei Krankheit des Kandidaten ist ein ärztliches Attest vorzulegen. Über die Anerkennung der Gründe entscheidet der Prüfungsausschuß. Werden die Gründe anerkannt, so wird ein neuer Prüfungstermin bestimmt. Die bereits vorliegenden Prüfungsleistungen werden anerkannt.

(3) Versucht der Kandidat das Ergebnis seiner Prüfungsleistung durch Täuschung oder Benutzung nicht zugelassener Hilfsmittel zu beeinflussen, gilt die betreffende Prüfungsleistung als mit „nicht ausreichend“ (5,0) bewertet.

(4) Ablehnende Entscheidungen des Prüfungsausschusses sind dem Kandidaten unverzüglich schriftlich mitzuteilen und zu begründen. Eine Rechtsbehelfsbelehrung ist hinzuzufügen.

## II. Studienordnung

### § 20 Studieninhalte

Der Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft umfaßt folgende Schwerpunkte:

– biblische Grundlage, geschichtliche Entwicklungen, systematisch-theologische Zusammenhänge der Diakonie;

- diakoniewissenschaftliche Theoriebildung;
- Rechtsgrundlagen, Organisation und Stellung der freien Wohlfahrtspflege unter den Rahmenbedingungen des sozialen Rechtsstaates,
- Systeme der sozialen Sicherung;
- Methoden und Theoriebildung der Sozialarbeit/Sozialpädagogik;
- diakoniewissenschaftlich relevante Aspekte der Soziologie (insbes. Religions- und Kirchensoziologie)/Sozialphilosophie;
- Grundfragen spezieller Seelsorge/Beratungsarbeit;
- ethische Probleme der Medizin, Aspekte der Sozialmedizin;
- Handlungsfelder der Diakonie.

### **§ 21 Studienaufbau**

(1) Die in § 20 aufgeführten Studieninhalte verteilen sich auf eine Zeit von drei Semestern. Die Gesamtzahl der Semesterwochenstunden beträgt ca. 40 Stunden.

(2) Es sind während des Studiengangs zu absolvieren:

- eine Exkursion;
- ein mindestens vierwöchiges Diakonie- bzw. Sozialpraktikum;
- ein Praxisprojekt.

Im Praxisprojekt erfolgt praxisnahes und problemorientiertes Lernen in ausgewählten Handlungsfeldern diakonischer Arbeit. Das Praxisprojekt geschieht unter qualifizierter Begleitung und schließt mit einer Auswertung ab.

## **III. Allgemeines**

### **§ 22 Inkrafttreten**

Die vorstehende Prüfungs- und Studienordnung tritt am ersten Tag des auf die Veröffentlichung im Amtsblatt „Wissenschaft und Kunst“ folgenden Monats in Kraft.

Heidelberg, den 6. Dezember 1991

*Prof. Dr. Peter Ulmer; Rektor*

Aus: Amtsblatt Wissenschaft und Kunst, Jg. 11, Nr. 2 vom 21.2.1992, 44-47.

## **Zulassungsordnung Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft**

– ZO Diak – vom 04.12.1991

Aufgrund von § 7 Abs. 2, § 48 Abs. 3 und § 94 Abs. 3 Universitätsgesetz in der Fassung vom 30.10.1987 (GBl. S. 545 erläßt der Senat durch Beschluß vom 13.11.1990 und 02.07.1991 mit Zustimmung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (Erlaß vom 08.11.1991, Az. II-812.60/13) folgende Satzung:

### **§ 1 Zulassungsvoraussetzungen**

(1) Zum Aufbaustudiengang „Diakoniewissenschaft“ kann zugelassen werden, wer an einer Universität das Studium eines der nachfolgend aufgeführten Fächer als Hauptfach mit Erfolg abgeschlossen hat: Theologie, Medizin, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaften, Pädagogik (Sonder- und Sozialpädagogik), Psychologie oder Soziologie.

(2) Ausnahmen können vom Prüfungsausschuß auf Antrag gestattet werden, soweit sich die Eignung aufgrund gleichwertiger anderer Leistungen feststellen läßt.

(3) Gegenüber dem Studentensekretariat ist die Bewilligung einer Ausnahme durch eine Bescheinigung des Vorsitzenden des Prüfungsausschusses nachzuweisen.

### **§ 2 Studienbeginn**

Bewerber können im Winter- und im Sommersemester zugelassen werden.

### **§ 3 Inkrafttreten**

Die Satzung tritt am Tage nach ihrer Bekanntmachung in Kraft.

Heidelberg, den 04.12.1991

gez. Prof. Dr. jur. Peter Ulmer, Rektor

## Am Institut mitwirkende Gremien und Personen

### Beirat des Instituts:

Landesbischof **Prof. Dr. Klaus Engelhardt**, Bad. Landeskirche, Karlsruhe (Vorsitzender)  
Präsident Pfarrer **Jürgen Gohde**, Diakonisches Werk der EKD, Stuttgart (Stellv. Vorsitzender)

### Der Dekan der Theologischen Fakultät Heidelberg

**Dr. Dieter Dreisbach**, Direktor, Leiter des Berufsbildungswerkes in den Johannes-Anstalten Mosbach (Dozentenvertreter)  
**Dr. Britta von Schubert**, Studienrätin an der E.v.Thadden-Schule Heidelberg (Dipl.-Diakoniewiss.)  
**Michaela Frenz**, stud. theol., Heidelberg (stud. Vertreterin)  
**Silke Funk**, stud. diak., Heidelberg (stud. Vertreterin)

Mitglieder aus den Landeskirchen bzw. Diakonischen Werke:

Pfarrer **Dr. Dr. Jürgen Albert**, Diakonisches Werk der Evang. Landeskirche Hessen-Nassau  
Pastor **Günther Barenhoff**, Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche Westfalen  
Vizepräsident **Klaus Bielitz**, Evang. Kirche von Kurhessen-Waldeck  
Oberkirchenrat **Dr. Klaus A. Baier**, Evang.-Luth. Kirche in Oldenburg  
Direktor Pfarrer **Dieter Brandes**, Diakonische Akademie Berlin/Stuttgart  
Oberkirchenrätin **Doris Damke**, Evangelische Kirche von Westfalen  
Kirchenrat **Gerhard Fersing**, Evang.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe  
Kirchenrat **Dr. Gottfried Gerner-Wolfhard**, Bad. Landeskirche  
Landeskirchenrat **Jörn-Erik Gutheil**, Evang. Kirche im Rheinland  
Landespfarrer **Dr. Andreas Lischke**, Diakonisches Werk der Evang. Landeskirche Anhalts  
Oberkonsistorialrat **Jochen Muhs**, Evangelische Kirche von Berlin-Brandenburg  
Direktor Pfarrer **Dr. Karl Dieterich Pfisterer**, Diakonisches Werk der EKD  
Landespastor i.R. **Jens-Hinrich Pörksen**, Diakonisches Werk Schleswig-Holstein  
Oberkirchenrat **Udo Siebert**, Evang.-Luth. Kirche in Thüringen  
Oberkirchenrat **Wolfgang Schneider**, Diakonisches Werk der Evang. Landeskirche in Baden  
**Dr. Hartwig von Schubert**, Diakonisches Werk Hamburg  
Pfarrer **Dieter Seifert**, Diakoniekolleg im Diakonischen Werk Bayern  
Oberlandeskirchenrat **Gert Steffen**, Evang.-Luth. Landeskirche Hannovers  
**Dr. Jürgen Stein**, Diakonisches Werk Bremen  
Diakonie-Landespfarrer **Roland Springborn**, Diakonisches Werk in der Pommerschen Evangelischen Kirche  
Landespfarrer **Frieder Theysohn**, Leiter des Diakonischen Werkes der Evang. Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche)  
Oberkirchenrat **Jens Timm**, Diakonisches Werk der Evang. Kirche in Württemberg.

### Dozentenkonferenz:

Direktor **Martin Beckord**  
Direktor **Dr. Dieter Dreisbach**  
**Prof. Dr. Jürgen Hübner**  
**Prof. Dr. Albert Mühlum**  
Pfarrer Privatdozent **Dr. Gerhard K. Schäfer**  
Direktor **Prof. Dr. Walther Specht**  
**Prof. Dr. Theodor Strohm**  
**Prof. Dr. Jörg Thierfelder**  
Direktor **Dr. Alexander Vater**

### Prüfungsamt:

**Prof. Dr. Theodor Strohm** (Vorsitz)  
**Prof. Dr. Heinz Schmidt** (Stellvertreter)  
**Prof. Dr. Kristian Hungar**  
**Prof. Dr. Manfred Oeming** (Stellvertreter)  
**Prof. Dr. Hans-Joachim Eckstein** (als Vorsitzender des Fakultätsprüfungsausschusses)  
**Prof. Dr. Christoph Burchard** (Stellvertreter)

### Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des DWI:

Leiter: **Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm**  
Stellvertretende Leitung: **Prof. Dr. Heinz Schmidt**  
Sekretariat:  
**Heidi Schüssler**  
**Annette Leis**

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

**Dr. Arnd Götzelmann, Pfr.**  
**Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann**  
**Dr. Renate Zitt, Dipl.-Diakoniewiss.**

Wissenschaftliche Hilfskräfte:

stud. theol. **Michaela Frenz**  
stud. theol. **Dirk Jonas**

Bibliothek:

Dipl.-Bibl. **Arthur Hermann**

## Die Publikationen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts

In zwei Publikationsreihen werden kontinuierlich Ergebnisse der Forschung am Institut veröffentlicht. Seit 1989 erscheint unter der Herausgeberschaft von Prof. Theodor Strohm die Reihe „Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg“ mit bisher mehreren Bänden zu systematisch-theologischen, historischen, biblischen, homiletischen und sozialetischen Grundsatzfragen der Diakonie. 1993 wurde die unter der gleichen Herausgeberschaft edierte Reihe „Diakoniewissenschaftliche Studien“ neu begründet. Sie macht einem weiteren Leserkreis Beiträge aus dem breiten Spektrum der diakonisch-sozialen Verantwortung der Kirchen zu günstigen Konditionen zugänglich. Forschungsarbeiten aus dem Institut erscheinen hier ebenso wie Arbeiten aus dem ökumenischen Kontext. Die Diplom- und Abschlußarbeiten sowie die Dissertationen sind in der umfangreichen Bibliothek des Praktisch-theologischen Seminars der Universität Heidelberg der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich. Daneben wird in studentischer Verantwortung das „DWI-Info“ herausgegeben, das einmal jährlich den Stand von Forschung und Lehre am Institut zusammenfaßt und thematische Veröffentlichungen zu bestimmten Schwerpunkten bietet. Die Einzelforschung, die in den vergangenen Jahren eine deutliche Zunahme erfahren hat, wird den vier Rahmenprojekten zugeordnet, die im Diakoniewissenschaftlichen Institut derzeit schwerpunktmäßig behandelt werden:

1. Theologie und Praxis der Diakonie im Bezugfeld sozialstaatlicher Entwicklungen. Handlungsfelder der diakonisch-sozialen Arbeit. Diakonische Dimensionen christlicher Gemeindepraxis. Klärung methodischer Fragen im Dialog von Theologie und Human- bzw. Sozialwissenschaften.
2. Exemplarische Untersuchungen zu den biblischen Überlieferungen, zur frühen Kirche und zu außerbiblischen religiösen Traditionen.
3. Die historische und zeitgeschichtliche Erschließung und Aufarbeitung der Diakonie im Kontext kirchlicher Überlieferungen und gesellschaftlicher Entwicklungen insbesondere der öffentlichen und freien Wohlfahrtstätigkeit.
4. Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß und in der Ökumene. Beiträge zum interkonfessionellen und interreligiösen Dialog.

Innerhalb dieser Rahmenbeschreibungen werden exemplarische Einzelstudien, u.a. Diplomarbeiten und Dissertationen, angefertigt oder Studien von Forschungsgruppen gemeinsam ausgearbeitet.

## Hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:

### Leiter:

Prof.Dr.Dr. Theodor Strohm

Tel.: 54-33 38

### Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Dr. Arnd Götzelmann, Pfr.

Tel.: 54-33 39

Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann

Tel.: 54-33 39

Dr. Renate Zitt, Dipl.-Diakoniewiss.

Tel.: 54-33 39

### Sekretariat:

Heidi Schüssler

Tel.: 54-33 36

Annette Leis

Tel.: 54-33 36

### Bibliothekar:

Arthur Hermann

Tel.: 54-33 28

### Sprechstunden:

Prof. Theodor Strohm

dienstags 11-13 Uhr

Dr. Arnd Götzelmann, Pfr.

dienstags 11-13 Uhr

Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann

montags 14-16 Uhr

Dr. Renate Zitt, Dipl.-Diakoniewiss.

mittwochs 11-13 Uhr

### Öffnungszeiten des Sekretariats:

montags bis donnerstags

10-12 Uhr

## Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg

Karlstr.16

69117 Heidelberg

Telefon: 06221/ 54 33 36 Telefax: 06221/ 54 33 80